Aus Vergangenheit

und

Gegenwart.

Jüdische Erzählungen

von

Dr. Lehmann,
Rabbiner der israelitischen Religionsgesellschaft zu Mainz,
Redacteur des „Israelit".

Berlin.
Louis Gerschel.
1872.

Aus Vergangenheit

und

Gegenwart.

Jüdische Erzählungen

von

Dr. Lehmann,
Rabbiner der israelitischen Religionsgesellschaft zu Mainz,
Redacteur des „Israelit“.

Berlin.
Louis Gerschel.
1871.

Inhalt.

Des Königs Eidam.

I.

Der westphälische Friede hatte soeben eine Reihe von Kriegen beendet, durch welche die Mitte und der Westen Europa's in Verwirrung gestürzt und verwüstet worden waren. Achtzig Jahre lang hatte der Krieg in den Niederlanden gewüthet, dreißig Jahre lang hatte er die blühenden Fluren Deutschlands in Einöden verwandelt, Kunst und Wissenschaft vernichtet, volkreiche Städte ihrer Bewohner beraubt. Nach langjährigen Verhandlungen zu Münster und Osnabrück hatten sich endlich die Mächtigen der Erde geeinigt und Friede geschlossen. Der Osten Europa's war von diesen Wirrsalen wenig berührt worden und erfreute sich eines blühenden Wohlstandes. Da sollte denn auch dort, wo unsere Glaubensgenossen am zahlreichsten wohnen, im Königreiche Polen, der Krieg seine furchtbare Fackel schwingen und namenloses Elend heraufbeschwören.

Der Kosacken-Hettman Chamil (nach polnischer Lesart Chmielnicki) hatte sich gegen seinen Herrn, den König

von Polen, empört; ihm war von einem polnischen Fürsten, Horonzi, großes Unrecht geschehen. Der Fürst ließ ihn ins Gefängniß werfen und wollte ihn enthaupten lassen. Aber Chamil gelang es, zu entfliehen und die Kosacken, die sich zur griechisch-katholischen Religion bekennen, gegen die römisch-katholischen Polen aufzuwiegeln; bald hatte er 20,000 Mann gesammelt, und seine Horde wuchs von Tag zu Tag; dazu verband er sich mit den Tartaren, so daß er dem kleinen polnischen Heere von 6000 Mann eine zehnfach überlegene Schaar entgegenstellen konnte. Das ganze polnische Heer wurde gefangen genommen, und nun war Polen den Einfällen der Tartaren hilflos preisgegeben, und namentlich waren es die Juden und die Edelleute, welche die ganze Wuth der rohen Sieger über sich ergehen lassen mußten. Wir wollen die Gräuelscenen nicht schildern, die Opfer nicht zählen, die zerstörten und verwüsteten Städte, die völlig aufgeriebenen großen Gemeinden nicht nennen — wir wollen uns abwenden von jenen furchtbaren Ereignissen und sie nur insofern berühren, als sie in den Gang unserer Erzählung eingreifen. Wir wollen vielmehr einkehren in die stille Werkstätte des Gedankens, in das ärmliche Haus eines der größten Männer, welchen unser an großen Männern so reiches Volk hervorgebracht hat.

In einem kleinen Hause des Judenviertels des litthauischen Städtchens Prinsk wohnte Rabbi Sabbathai Cohen mit Frau und Kind. Kennst Du Rabbi Sabbathai Cohen, lieber Leser, freundliche Leserin? — Wie, Ihr kennt ihn nicht? O, sagt es nicht laut, Ihr müßtet Euch sonst schämen, daß Ihr von Sokrates und Aristoteles, von Leibnitz und Humboldt, und nicht von Sabbathai Cohen zu erzählen wißt; aber geht eilig zu dem Euch am nächsten woh-

nenden jüdischen Gelehrten und laßt Euch vom „Schach“ [1]) berichten, von dem großen Commentator des Jore Deah und Choschen Mischpot [2]), von dem großen Manne, nach dessen Entscheidungen unser religiöses Leben sich meistentheils regelt, von dem scharfsinnigen Sichter des unendlich großen talmudischen Stoffes, laßt Euch von seiner ungeheuren Belesenheit erzählen, von seinem Gedächtnisse, das ans Wunderbare grenzt, und dann folget mir in seine bescheidene Hütte und seht zu Eurem Erstaunen, daß zur Zeit unserer Erzählung Rabbi Sabbathai, wiewohl bereits ein gefeierter Held der jüdischen Wissenschaft, noch fast ein Jüngling ist. Nach polnischer Sitte hat er sich früh verheirathet. Mirjam, seine Gattin, ist eine Urenkelin des großen Rabbi Moses Isserles [3]) (Rema), des Lehrers von ganz Israel. O, sie ist ihrer großen Ahnen würdig, diese Mirjam — ein Weib, so fromm und tugendhaft, wie die erste, die ihren Namen führte, wie die erhabene Prophetin, die Schwester von Moscheh und Ahron. Aber das Haus Rabbi Sabbathai's ist nicht die Wohnstätte des Glücks; Mirjam, die Gattin, ist krank, und Esther, das einzige

---

1) Schach = ש"ך sind die Anfangsbuchstaben seines Namens Schabathai Cohen, sowie des Titels seiner Hauptwerke, die er nach Malachi 2, 7: „Denn des Priesters Lippen werden wahren Erkenntniß,“ שפתי כהן, „die Lippen des Priesters“ nannte.

2) Zwei Theile des Schulchan Aruch, des religiösen Gesetzbuches der Juden.

3) Rabbi Moses Isserles war Rabbiner zu Krakau, woselbst er 5333 (1573) starb; die Zahl der von ihm hinterlassenen Werke beträgt 33; seine religionsgesetzlichen Aussprüche werden fast denen Moscheh Rabbenu's gleichgeachtet. — תורת משה למשה, sagt man noch heute von ihnen.

Kind, ist gar zart und schwach. Da wir in das Haus des Rabbi treten, sehen wir ihn tiefbekümmert am Krankenlager seiner Gattin stehen; neben ihm trocknet die sechsjährige Esther ihre Thränen. Der Rabbi hält die fieberheiße Hand der Kranken, die eben aus unruhigem Schlummer erwacht ist.

„Geliebter Mann," spricht sie, „ich fühle, daß ich von Dir und unserem theuren Kinde scheiden muß; ich bitte Dich, unterbrich mich nicht, ich habe Dir noch Wichtiges zu sagen. Als ich eben schlummerte, sah ich den Urgroßvater, den Rema, im Traume; er befahl mir, Abschied von Euch zu nehmen und Euch zu trösten ob der schweren Zukunft. Denn wisse, mein Geliebter, Schweres ist Euch beschieden, Dir und unserem Kinde. Aber ich will über Euch wachen, will für Euch flehen an Gottes Thron, will nicht rasten, bis Er Seine Engel sendet, Euch zu schützen und zu retten!"

Nachdem sie so gesprochen, sank sie erschöpft in die Kissen ihres Lagers zurück. Rabbi Sabbathai suchte sie zu trösten, zu beruhigen; sie hörte, milde lächelnd, seine Trostesworte an.

„Geliebter," flüsterte sie, „wohl habe ich das Glück begriffen, Deine Gattin zu sein — allein nur kurze Zeit war mir dieses Glück vergönnt; meine Zeit ist um, leb' wohl, mein Herzensmann, leb' wohl, meine süße Esther, Gott schütze und helfe Euch!" —

Da schlossen sich die müden Augen, da versagte die Stimme, und ein liebevolles Mutterherz hörte auf zu schlagen, und es entschwebte die Seele, die so treu sich an den starken Geist des Gatten gelehnt hatte; nur, als Rabbi Sabbathai laut weinend das erste und letzte Bekenntniß des

Judenthums, das „Schemah Jisraël“, rief, da bewegten sich noch leise die Lippen, ehe sie sich für immer schlossen.

II.

Wochen waren seitdem vergangen; Rabbi Sabbathai suchte Trost ob des herben Schmerzes im eifrigen Erforschen der Gotteslehre; die zarte Esther hatte der erste Kummer ihres jungen Lebens auf das Krankenlager geworfen; da lag sie ruhig schlummernd, während ihr Vater, an ihrem Bette sitzend, im Talmud studirte. Es war eine schwierige Stelle im Tractat Baba Mezia, die ihn gerade beschäftigte, bei den Talmudisten unter dem Namen „Tokpho Cohen“ bekannt und über die Rabbi Sabbathai eine Abhandlung zu schreiben im Begriffe stand. In tiefes Nachdenken versunken, hörte er anfangs ein Getöse nicht, das näher und näher kam. Endlich schreckten ihn wirre Stimmen, Wuth- und Angstgeschrei empor. Der Jammerruf: „Chamil kömmt, die Kosacken sind da!“ ertönte auf den Gassen. Rabbi Sabbathai öffnete das Fenster und sah schon den Rauch der von den Kosacken angezündeten Häuser emporsteigen. Schnell warf er eine wärmende Decke um sein krankes Kind, nahm es in seine Arme, hüllte sich dann in einen Pelz und entfloh eiligst nach einer Richtung, die der, von welcher die Kosacken eingedrungen, entgegengesetzt war.

Es war mitten im Winter und noch dazu an einem Freitag-Nachmittage; aber ohne zu überlegen lief der Rabbi über den hartgefrornen Schnee einem nur wenige Stunden entfernten Walde zu, sein theures Kind in den Armen haltend. Hinter ihm tönte der Jubelruf der mordenden und sengenden Kosackenhorde, vermischt mit den Verzweiflungs-

schreien der Ueberfallenen; die Angst gab Rabbi Sabbathai übermenschliche Kräfte, und als die Sonne sank, hatte er den Wald erreicht, in den er eindrang und sich auf einen Baumstumpf niedersetzte; vorher hatte er die wollene Decke vor sich ausgebreitet und sein krankes Kind darauf niedergelegt.

Unterdeß war es Sabbat geworden. Welch ein trauriger Sabbat! Rabbi Sabbathai allein im Walde, allein mit seinem kranken Kinde, ohne Nahrungsmittel, ohne menschliche Hilfe, dabei Gott im Herzen dankend, daß Er ihn und die Tochter aus Räuberhand errettet.

Rabbi Sabbathai betete das Sabbat-Abendgebet und fand dadurch Trost und Ruhe; die Nacht war nicht sehr kalt und der warme Schafpelz schützte ihn und das Kind, das er wieder in seine Arme genommen, vor der Kälte. Aber das Kind fieberte stark, und der bekümmerte Vater konnte ihm keinen labenden Trank, keine heilsame Arznei reichen! Endlich verfiel es in einen tiefen Schlaf, aus dem es nicht mehr erwachte. Als der Morgen anbrach nach dieser langen, qualvollen Nacht, hielt Rabbi Sabbathai eine Leiche in seinen Armen. Der unglückliche Vater legte den kalten starren Körper auf die wollene Decke nieder. So stand er denn jetzt ganz allein in der Welt. Der geliebten Gattin war das einzige Kind nachgefolgt. Sein Haus und seine Bücher waren wahrscheinlich verbrannt sammt seiner übrigen Habe. Verzweiflung wollte sein Herz erfassen; er wollte sich über die Leiche seines Kindes werfen und da sterben, wo sein Theuerstes gestorben. Da erinnerte er sich, daß es Sabbat war. O, erhabener Ruhetag des Herrn, welche Macht hast du, welchen Einfluß übst du auf das Gemüth des Frommen! Die Verzweiflung wich aus dem

Herzen Rabbi Sabbathai's; eine himmlische Ruhe kam über ihn, eine Ergebung in den Willen Gottes, die kein Murren kennt. „Gott hat es so gewollt,“ sprach er vor sich hin. „Sein heiliger Wille geschehe, und — es ist Sabbat heute“ — Dann verrichtete er mit freudiger Andacht das Morgengebet, recitirte auswendig die Sidrah und dachte dem Gottesworte nach.

Komm, lieber Leser, und laß uns diesen über alle Vorstellung erhabenen Mann bewundern! Male Dir das ganze Elend, das ihn betroffen, aus, vergegenwärtige Dir die ganze Größe der Unglücksschläge, die nacheinander auf diesen Vater niedergefallen, der ohne Nahrung, ohne Obdach am kalten Wintertage einsam an der Leiche seines geliebten Kindes sitzt, und dabei Gottergeben, ruhig seiner Pflicht gedenkt, daß ihm des Sabbats Heiligkeit den Ausbruch, die Aeußerung seines tiefen Schmerzes verbietet! Siehe, so hebt das Judenthum seine wahrhaften Bekenner über das irdische Elend hinweg, läßt sie nicht verzweifeln, nicht verzagen und hebt sie frei und leicht inmitten der Qual in Gottes Himmel empor. —

Da Rabbi Sabbathai das Mussaphgebet beginnen will, hört er plötzlich Trompetenschall, der immer näher kommt; bald vernimmt er auch das Gebell von Hunden und den Hufschlag der Pferde, der den gefrornen Schnee durchbricht. „Wehe, die Kosacken kommen auch hieher!“ ruft er aus und entflieht eilends, die Leiche seines Kindes zurücklassend. Nachdem er lange gelaufen und der Trompetenschall immer schwächer in sein Ohr tönt, findet er eine Höhle, in der er Schutz sucht. Dort bleibt er, bis der kurze Wintertag entschwunden und das Mondlicht den Wald erhellt. Dann macht er sich auf den Weg, den Ort suchend,

wo er die Leiche seines Kindes gelassen. Er findet den Baumstumpf wieder, auf dem er gesessen; rings umher ist der Schnee von Menschen, Pferden und Hunden zertreten; aber die Leiche seines Kindes ist verschwunden. Vielleicht hat man sie in den Schnee verscharrt — er sucht jede Spur auf beim Lichte des Mondes; allein vergebens. Da wirft er sich nieder zur Erde und weint und jammert laut.

„Esther, meine Esther, wo bist Du? Ist es mir nicht einmal vergönnt, Deinen entseelten Körper in den Schooß der Mutter Erde zu bergen?“

So klagt und weint er lange, bis seine Gottergebene Seele auch dieses neue Unglück zu ertragen die Kraft gewinnt. Hat er auch Alles verloren, selbst die Leiche seines Kindes — sein Gott und dessen Thora ist ihm geblieben.

III.

Als Rabbi Sabbathai an jenem Sabbatmorgen vor dem Trompetenschall und dem Pferdegetrappel entflohen war, hatte er sich getäuscht. Nicht Kosacken waren es, sondern der König von Polen, der im Walde jagte. Der König war nach Litthauen gekommen, um persönlich den Aufstand des Chamil zu unterdrücken; Chamil war geschlagen worden und seine fliehende Horde hatte das Städtchen Prinsk überfallen und geplündert. Während der Feldherr Ossolinski die Kosacken verfolgte, jagte der König mit seinem Gefolge im Walde. Als der Jagdzug in die Nähe des todten Kindes kam, spürte ein Jagdhund dasselbe auf; da das kluge Thier, des Königs Lieblingshund, immer wieder mit lautem Gebell dahin eilte, wo der Leichnam lag, so entsandte der König einige Diener, um zu sehen, was es gebe.

Die Diener erstatteten alsdann Bericht über den seltsamen Fund. „Majestät,“ sprachen sie, „da liegt die Leiche eines wunderbar feinen, zarten Mädchens; wahrscheinlich ist das Kind auf der Flucht vor den Kosacken gestorben und dann von den Seinigen hier zurückgelassen worden.“

Der König beschloß selbst nachzusehen. Als er das todte Kind erblickte, war er erstaunt ob der himmlischen Schönheit des kleinen Mädchens.

„Parcinski,“ sprach er zu dem neben ihm reitenden Leibarzt, „seht doch einmal nach; vielleicht lebt das Kind noch; es ist sicherlich die Tochter eines entflohenen litthauischen Edelmannes, der uns zu Dank verpflichtet sein wird, wenn wir seinem Kinde das Leben erhalten.“

Der Arzt stieg vom Pferde und untersuchte den Leichnam.

„Es ist noch Leben in dem Kinde,“ sprach er dann; „es ist nur vom Starrkrampf befallen. Befehlen Eure Majestät, daß einer der Diener das Kind zu sich aufs Pferd nehme; vielleicht gelingt es, ein Menschenleben zu erhalten.“

Der König winkte einem der Diener, der sogleich that, wie der Leibarzt gesprochen, und fort ging es nach einem nahen Jagdschlosse, wo sich auch die Königin und deren einzige Tochter Maria befanden.

Hier wurde Esther zu Bett gebracht und erwachte auch bald wieder zum Leben; aber ein hitziges Fieber hatte sich ihrer bemächtigt. Lange war sie in Todesgefahr, da trat eine Krisis ein und das Leben siegte. Langsam schritt die Besserung vor. —

Die junge Prinzessin Maria, ebenfalls ein sechsjähriges Mädchen, hatte die Zeit nicht erwarten können, bis

es ihr vergönnt ward, das im Walde gefundene Kind zu sehen. Als sie die Genesende besuchte, faßte sie eine heftige Zuneigung zu ihr; sie sprach fortan von nichts Anderem als von dem Waldkinde, und so lenkte sie die Aufmerksamkeit des Königs und der Königin wieder auf die fast vergessene Esther. Als der Arzt erklärte, daß sie außer Gefahr sei und man sie nach ihrer Vergangenheit fragen dürfe, ohne eine schädliche Aufregung befürchten zu müssen, forderte man Esther auf, zu erzählen, wieso sie in den Wald gekommen. Und Esther erzählte vom Vater und der verstorbenen Mutter und der Flucht vor den Kosacken. Es stellte sich jetzt heraus, daß man ein Judenkind gerettet hatte.

„Was fangen wir mit der kleinen Jüdin an?" fragte der König. „Wer weiß, wohin ihr Vater entflohen ist; der wird wohl sobald nicht aufzufinden sein."

„Mögen Eure Majestät geruhen," antwortete der berichterstattende Leibarzt, „zu befehlen, daß man die kleine Jüdin einer der jüdischen Gemeinden übergebe, die schon für die Zukunft derselben Sorge tragen wird."

„O, nicht doch, Papa," rief da die kleine Maria, „ich lasse das Waldmädchen nicht fort! Wie schön werden wir zusammen spielen, wenn sie erst ganz wieder gesund ist. Bitte, bitte, laß mir mein Waldmädchen!"

„Thun wir dem Kinde den Gefallen," sagte da die Königin. „Wir können das Waldmädchen taufen und so lange bei uns lassen, als Maria an ihrem Spielzeug Gefallen findet."

Der König fügte sich gern den vereinten Bitten von Gattin und Tochter, und der Beichtvater wurde beauftragt, Esther zur Taufe vorzubereiten.

Wenige Tage nachher war Esther völlig wieder hergestellt; da ereignete sich etwas, was nicht geringes Aufsehen im Schlosse erregte: das sechsjährige Kind weigerte sich, fürder verbotene Speisen zu essen.

„Warum willst Du nicht essen, kleine Thörin?" fragte sie der Leibarzt, dem die Wärterin die Weigerung des Kindes mitgetheilt hatte.

„„Weil uns Gott verboten hat, solche Speisen zu genießen!"" entgegnete Esther.

„Du hast sie aber doch bis jetzt unweigerlich genommen?"

„„Ja, da war ich krank; mein Vater sagte, als die Mutter krank war, daß der Schwerkranke sein Leben erhalten müsse. Jetzt aber bin ich gesund; da darf ich nur jüdische Kost genießen!""

„Nun," sagte der Leibarzt, „es ist jetzt Zeit, daß Pater Cyrill seine Thätigkeit beginne."

Pater Cyrill, der Beichtvater des Königs, kam und begann dem kleinen Mädchen auseinanderzusetzen, daß, da sein Vater es für todt zurückgelassen, es für diesen gestorben und erst durch des Königs Gnade zum neuen Leben erwacht sei; Esther sei demnach gleichsam ein Geschöpf des Königs; sie müsse also des Königs Glauben annehmen und sich taufen lassen.

Als Esther den Pater so sprechen hörte, fing sie laut an zu jammern und zu weinen; sie bat, man solle sie fortschicken, ja, man solle sie tödten. — In jener Zeit waren die Martyrer häufig; die Kosacken hatten Tausende von Juden und Jüdinnen, von Knaben und Mädchen zur Taufe zwingen wollen; diese aber hatten es vorgezogen. des qualvollsten Todes zu sterben. Die erwähnten Ereignisse

bildeten damals allüberall das Tagesgespräch, und Esther hatte, so jung sie war, genug davon erzählen hören. Die Martyrer erfüllten damals jedes Herz mit Bewunderung. Namentlich ging die Geschichte einiger junger Mädchen, die in heldenmüthiger Weise den Namen Gottes geheiligt hatten, von Mund zu Mund. Da keine Gemeinde Polens vor dem Geschicke der Schwestergemeinden sicher war, so bestrebte sich jeder Familienvater, die Herzen der Seinigen, selbst der kleineren Kinder, in Begeisterung für den Glauben der Väter zu entflammen, damit Alle bereit seien, wenn das Geschick sie ereilen möchte, für Gott und Seine heilige Lehre zu sterben. Man wundere sich daher nicht, daß die sechsjährige Esther die Zumuthungen des Pater Cyrill so standhaft zurückwies; sie warf sich zu Boden und weinte und schluchzte so heftig, daß die Prinzessin Maria, die in der Nähe sich befand, herbeieilte.

„Mein Waldmädchen," rief die kleine Prinzessin, „warum weinst Du? Wer will Dir was zu Leide thun?"

Esther konnte nicht antworten und deutete nur auf den Pater.

„Ihr, Vater Cyrill?" fragte Maria erstaunt.

„„Nicht doch, meine Tochter,"" entgegnete der Pater, „„im Gegentheil, ich will sie glücklich machen; sie soll ganz und gar Dein Schwesterchen, sie soll Christin werden!""

„Und Du willst nicht, Esther?" fragte die Prinzessin.

„„Nein, nein,"" rief Esther heftig, „„ich will nicht, ich will Jüdin bleiben! lieber will ich sterben!""

Da richtete Maria die kleine Freundin sanft empor, umarmte sie und küßte ihr die Thränen von den Augen.

„Sei ruhig, Esther," sprach sie, „Dich soll Niemand

zwingen; Du bist doch mein lieb Schwesterchen. Komm mit in den Garten, wo die ersten Veilchen blühen."

Und Esther lächelte unter Thränen; und Maria nahm die Spielgefährtin bei der Hand und führte sie an den Pater vorüber, dem sie im Vorbeigehen demuthsvoll die Hand küßte. Dann gingen die kleinen Freundinnen in den Garten, um die ersten Veilchen zu suchen, und ihr silberhelles Lachen und Jubeln tönte weithin. Wer die beiden lieblichen Kinder so sah in ausgelassener Freude, der konnte wohl nicht denken, daß diese zarten Wesen soeben einen harten Glaubenskampf gekämpft hatten.

Pater Cyrill aber ging zum Könige, um über den Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten. Der König war sehr erbost über die Kleine und wollte sie fortschicken; allein die Königin wollte ihrem einzigen Kinde das liebgewordene Spielzeug, wie sie sagte, nicht nehmen lassen.

Da legte sich der Leibarzt ins Mittel und gab zu bedenken, daß Erziehung und Unterricht das Kind schon für den christlichen Glauben gewinnen möchten, und daß Esther nach wenigen Jahren um die Taufe wie um eine Gnade bitten werde.

Das leuchtete dem Könige und dem Beichtvater ein, und man beschloß, Esther auch ferner, wenn auch ungetauft, in der Gesellschaft der Prinzessin zu dulden.

IV.

Der königliche Hof war wieder nach Krakau, der Hauptstadt des Reiches, zurückgekehrt. Hier hatte man Sorge getragen, daß Esther jüdische Kost erhielt, die ihr eine alte Wittwe tagtäglich ins Schloß brachte. Es erregte

ungemeines Aufsehen in der jüdischen Gemeinde zu Krakau, als man erfuhr, daß ein jüdisches Kind am Hofe des Könign weile. Viele bemühten sich, Esther zu sehen und zu sprechen; allein man hielt das Kind absichtlich von jedem jüdischen Umgange fern, und so sahen sich die Neugierigen und Wißbegierigen auf das beschränkt, was ihnen die alte Hanna erzählte. Da Esther den Namen ihres Vaters nicht kannte, der Vertriebenen und Getödteten es damals aber Unzählige gab, so blieb ihre Herkunft in ein tiefes Dunkel gehüllt.

Unterdeß wurde das Freundschaftsverhältniß zwischen Esther und ihrer königlichen Gespielin ein stets innigeres; die kleine Jüdin nahm an dem Unterrichte, den die Prinzessin erhielt, Theil, und Maria sah ohne Neid, wie Esther ihr in allen Gegenständen vorauseilte; sie war ja die Tochter des „Schach" und hatte die hohen Geistesgaben des Vaters geerbt. Auch körperlich entwickette sich das einst so schwache, zarte Kind. Man konnte nichts Schöneres sehen als die beiden lieblichen Mädchen, wenn sie im Schloßgarten spielten, Blumen pflückten und Kränze wanden.

Einst lag Maria auf einer Rasenbank in einem Winkel des Gartens; die Hofmeisterin wandelte mit einem Cavalier in der Nähe auf und ab; Esther sammelte Blumen, die dann Maria zu einem Kranze wand. Da sprang Esther mit lautem Aufschrei auf die Prinzessin zu, griff nach deren Nacken und schleuderte eine giftige Natter, die den Hals der nichtsahnenden Prinzessin umringelt hatte, weit hinweg. Auf Esther's Schrei eilten die Hofmeisterin und der Cavalier herzu; Letzterer sah die sich bäumende Natter und tödtete sie; die Hofmeisterin sank ohnmächtig zu Boden, als sie der Gefahr inne wurde, welcher die Prinzessin entronnen

war. Diese aber fiel Esther um den Hals und versprach, nie zu vergessen, daß sie ihr Leben der Freundin verdanke. In demselben Augenblicke kamen der König und die Königin, die im Garten lustwandelten, des Weges. Sie erfuhren, was geschehen war. Die Königin weinte in freudiger Rührung; sie drückte Esther an ihr Herz und nannte sie ihre liebe Tochter, für deren künftiges Glück sie sorgen wolle. Auch der König war ergriffen und küßte Esther auf die Stirn; es war ja sein einziges Kind, das einer großen Gefahr entronnen war. Der ganze Hof war Zeuge dieser Liebkosung. Von diesem Tage an ward Esther der Liebling Aller — ob zu ihrem Heile?

Jahre vergingen. Mit Esther war eine große Veränderung vorgegangen, ganz so wie es der Leibarzt vorausgesagt hatte; die Jugendeindrücke waren ihrem Gedächtnisse fast entschwunden; die alte Hanna, welche sie mit Speisen versorgte, konnte sie über das Wesen des Judenthums nicht belehren; zwar hatte sie sich durch die Wittwe ein hebräisches Gebetbuch verschafft, aus dem sie alle Tage gewissenhaft betete, auch einige andere in jüdisch-deutschem Dialekt abgefaßte Erbauungsbücher hatte sie erhalten, allein dieser Dialekt war ihr ebenso unverständlich wie das Hebräische geworden. So gewöhnte sie sich ganz an die Anschauungsweise ihrer Umgebung. Früher, da ihr Niemand liebevoll begegnet war als die Prinzessin, hatte sie sich oft vereinsamt gefühlt, mit Sehnsucht des verlorenen Vaters, mit Wehmuth der verstorbenen Mutter gedacht, hatte sich hinweggesehnt von dem Glanze des Hofes in das ärmliche Elternhaus; jetzt aber, seitdem sie der Liebling des Hofes geworden, sehnte sie sich nicht mehr fort. Sie fühlte sich da heimisch, wo Alles sie liebte, wo man sich beeilte, den

leisesten ihrer Wünsche zu erfüllen. Sie gewöhnte sich allmählich daran, wie eine Prinzessin behandelt zu werden und dachte mit Schrecken der Zeit, wo das sich ändern könnte.

Was sollte aus ihr werden, wann sie im Glauben der Väter beharrte? Siehe, da zieht ein Jude am Schlosse vorüber, den Sack mit alten Stiefeln und getragenen Kleidern auf dem gekrümmten Rücken: andere Juden hatte Esther nicht gesehen, seitdem sie am Hofe weilte — sollte sie dereinst das Schicksal eines solchen Mannes theilen? —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Mädchen hatten das zwölfte Jahr zurückgelegt; man sprach hie und da schon von der vielleicht bald bevorstehenden Verlobung der Prinzessin; vorher sollte sie zum Genusse des Abendmahls vorbereitet werden, sollte den sogenannten Confirmationsunterricht erhalten. Ein junger, sanfter, geist- und gemüthvoller Priester wurde ausgewählt, diesen Unterricht zu ertheilen, bei dem Esther zugegen war. O, wie schön wußte der junge Priester die Religion der Liebe zu schildern, wie verstand er es, so herzergreifend von dem Leben und Wirken, von den Leiden des christlichen Religionsstifters zu erzählen, wie wußte er das Glück zu preisen, zu dessen Bekennern zu gehören! — Als der Lehrer ging, fiel Maria Esther um den Hals und weinte bitterlich.

„Mein theures Schwesterchen,“ sprach sie endlich, „o, sei ganz die meine! Sei auch meine Schwester im Glauben!“

Sanft entwand sich Esther ihrer Umarmung; sie mußte allein sein; sie ging in den Garten und suchte die einsamste Laube auf; dort bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen; ihr Herz war voll, übervoll bis zum Zerspringen.

Als sie so da saß, in sich versunken, da traten die Bilder der frühesten Kindheit vor ihr geistiges Auge, die blasse, kranke Mutter, der Vater, im Talmud studirend.

„Von Euch soll ich mich loslösen, Ihr Lieben!“ rief sie aus, und ein Thränenstrom entströmte den Augen, dem gepreßten Herzen Luft machend.

Da umschlangen sie ein paar weiche Arme und ein rosiger Mund küßte die Thränen von ihren Augen; es war die Prinzessin, die sie im Garten gesucht und nunmehr gefunden hatte.

„Habe ich Dir wehe gethan, Geliebte? sprach sie. „Das habe ich nicht gewollt! Du bist und bleibst mein süßes Schwesterchen, auch wenn Du nicht Christin werden willst. Aber wenn Du unsern Glauben annimmst, so wird der König Dich ausstatten wie sein eigenes Kind; Du wirst bei mir bleiben, wirst einen vornehmen Herrn, einen Fürsten oder Grafen heirathen, und wirst immer, immer bei mir sein können. Wenn Du aber Jüdin bleibst, was soll da aus Dir werden?“

Und wiederum warf sich Maria an Esthers Brust und weinte; auch Esther fing an aufs Neue zu weinen und sprach schluchzend:

„Ich werde mich nicht von Dir trennen!“

„„So willst Du unsern Glauben annehmen?““ rief Maria jubelnd.

Esther konnte nicht antworten; die Hofmeisterin erschien, um die jungen Damen zu einer Spazierfahrt abzuholen.

V.

Esther fühlte, daß sie auf die Dauer den auf sie einstürmenden Eindrücken nicht würde Widerstand leisten können; das arme Mädchen stand so allein da; nirgendwo fand es Halt und Stütze. Nicht Feinde waren es, die sie zwingen wollten, einen fremden Glauben anzunehmen, sondern ihre besten Freunde wußten ihr auf Seiten des Christenthums Alles so licht und freundlich, auf Seiten des Judenthums Alles so traurig und düster darzustellen, daß ihr eigentlich gar keine Wahl blieb.

Es war ein schöner, warmer Sommernachmittag, da die Hofmeisterin mit den beiden jungen Damen einem nahen Walde zufuhr. Mit rasender Eile flogen die kräftigen, feurigen Rosse dahin, hinaus in Gottes freie Natur, in den kühlen Schatten des Waldes. Sowohl Maria als Esther hingen ihren Gedanken nach und gaben der lebhaften Französin nur einsilbig Antwort. Diese plauderte indessen ungestört fort; krach — da brach eine Axe und der Wagen stürzte zusammen. Die Damen waren unversehrt, aber die Hofmeisterin war in Ohnmacht gefallen. Man brachte sie bald ins Leben zurück, und der Bediente schlug einen Spaziergang im Walde vor, bis der Kutscher den Wagen wieder reparirt haben würde. Es war ein heißer, schwüler Tag, ein Tag, wie er den nahen Ausbruch eines Gewitters ahnen läßt. Schon bedeckte sich der Horizont mit Wolken, und ein heftiger Wirbelwind zeigte sich als Vorbote des herannahenden Wetters. Man war froh, ein einsam im Walde gelegenes Wirthshaus zu erreichen; dorthin brachte auch der Kutscher die Pferde und den nothdürftig reparirten Wagen.

In Polen sind fast alle Wirthe Juden. Es gab in Polen bis vor Kurzem nur Edelleute und Leibeigene; die Juden bilden noch heute den Mittelstand, treiben Handwerke und Künste und sind namentlich Wirthsleute und Pächter. Der Wirth war glücklich, die Prinzessin und ihr Gefolge bei sich zu sehen. Sogleich wurde ein Bote nach Krakau geschickt, um im Schlosse das Geschehene zu melden und zugleich anzuzeigen, daß, da der Tag sich schon neigte, die Herrschaften im Wirthshause übernachten würden.

Unterdeß brach das Unwetter mit aller Macht los; in Polen sind die Gewitter selten, aber weit heftiger als sie in südlicheren Gegenden zu sein pflegen. Während der Donner mächtig rollte und die Blitze zuckten, fühlte sich die nervöse Französin sehr unbehaglich, und die Prinzessin hatte alle Mühe, deren Angst hinwegzuspotten. Esther aber ging hinunter zu den Wirthsleuten, diese um Erlaubniß zu bitten, den Sabbath — es war Freitag Nachmittags — im Familienkreise derselben zubringen zu dürfen. Schon hatte der Wirth den Seinen mitgetheilt, daß die Begleiterin der Prinzessin wahrscheinlich das jüdische Mädchen aus dem Schlosse sei, das sich noch als kleines Kind geweigert habe, unjüdische Kost zu genießen.

Der Wirth versicherte Esther, da diese den jüdischdeutschen Dialekt nicht verstand, auf Polnisch, daß er hocherfreut sein werde, sie an seinem Tische zu bewirthen.

„Sie sind, gnädiges Fräulein,“ fügte er lächelnd hinzu, „ein zweiter Daniel.“

Esther bat um Erläuterung, und der Wirth erzählte die Geschichte der Judenknaben Daniel und seinem Gefährten, die sich geweigert hatten, unjüdische Kost zu genießen am Hofe des Königs.

Der Wirth erzählte noch weiter von den Schicksalen und Prüfungen Daniels und seiner Gefährten, von dem feurigen Kalkofen und der Löwengrube; dann wandte sich das Gespräch der Gegenwart und den vielen jüdischen Märtyrern während des jüngsten Kosackenaufstandes zu. Esther hörte die Erzählungen des Wirthes mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; alte Erinnerungen tauchten in ihr auf. Wie klein und schwach erschien sie sich diesen Glaubenshelden und Heldinnen gegenüber!

Unterdeß nahte die Sabbatzeit heran. Der Wirth verabschiedete sich auf eine Viertelstunde; dann erschien er wieder in festlicher Kleidung, in seidenem von einem Gürtel zusammengehaltenen Kaftan, die mit Zobel verbrämte Mütze auf dem Haupte. Er führte Esther in das Prunkzimmer der Familie, wo die Sabbatlampe leuchtete und schneeweiße Tücher die Tische bedeckten. Als das Abendgebet verrichtet war, nahten sich die Kinder den Eltern, um deren Segen zu empfangen; da bat auch Esther um den Segen. Der ehrwürdige Wirth legte beide Hände auf ihr Haupt und sprach auf Polnisch:

„Meine Tochter, Gott mache Dich wie Sarah, Ribkah, Rachel, Leah, die hohen Stammmütter unseres Volkes!“ —

„„Amen!““ sagte Esther mit halberstickter Stimme, und von diesem Augenblick an stand es fest bei ihr, daß sie der Verführung widerstehen und treu beharren wolle im Glauben der Väter.

Am anderen Morgen fuhren die Prinzessin und die Hofmeisterin nach dem Schlosse zurück, während Esther den Sabbat über bei den Wirthsleuten im Walde blieb. Sie benutzte den Tag, sich von dem in der jüdischen Literatur und namentlich in den moral-philosophischen Schriften, Cho-

both Halebaboth, Kusari, Ickarim, wohlbewanderten Wirthe Aufschluß geben zu lassen, über so Manches, was ihr Herz beschwerte.

Sonntags in der Frühe holte sie eine königliche Equipage in das Schloß zurück.

VI.

In den Spätsommertagen siedelte der Hof nach dem Jagdschlosse des Königs in Litthauen über. Der junge Geistliche, welcher der Prinzessin den Religionsunterricht zu ertheilen hatte, begleitete sie dorthin. Esther war seit jenem Sabbat im Walde nur eine stumme, gleichgiltige Zuhörerin, die süßen Worte des Priesters machten keinen Eindruck mehr auf sie. Maria bemerkte das wohl, allein sie wollte die Freundin nicht kränken und schwieg. Desto mehr verdroß es den Priester, und dieser verfehlte nicht, die verstockte Jüdin beim Könige zu verklagen· Der König ließ Esther rufen und redete mild und freundlich zu ihr; er versprach ihr, sie auszustatten mit königlicher Freigebigkeit und ihr einen Gemahl auszusuchen unter den Großen des Landes; nur solle sie nicht verstockt sein und ihr Herz weder den Wahrheiten des Christenthums noch gegen die Pflicht der Dankbarkeit verschließen. Esther küßte, ohne ein Wort zu erwiedern, dem Könige die Hand, auf die zwei große Thränen fielen. Der König bemerkte es; er nahm diese stummen Beweise der Rührung für Zustimmung und entließ das junge Mädchen, nachdem er es auf die Stirne geküßt hatte.

Als Esther den König verlassen hatte, wurde sie zur Königin gerufen, die überaus zärtlich und liebevoll gegen

sie war; sie theilte der Freundin der Tochter im Vertrauen mit, daß für diese bereits sehr glänzende Anträge vorlägen; auch mit Esther habe man es gut im Sinne; man würde sie auf die glänzendste Weise versorgen; dagegen erwarte man mit Bestimmtheit, daß Esther sich nicht weigere, in den Schooß der Kirche sich aufnehmen zu lassen; die Confirmation der Prinzessin könne nicht schöner als durch die Taufe der Freundin gefeiert werden.

Auch der Anrede der Königin setzte Esther nichts als Thränen entgegen. Die Königin wollte sie zu keinem Versprechen drängen; sie umarmte sie innig und sprach:

„Du kennst jetzt unsere Wünsche; mache uns Freude!"

Als Esther allein in ihrem Zimmer war, verschloß sie die Thüre; dann warf sie sich auf die Knie nieder und flehte zu Gott um Kraft und Beistand.

Was sollte sie beginnen? „Fliehen, fliehen!" rief ihr eine innere Stimme zu; doch wie entflieht man einem Könige, dessen Arm so weit reicht?

Esther schlief mit der Prinzessin und der Hofmeisterin in einem Zimmer. Lange schon waren die beiden vom Schlafe befangen, da Esther noch wachte. Was sollte sie beginnen? diese Frage ließ sie nicht Ruhe finden. Endlich entschlief auch sie. Der Traum führte sie in die väterliche Hütte; dort lag die Mutter auf dem Sterbebette; vor ihr stand der Vater, die Hand der Sterbenden haltend; und sie hörte die Stimme der Mutter wie damals: „Schweres ist Euch beschieden, Dir und unserem Kinde. Aber ich will über Euch wachen, will für Euch flehen an Gottes Thron, will nicht rasten, bis er Seine Engel sendet, Euch zu schützen und zu retten!"

„Mutter, Mutter!“ rief Esther da, „Mutter, rette mich, Dein Kind ist in Gefahr, in höchster Gefahr!“

„Esther, was ist Dir?“ rief die Prinzessin aus dem Schlafe emporfahrend.

„Welch ein Geschrei. welch ein Lärm!“ rief die Hofmeisterin ebenfalls erwachend.

Da wurde an die Thür geklopft.

„Macht auf, rettet Euch!“ rief es herein, „das Schloß brennt!“

Eilig kleideten sich die Damen an, öffneten die Thüre und stürzten hinaus.

Nur Esther blieb zurück.

„Vielleicht,“ dachte sie, „kann ich jetzt unbemerkt entfliehen, und wenn man mich vermißt, so glaubt man, ich sei in den Flammen umgekommen und verfolgt mich nicht.“

Sie öffnete das Fenster; der rothe Feuerschein erleuchtete Alles ringsumher. Vor dem Fenster stand ein Baum, dessen Zweige man erfassen konnte; oftmals hatten Maria und Esther in kindlichem Uebermuthe sich auf den Baum geschwungen und sich von ihm aus zum Boden niedergelassen; das that Esther auch jetzt; am Ende des Gartens befand sich ein Pförtchen, das auf die Heerstraße führte; wenn sie dieses erreichte, so konnte sie leicht in eine der benachbarten Ortschaften gelangen und sich dort bei Juden verbergen, bis sich Gelegenheit darbot, ins Ausland zu reisen; dort konnte sie vielleicht bei wohlhabenden Glaubensgenossen ihre Kenntnisse in Sprachen und in der Musik, sowie in feinen Handarbeiten verwerthen; wo nicht, so wollte sie als Magd dienen, um ihr Leben zu fristen, wenn sie nur treu bleiben dürfe dem Glauben der Väter.

Alle diese Gedanken und Pläne flogen durch des

Mädchens Kopf, als sie an das Pförtchen gelangte. Wenn es verschlossen wäre — sie müßte umkehren; aber lieber wollte sie sich in die Flammen stürzen, denn weiter ausgesetzt sein der Ueberredung zur Untreue gegen den Vater im Himmel. Sie drückt auf die Klinke der Pforte — Gott sei Dank, die Thüre ist unverschlossen. Esther tritt hinaus auf die Landstraße, hinaus in die einsame Nacht; der Gluthschein des brennenden Schlosses leuchtet ihrem Wege; sie geht der Landstraße entlang, das zarte Kind, das nicht gewohnt ist, den Fuß auf die Straße zu setzen, allein, in einsamer Nacht. Wenn Wölfe kommen und sie anfallen, oder Räuber, von denen sie gehört, daß sie den Weg unsicher machen? Doch besser ist's von Wölfen zerrissen zu werden oder von Räuberhand zu sterben, als in Ueberfluß zu leben und in Untreue gegen Gott. So wandert sie immerfort der Landstraße folgend; schon sind ihre dünnen Schuhe zerrissen und die Füße versagen ihr den Dienst. O Gott, wie lange noch? — Nicht lange mehr, Du edle Duldnerin, Gott wird sich bald Deiner erbarmen, wenn auch anders, als Du es erwartest.

Unterdeß steht das Schloß in vollen Flammen; menschliche Anstrengung ist vergeblich, es zu retten; es wird niederbrennen bis auf den Grund.

„Ich bin nur froh," sagt der König, „daß kein Menschenleben zu beklagen ist."

Da schaut sich Maria im Kreise um.

„Wo ist Esther?" fragt sie ängstlich.

Man sucht die Vermißte, man ruft nach ihr; die Hofmeisterin behauptet, sie habe mit ihr zugleich das Schlafzimmer verlassen. Aber kein Mensch hat Esther gesehen. Die Prinzessin weint; der König befiehlt, noch einmal im

Schlafzimmer nachzusehen; aber dieser Theil des Schlosses war zuerst von den Flammen ergriffen; es ist unmöglich, noch dahin zu gelangen; selbst der Baum vor dem Fenster kann nicht mehr erstiegen werden, da dessen obere Zweige bereits von der Gluth, die der Wind herübergeweht hat, ergriffen sind.

Ach, es ist nur zu gewiß, Esther ist verbrannt, sie ist das einzige Menschenopfer, welches das entfesselte Element gefordert hat.

„Aber sie hat uns geweckt!" ruft die Hofmeisterin.

„Sie hatte die Gewohnheit, im Schlafe zu sprechen," entgegnete schluchzend die Prinzessin.

Die Königin drückt ihr Kind an die Brust, froh, daß das Geschick nicht dieses ereilt hat. Maria aber ruft jammernd nach der entschwundenen Freundin, die nimmer wiederkehren soll.

VII.

Als Rabbi Sabbathai die Leiche seines Kindes im Walde nicht mehr vorgefunden, hatte er sich in tiefstem Kummer entfernt; er war nach Prinsk zurückgekehrt und hatte dort nichts als einen Schutthaufen vorgefunden; nur der Gedanke an Gott vermochte ihn zu stärken, ihn aufrecht zu erhalten. Er wanderte durch ganz Litthauen und Polen, und wurde überall, wo er seinen Namen nannte, mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; jede israelitische Gemeinde schätzte sich glücklich, einen Mann wie Rabbi Sabbathai in ihrer Mitte zu beherbergen; die ehrenvollsten Anerbietungen schlug er aus; er wollte nach seinem Kinde forschen, denn ein unnennbares Gefühl, eine untrügliche

Ahnung sagte ihm, daß es wieder zum Leben erwacht und noch am Leben sei. Allein alles Suchen und Forschen war vergebens; so gab er endlich dem drängenden Bitten der großen israelitischen Gemeinde zu Hollischau in Mähren nach, begab sich dorthin und nahm den dortigen, gerade erledigten Rabbinatssitz ein. Hier verheirathete er sich wieder, und es ward ihm ein hoffnungsvoller Sohn geboren; allein der Gedanke an seine Esther wich nicht aus seinem Herzen; täglich flehte er zu Gott um die Wiedervereinigung mit ihr.

Da geschah es eines Tages, daß ein fremder polnischer Jude nach Hollischau kam und vom Rabbiner zu Tische geladen wurde. Der Fremde erzählte während der Mahlzeit, daß ein unbekanntes jüdisches Kind am Hofe zu Krakau als Gespielin der Königstochter erzogen werde, und daß jenes Kind sich geweigert habe, verbotene Speise zu genießen, so daß man eine jüdische Frau beauftragen mußte, täglich jüdische Kost in das Schloß zu liefern.

„Kennt Ihr nicht den Namen des Kindes?" fragte Rabbi Sabbathai gespannt.

„„Man nennt sie nur,"" entgegnete der Fremde, „„die schöne Esther!""

„O, daß es meine Esther wäre!" rief der Rabbi hoffnungsvoll aus. „Und wißt Ihr nicht," fragte er den Fremden, „wieso das Kind an den Hof gekommen?"

„„Man sagt,"" erwiederte dieser, „„der König habe sie auf der Jagd für todt im Walde gefunden.""

Am anderen Tage nahm Rabbi Sabbathai Abschied von Weib und Kind, um in Krakau seine so lange verlorene Tochter zu suchen.

Als er nach Krakau kam, erfuhr er, daß sich der

Hof in Litthauen befinde. Auch dorthin wanderte er zugleich in der Absicht, auf dem Grabe seiner Eltern zu beten.

Welche Gefühle bestürmten den hartgeprüften Mann, als er nach langer Abwesenheit sein Heimathland wieder betrat! Seine ganze Jugend, alle seine Erlebnisse zogen an seinem geistigen Auge vorüber. In diesem Lande hatte er zu den Füßen seines Vaters, Rabbi Mëir Hacohen, gesessen und den ersten Jugendunterricht empfangen. Noch fast ein Kind, hatte er durch seine großen Gaben die Aufmerksamkeit Aller auf sich gelenkt, so daß ihn der hochangesehene Rabbi Wolf Wilner, der Enkel des Rema, zu seinem Eidam erkoren und ihm seine Tochter Mirjam zur Frau gegeben. Rabbi Wolf war ein Juwelier und hatte Rabbi Sabbathai Theil an seinem Geschäfte gegeben; da war der junge Mann häufig nach Leipzig zur Messe gereist und hatte dort glänzende Geschäfte gemacht; er hatte es verstanden, die kostbarsten Juwelen billig einzukaufen, die dann in der Heimath um hohen Preis verwerthet wurden. Rabbi Sabbathai, der Geschmack an diesem Geschäfte fand, wäre ein Millionär geworden. Aber einst erschien ihm sein unterdeß verstorbener Vater im Traume und rief ihm zu: „Mein theurer Sohn, du köstliches Juwel Israel's, dessen Glanz Jahrhunderte hindurch strahlen sollte — wie hängst du doch deine großen Gaben an eitlen Glanz und Schimmer, durch welche die Strahlen deines hohen Geistes zu erlöschen drohen!" — Von diesem Augenblicke an hörte Rabbi Sabbathai auf, sich dem Geschäfte seines Schwiegervaters zu widmen; er lebte nunmehr nur noch dem Thorastudium, und die herben Unglücksfälle, die ihn seitdem betroffen, hatten ihn darin kaum zu stören vermocht.

An alles Das dachte Rabbi Sabbathai, während er seines Weges zog; seine Fahrten nach Leipzig traten wieder lebendig vor seine Seele. Einst hatte er in jener sächsischen Stadt einen Gespielen seiner Kindheit, den Sohn eines Edelmannes, wiedergefunden. Wratislaw, so hieß der junge Adelige, hatte daselbst die Universität bezogen, hatte ein verschwenderisches Leben geführt und war in Schuldhaft gerathen. Als Rabbi Sabbathai davon erfahren, hatte er in großmüthigster Weise sich seines Jugendgespielen erbarmt, seine Schulden bezahlt und ihn so aus dem Gefängniß befreit. Seitdem war ihm von jenem Jugendfreunde keine Kunde gekommen. Was mochte aus ihm geworden sein?

Während Rabbi Sabbathai so der vergangenen Tage gedachte, achtete er kaum des Weges; plötzlich bemerkte er, daß er sich mitten in einem dichten Walde befand; die Sonne war bereits untergegangen. Der Pfad, den er verfolgte, war ein Holzweg, der nur an einen großen Platz voll umgehauener Baumstämme und nicht weiter führte. Schon machte sich Rabbi Sabbathai darauf gefaßt, die Nacht im Freien zubringen zu müssen, als er in der Ferne einen Lichtschimmer gewahrte,; er ging dem Scheine nach und kam an eine große Höhle, in der wildaussehende Männer um einen Tisch lagerten und Meth tranken. Der Eingang der Höhle, aus dem der Lichtschimmer gedrungen, war unverschlossen. Den Rabbi ahnte nichts Gutes; er wollte sich leise wieder entfernen. Da aber sein Fuß auf abgefallene Blätter trat, so wurde das Knistern in der Höhle vernommen und die Männer eilten heraus.

Augenblicklich stürzten sie sich auf den geängstigten Rabbi und schrien ihn an:

„Was hast Du hier zu suchen, Jude?“

„Ich bin,“ entgegnete der Rabbi, „ein harmloser Wanderer, der sich im Walde verirrt hat.“

„„Du lügst!““ antwortete einer der Räuber, „„Du bist ein Spion, herausgekommen, unser Versteck auszuspähen und zu verrathen. Du mußt sterben, Jude!““

Vergebens beschwur Rabbi Sabbathai die Räuber, vergebens versicherte er, daß er nur ein Nachtlager gesucht, vergebens versprach er, keinem Menschen den Aufenthaltsort der Räuber mitzutheilen — man nahm ihm seine Baarschaft und knebelte ihn. Schon erhob einer der Räuber eine Axt, um dem Gefangenen den Kopf zu spalten, als ein anderer ihm in den Arm fiel und rief:

„Warte doch, Wenzislaw, bis unser Hauptmann kömmt. Du weißt, er beansprucht die Justiz für sich allein.“

„Du hast Recht!“ entgegnete der erste Räuber und ließ das erhobene Beil sinken. Dann schleuderte er den gefesselten Rabbi in den Hintergrund der Höhle und legte sich, nachdem er die vorher unvorsichtiger Weise offengebliebene Thüre geschlossen hatte, wieder nieder, um den aufs Neue gefüllten Methkrug zum Munde zu führen.

Bald darauf hörte man den Anschlag eines Hundes.

„Der Hauptmann kömmt!“ riefen die Räuber und erhoben sich zur Begrüßung ihres Anführers.

Es war eine schöne, kräftige, noch jugendliche Gestalt, dieser Hauptmann, der die Tracht der litthauischen Edelleute trug.

„Nun, Hauptmann,“ riefen ihm die Seinen entgegen, „war Dein Weg vom Glücke gesegnet?“

„Nicht sehr,“ entgegnete der Hauptmann, „wir haben nichts als ein junges Fräulein gefangen, das uns vielleicht

ein beträchtliches Lösegeld bringen wird. Willusch führt es langsam hierher."

Da tönte plötzlich aus dem Hintergrunde der Höhle der Ruf:

„Wratislaw!"

„Wer wagt es hier, meinen Namen zu nennen?" rief der Hauptmann mit fürchterlicher Stimme.

Die Räuber zitterten; der Hauptmann hatte es verboten, seinen edlen Namen, den er mit Schande belastet hatte, auszusprechen.

„Wratislaw!" rief es noch einmal, „komm', rette, befreie mich, wie ich einst Dich befreit habe!"

„Ist es möglich," rief da der Hauptmann, „ist das nicht meines Jugendfreundes Sabbathai Stimme?"

Und er eilte in den Hintergrund der Höhle und zog den Gefangenen hervor. Mit dem Dolche durchschnitt er die Bande, die Sabbathai fesselten; dann ließ er einen Stuhl herbeibringen und setzte den Rabbi darauf, reichte ihm den Methbecher und hieß den Halbohnmächtigen sich erquicken; dann küßte der wilde Räuberhauptmann dem Rabbi die Hand und rief:

„Sabbathai, Sabbathai, Du bist der Einzige, bei dem ich jemals Mitleid gefunden in allen Widerwärtigkeiten des Lebens, die mich zu dem gemacht haben, was ich bin!"

VIII.

Wratislaw hatte dem Rabbi seine Baarschaft wiederreichen lassen und erzählte ihm dann die lange Reihe seiner Schicksale. Eigenes Verschulden hatte den jungen, feurigen, hochbegabten Mann in entsetzliche Lagen gebracht. Fremde

Härte war hinzugetreten, bis der einst hoffnungsvolle junge Mann immer tiefer sank und nunmehr an der Spitze einer Räuberschaar raubte und mordete. Rabbi Sabbathai hatte ihn aussprechen lassen; dann hielt er ihm das Abscheuliche seiner Handlungsweise vor und redete mit der ganzen Gluth eines gottbegeisterten Herzens zu dem ehemaligen Gespielen. Das durch die wachgerufenen Jugenderinnerungen ohnehin weichgestimmte Gemüth des Räubers war empfänglich für das Wort des Rabbi; der Hauptmann bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und fing an, bitterlich zu weinen.

Da trat ein alter Räuber vor und schrie:

„Bist Du ein altes Weib, Hauptmann, eine Memme, daß Du Dich von diesem Juden beschwatzen lässest? Denk an den Eid, den Du uns, den wir Dir geschworen!“

„Brauchst Du mich an meinen Eid zu erinnern, Janos?“ fuhr der Hauptmann wild auf. „Schweig, oder mein Dolch wird Dich stumm machen für immer!“

Ein finsteres Murren durchzog die Reihen der Räuber; einer von ihnen trat vor und sprach:

„Hauptmann, Du weißt, wie treu ich Dir bin; dreimal habe ich, den Du nur Deinen treuen Olesniki nennst, Dein Leben gerettet. Sei kein Kind, Hauptmann, schicke diesen geschwätzigen Juden hinweg, daß er Dir das Herz nicht beschwere.“

„Es muß sein!“ sprach Wratislaw traurig; „ich bin unauflöslich an diese da gekettet und mit ihnen an Raub und Mord. Ich bin ein Verlorener, Sabbathai! Lebe wohl, Du Freund meiner Jugend, und wann Du hören wirst, daß den Räuberhauptmann Wratislaw sein Schicksal erreicht hat, so sende ein Gebet empor zum Allmächtigen, der die Missethaten rächt, der aber auch barmherzig und

gnädig ist. — Olesniki, begleite den Rabbi bis auf die Landstraße. Du bist mir darob verantwortlich, daß ihm bis dahin kein Schaden geschieht." —

Ganz erschöpft von den Erlebnissen dieser furchtbaren Nacht, kam Rabbi Sabbathai am andern Morgen in dem Dorfe an, auf dessen Höhe noch vor wenigen Stunden das königliche Lustschloß gestanden; noch rauchten die Trümmer.

Bald fand Rabbi Sabbathai einen Glaubensgenossen, der ihm von dem Brande erzählte.

„Ach," jammerte Samuel — so hieß der Erzähler, — „hat doch dieser Brand uns Juden mehr als Andere betroffen. Die schöne Esther, die Gespielin der Prinzessin, ist ein Raub der Flammen geworden!"

Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht Rabbi Sabbathai. War, wie er gehofft hatte, Esther sein Kind, so hatte er sie jetzt zum zweiten Male und da auf immer verloren. Die königliche Familie, für die es im Dorfe kein passendes Quartier gab, war bereits nach einem benachbarten Edelsitze gefahren. Nur wenige Diener waren noch an der Brandstätte beschäftigt, um aus dem Schutte noch manches Unverbrannte hervorzuschaffen. Einen derselben kannte Samuel; zu ihm führte er den Rabbi, und siehe, es war einer von jenen, die bei dem Jagdzuge im Walde und bei der Auffindung Esthers zugegen gewesen waren; er erzählte alle Einzelheiten jenes Ereignisses, und Rabbi Sabbathai blieb kein Zweifel, daß es seine Tochter gewesen, die am königlichen Hof war erzogen worden. Und nun war sie verloren auf immer... verbrannt... verbrannt...

„O, Gott, warum verfährst Du so hart mit Deinem Knechte?"

So wollte Rabbi Sabbathai sprechen, aber er sprach nicht so; er schaute empor gen Himmel und rief:

„Gerecht ist Gott in allen seinen Wegen und liebevoll in allen seinen Thaten; Er ist ein wahrhafter Richter!"

Noch einige Tage verharrte Rabbi Sabbathai in der Nähe der Brandstätte, um zu erfahren, ob man die verbrannten Gebeine seines Kindes auffinden würde. Als aber der Schutt hinweggeräumt und keine Spur gefunden war, da wanderte er mit traurigem Herzen dem wieder aufgebauten Städtchen Prinsk zu, betete am Grabe der Eltern und kehrte dann tiefbetrübt nach Holleschau zurück.

Als man ihn dort nach dem Ergebniß seiner Reise fragte, sagte er:

„Ich habe von meinem Kleinod erst dann gehört, als es schon wieder verloren war. Gott hat gegeben, Gott hat genommen, der Name Gottes sei gelobt!"

Armer, bedauernswerther Vater! Wie froh warst Du, die Höhle der Räuber verlassen zu dürfen! Wäre es Dir vergönnt gewesen, noch eine halbe Stunde dort zu weilen, Du hättest Deine Tochter wiedergefunden! Arme, vereinsamte Tochter! Stieg Dir wohl eine Ahnung auf, als Du in die Räuberhöhle geführt wurdest, daß Dein so sehnsüchtig herbeigewünschter Vater eine halbe Stunde zuvor in demselben Raume geathmet hatte?

Denn das Fräulein, von dessen Gefangennahme Wratislaw seinen Untergebenen berichtet hatte, war Niemand anders als Esther.

IX.

Als Esther von der langen und ungewohnten Wan=

derung sich zu Tode erschöpft fühlte, da wurde sie plötzlich angerufen:

„Halt, mein schönes Püppchen!" rief eine gebieterische, aber wohlklingende Männerstimme, „wohin so allein in stiller Nacht?"

Esther blieb stehen und vor ihr stand ein bewaffneter Mann, den Lauf eines Pistols auf sie richtend. Das erschreckte Mädchen sank in die Knie. „Tödtet mich nicht!" rief sie flehentlich.

„Wer bist Du?" fragte der Mann.

„Ich bin ein armes Mädchen, eine elternlose Waise," entgegnete Esther, die sich lange auf diese Antwort vorbereitet hatte und entschlossen war, um keinen Preis ihren Aufenthalt am Königshofe zu verrathen. „Die Kosacken haben mein Vaterhaus eingeäschert; seitdem habe ich bei harten, grausamen Verwandten gelebt; ihnen bin ich entflohen."

„Du hast thöricht gehandelt, Kind!" sprach Wratislaw, denn er war es. „Komm, wir werden Dich Deinen Verwandten wiederzuführen, wenn sie tüchtig für Dich zahlen wollen. Willusch, führe das Fräulein in unser Quartier! ich gehe voraus."

Wir wissen bereits, wen Wratislaw in der Räuberhöhle vorfand. Willusch folgte ihm langsam mit Esther; aber Esther konnte fast nicht mehr gehen; Willusch brauchte viel Zeit, sie den weiten Weg zu führen, und so kam es, daß, als sie die Höhle betrat, Rabbi Sabbathai dieselbe bereits verlassen hatte, und doch sollte der kurze Aufenthalt des Vaters bei den Räubern der Tochter zum Segen gereichen.

Wratislaw war noch in weicher Stimmung; sein ver-

lorenes, fluchbeladenes Leben hatte noch nie so schwer auf ihm gelastet wie in dieser Stunde; er saß stumm am Tische, den Kopf in die Hände gestützt. Erst die bewundernden Ausrufe der Räuber, als diese Esther erblickten, schreckten ihn aus seinem Sinnen hervor.

Willusch führte das junge Mädchen in die Höhle. Da stand sie, einer Königin gleich, und begehrlich hingen die Augen der Räuber an der Jungfrau.

„Wie schön sie ist!" rief Einer um dem Andern.

„Komm her, mein Kind," sprach sanft der Hauptmann, während sein Auge mit Wohlgefallen auf dem Mädchen ruhte, „und antworte auf meine Fragen.

„Wie heißest Du?"

„„Ich heiße Esther!""

„Wer war Dein Vater?"

„„Mein Vater war ein jüdischer Rabbi!""

„Ein jüdischer Rabbi? Du aber hast das Aussehen einer Edeldame! Wie kömmt das?"

„„Ach, das ist ja eben mein Unglück! Meine reichen und vornehmen Verwandten, die mich nach dem Ueberfall der Kosacken zu sich nahmen, sind dem Glauben der Väter untreu geworden. Sie wollten mich zum Abfalle zwingen und da bin ich ihnen entflohen.""

„Wie heißen diese Verwandten und wo wohnen sie?"

„„Ich sage es nicht; ich will nicht zu ihnen zurückkehren!""

„Du sagst es nicht. Weißt Du nicht, daß wir Mittel haben, Dich zu zwingen? Was kannst Du thun, uns Widerstand zu leisten?"

„„Ich kann sterben.""

„So jung und so heldenmüthig?"

„„Es sind schon mehr Jüdinnen für unsern heiligen Glauben gestorben!““

„Nun, meinetwegen darfst Du glauben, was Du willst. Wir tödten die Leute wohl ihres Geldes, aber nicht ihres Glaubens halber. Was willst Du, Janos?“ fuhr der Hauptmann zu dem alten Räuber gewandt fort, der sich erhoben hatte und sich anschickte zu sprechen.

„Hauptmann,“ sagte Janos, „ich bin Dir vorhin entgegengetreten; es war mir leid; aber es mußte sein. Jetzt will ich Dir beweisen, daß ich Dir ebenso treu bin wie irgend ein Anderer. Behalte das Mädchen bei Dir; sie versüße Dir die Stunden der Ruhe nach harter, blutiger Arbeit. Mein Auge, mein Arm sollen sie Dir bewahren, daß kein Anderer, Keiner, von all den wilden Gesellen ihr nahe!“

„Willst Du bei mir bleiben, Esther?“ fragte der Hauptmann. „Du wirst die Königin der Wälder sein und Du sollst leben wie eine Königin. Das Schönste und Beste, was dieser starke Arm gewinnt, soll für Dich sein, und hundert tapfere Männer sollen Dir dienen wie leibeigene Knechte.“

Da warf sich Esther dem Hauptmanne zu Füßen und umschlang seine Knie.

„Tödte mich!“ rief sie schluchzend, „aber zwinge mich nicht, irgend ein Unrecht zu begehen.“

„Hauptmann,“ riefen die Räuber, „laß diese kostbare Beute nicht fahren! Solch' ein Mädchen findest Du nicht wieder in ganz Litthauen und Polen!“

Und Esther erhob sich von ihren Knien; stolz aufgerichtet stand sie da, dem Hauptmanne fest ins Angesicht schauend.

„Hauptmann,“ sprach sie, „denk' an den allmächtigen Gott, der die Missethaten rächt, der aber auch barmherzig und gnädig ist. Sei barmherzig mir, daß Er einst auch mit Dir Barmherzigkeit übe!“

„Mädchen,“ fuhr da der Hauptmann auf, „wer hat Dir die Worte in den Mund gelegt, die ich vor kaum einer Stunde zu dem Jugendfreunde sprach? Nun wohl, dem Freunde zu Liebe will ich Dein schonen. Wir werden Dich nach Wilna schicken und Dich dort gegen Lösegeld der jüdischen Gemeinde ausliefern. Du aber bist sicher bis dahin. Hört es, Ihr Mannen, wer sich unterfängt, diesem Kinde das Geringste zu thun wider seinen Willen, der ist des Todes!“

Nachdem er so gesprochen, winkte er Willusch herbei und befahl ihm, dem jungen Mädchen in einem abgesonderten, verschließbaren Raume ein Lager zu bereiten, den Schlüssel aber Esther zu übergeben, damit sie von innen zuschließe. Den Dank des jungen Mädchens lehnte er ab; er winkte ihr, sich zu entfernen; als sie hinter der Thüre verschwunden war, sprach er vor sich hin: „Ich glaube, Sabbathai, Du wirst mit mir zufrieden sein, wenn Du vernehmen wirst, was ich heute an einer Tochter Deines Volkes gethan habe!“ —

X.

Seit Jahrhunderten ist Wilna eine Haupt- und Mutterstadt in Israel; dort wohnen mehr als 30,000 jüdische Seelen, nicht, wie einst in Deutschland, lediglich dem Kleinhandel, sondern fast allen Künsten und Handwerken ergeben. Hier wird ein Haus gebaut von jüdischen Zimmerleuten

und Maurern, welche die Schaufäden an ihren Arbeitskleidern tragen; dort beschlägt ein jüdischer Hufschmied die Pferde und ein jüdischer Grobschmied läßt hart den Hammer auf den Ambos fallen. An der Spitze der Gemeinde standen von jeher große, berühmte Rabbinen, denen ein Rabbinatscollegium beigegeben ist.

Es muß wohl etwas Wichtiges vorgehen in der Gemeinde, denn man sieht die Rabbinen wie die Vorsteher nach dem Gemeindehause eilen; die Handwerker unterbrechen einen Augenblick ihre Arbeit, um die Väter der Gemeinde ehrerbietig zu grüßen.

Da das Collegium versammelt ist, eröffnet der Oberrabbiner die Sitzung.

„Meine Brüder," redet er die Versammelten an, „ich habe Euch um einer großen und heiligen Sache willen versammelt. Es ist ein Bote von dem berüchtigten Räuberhauptmann Wratislaw an mich gesandt worden. Die Räuber haben ein jüdisches Mädchen gefangen und verlangen ein Lösegeld von 3,000 polnischen Gulden. *)"

„Kennt Ihr," fragte einer der Vorsteher, „den Namen des Kindes und den seiner Eltern?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete der Rabbi. „Das Mädchen behauptet, eine elternlose Waise und von grausamen Verwandten entflohen zu sein, die es zwingen wollten, sich taufen zu lassen; es weigert sich aber hartnäckig, den Namen seiner Verwandten zu nennen!"

„Und für eine Unbekannte," nahm der Vorsteher das Wort, „sollen wir 3,000 Gulden zahlen, während die Ge-

*) Ein polnischer Gulden = 1/6 Thlr.

meinde in Folge der Kosackenkriege verarmt ist? Ihr wißt doch, Rabbi, was die Weisen lehren: man soll die Gefangenen nicht höher als um ihren Sklavenwerth auslösen, damit die Räuber nicht Geschmack daran finden, Juden zu rauben und um hohen Preis zu verwerthen. Ich schlage vor, daß man den Räubern 500 Gulden biete, und im Weigerungsfalle das Mädchen seinem Schicksale überlasse."

„Erlaubt mir, Herr Vorsteher," entgegnete der Rabbi, „Euch zu bemerken, daß die von Euch erwähnte Vorschrift der Weisen auch Ausnahmen kennt, in denen es geboten, größere Opfer zu bringen. Wie mir der Bote berichtet hat, würden die Räuber den geringsten Anlaß gern ergreifen, das wunderbar schöne Mädchen bei sich zu behalten und für ihren Hauptmann zu bestimmen. Er warnte mich ausdrücklich davor, zu feilschen oder zu mäkeln."

Dann erzählte der Rabbi ausführlich, was er von dem Boten vernommen; er erzählte von dem gefangenen Rabbi, in dem der Hauptmann einen Jugendgespielen erkannt hatte; er erzählte von dem Heldenmuthe des Mädchens und von seinem glühenden Eifer für den heiligen Glauben der Väter.

Alles war hingerissen von den beredten Worten des Rabbi, nur der erste Vorsteher nicht; er blieb dabei, daß die verarmte Gemeinde nicht im Stande sei, so große Opfer zu bringen. Seufzend mußten die übrigen Vorsteher ihm Recht geben.

Da erhob sich der Jüngste in der Versammlung, Rabbi Menacham hieß er; er war erst unlängst in das Collegium der Gemeinde eingetreten.

„Ehrwürdige und geehrte Herren," sprach er, „erlaubt mir, daß ich in diesem Falle der Gemeinde die Last ab-

nehme; ich bin bereit, die 3,000 Gulden aus eigenen Mitteln zu tragen!"

Ein Gemurmel des Beifalls durchzog die Versammlung. Der Oberrabbiner reichte dem Sprecher die Hand und rief:

„Gott segne Euch, Rabbi Menachem, und ersetze Euch hundertfach das große Opfer, das zu bringen Ihr so freiwillig übernommen habt."

Rabbi Menachem ging nach Hause, um seine Gattin, Gutta, von seinem Entschlusse zu benachrichtigen und das Geld zu holen. Gutta segnete ihren Gemahl ob seines großmüthigen Entschlusses. Noch an demselben Tage reiste Rabbi Menachem mit dem Boten der Räuber, um Esther abzuholen. In einem einsamen Wirthshause an der Landstraße fand er den Hauptmann, dem er das Geld überlieferte; dann führte ihm Wratislaw das zitternde Mädchen zu.

„Haltet sie gut," sprach der Räuberhauptmann, „sie verdient es."

Rabbi Menachem führte Esther in sein Haus; Gutta empfing sie mit der größten Freundlichkeit.

„Armes Mädchen," sprach sie, „so jung, so schön, und hast schon so viel leiden müssen!"

„O," entgegnete Esther, „laßt mich Eure Magd sein. Ihr habt mich gekauft um hohen Preis, und ich bin Euer Eigenthum; ich will Euch dienen wie die Sklavin der Herrin."

„Nicht doch'" antwortete Gutta, „meine Freundin, meine Schwester, meine Tochter sollst Du sein. Gott hat mir Kinder versagt, ich betrachte Dich als ein werthvolles Gottesgeschenk!"

So blieb denn Esther im Hause Menachem's; sie erzählte wohl von ihrer frühen Kindheit, von der sanften Mutter und dem gelehrten Vater; aber niemals erwähnte sie ihres Aufenthalts am Königshofe; sie fürchtete noch immer, dahin zurückgeholt zu werden und so sich neuen Kämpfen auszusetzen.

Es war ein echt jüdisches Haus, das Haus Rabbi Menachem's, der ein wohlhabender Mann war und der die Armen zu seinen Hausgenossen machte. Hier waltete echt jüdische Sitte und der Geist der heiligen Thora, deren Studium Rabbi Menachem stets einige Stunden des Tages und die halben Nächte widmete. Dabei war er ein tüchtiger Kaufmann, und Gottes Segen ruhte sichtlich auf allen seinen Unternehmungen. Seine Gattin Gutta war ein Engel an Milde und Sanftmuth; sie machte das Haus Rabbi Menachem's zu einem Tempel der Wohlthätigkeit, zu dem die Bedrängten und Bekümmerten wallfahrteten und den sie getröstet und erquickt verließen. Wie manche Thräne wurde da getrocknet, wie mancher Noth gründlich abgeholfen, wie viele verzweiflungsvolle Herzen dem Leben und der Freude zurückgegeben! —

Esther fühlte sich sofort heimisch in diesem Hause; oft verglich sie das Leben hier mit dem am königlichen Hofe, mit dem Jagen nach Vergnügen und Lust, und niemals sehnte sie sich zurück nach jener eiteln Pracht, niemals sehnte sie sich hinweg aus dem Hause Rabbi Menachem's.

Allein der frohe und zufriedene Zustand sollte nicht lange währen. Gutta war zu gut für diese Welt; sie gehörte zu jenen feinbesaiteten Naturen, deren edler Geist in einer zu zarten Hülle wohnt, sie gehörte zu denjenigen Personen, die der Allgütige auf die Erde gesandt zu haben

scheint, um uns eine Vorstellung zu geben von Seinen Engeln im Himmeln, die Er aber nach kurzem Erdenleben in Seinen Himmel zurückruft.

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem Esther in das Haus Rabbi Menachem's eingetreten war; sie zählte jetzt vierzehn Jahre und war vollständig herangewachsen. Da nahm Gutta eines Tages Rabbi Menachem bei Seite und sprach zu ihm:

„Mein geliebter Mann, ich fühle mein Ende herannahen.“

„O, sprich nicht so!“ rief Rabbi Menachem, das Auge voll Thränen.

„Was hilft es,“ entgegnete Gutta, „sich der Wahrheit zu verschließen? Wann die Blätter von den Bäumen fallen, dann wird man mich hinaustragen nach jenem stillen Ort, wo schon so Viele ruhen. Du, geliebter Mann, stehst noch in jugendlichem Alter, Du darfst nicht ohne Gattin bleiben. O, wähle Dir unsere Esther; sie ist eine Perle, wie es keine kostbarere gibt auf der weiten Erde.“

Laut weinend umarmte Rabbi Menachem die geliebte Gattin und bat sie, sich der trüben Gedanken zu entschlagen.

Diese aber suchte Esther auf und erzählte ihr, was sie mit Rabbi Menachem gesprochen und bat sie, den edeln Mann zu beglücken, wann es ihr selbst nicht mehr möglich sein würde.

Auch Esther suchte der theuren Freundin den Gedanken an den Tod zu verscheuchen. Ach, Gutta hatte nur zu wahr gesprochen; als die Blätter von den Bäumen fielen, nach dem Ausgange des Hüttenfestes, trug man sie an jenen

Ort, wo die Todten ruhen, bis der Herr sie ins Leben zurückrufen wird.

Rabbi Menachem bat seine Schwester, die trostlose Esther bei sich aufzunehmen. Hier blieb das junge Mädchen ein ganzes Jahr, bis die drei Feste des Herrn dahingezogen waren; dann wurde sie Rabbi Menachem's Weib.

XI.

Rabbi Menachem und Esther wurden ein glückliches Ehepaar, über dem der Geist der verewigten Gutta segnend zu schweben schien. Die Geburt eines Sohnes und später die Geburt einer Tochter, die sie Gutta nannten, vollendeten das Glück der Gatten. Da zog sich über den Häuptern der Wilnaer Gemeinde ein schweres Unwetter zusammen. Fürst Paul Radziwil, der Oberherr von Litthauen, der erst kürzlich mit seiner jungen Gemahlin von weiten Reisen zurückgekehrt war, legte der Gemeinde zu Wilna eine Contribution von 100,000 Dukaten auf, um die Kosten der Ausrüstung der Regimenter, die der Fürst zu dem eben ausgebrochenen Kriege gegen die Schweden stellen mußte, zu bestreiten. Es war der Gemeinde unmöglich, diese für die damalige Zeit ungeheure Summe zu erschwingen. Man stellte das dem Fürsten vor; dieser aber war unerbittlich; er drohte, die Juden aus Wilna zu vertreiben, wenn nicht zur bestimmten Frist das Geld abgeliefert würde. Damals galt nicht das Recht in der Welt, sondern nur die Gewalt, von der die schwachen und wehrlosen Juden stets am Meisten zu leiden hatten. In solchen Nöthen suchten unsere Vorfahren zuallererst Hilfe bei Gott. Fast- und Bettage wurden angeordnet, und die Synagogen wurden nicht leer

von verzweiflungsvollen Betern. Man sandte dann Deputationen über Deputationen an den Fürsten, die aber alle unverrichteter Sache zurückkehrten. Frauen hatten sich an die Fürstin gewandt; diese aber hatte erklärt, ihr Gemahl habe ihr streng verboten, sich in die Angelegenheiten der Juden zu mengen.

Auch im Hause Rabbi Menachem's herrschte tiefe Trauer; gerade die Wohlhabenderen mußten von diesem Unglück am härtesten betroffen, ja an den Bettelstab gebracht werden. Man erzählte gerade von den vergeblichen Schritten der Frauen bei der Fürstin, da fragte Esther:

„Wie heißt denn die Fürstin und wessen Tochter ist sie?"

„Das weißt Du nicht?" entgegnete Rabbi Menachem. „Die Gemahlin des Fürsten ist Maria, des Königs einzige Tochter."

Wie erschrak Esther, als sie das vernahm; Maria, ihre Maria war die Gemahlin des Drängers! Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihr auf.

„Ich will zur Fürstin fahren!" sprach sie eifrig.

„Und was wird es nützen?" fragte Rabbi Menachem.

Da erzählte Esther dem Gatten ihre ganze Jugendgeschichte. Rabbi Menachem hörte erstaunt zu.

„Du bist jene heldenmüthige Esther, von der die Kunde drang weit und breit?" fragte er verwundert. „Und ich bin so glücklich, des Königs Pflegetochter, die um ihres Glaubens willen die höchsten irdischen Güter aufgab, als meine Gattin zu besitzen? Gott, womit habe ich das verdient!"

Mit wahrhafter Ehrfurcht betrachtete er sein junges Weib.

„Geh mit Gott!" sprach er dann, „der Herr lasse Dein Vorhaben gelingen."

Und Esther kleidete sich in ihre kostbarsten Gewänder und schmückte die Stirn mit der reichen Perlenbinde, wie sie die polnischen Jüdinnen noch heute zu tragen pflegen. Rabbi Menachem hatte unterdeß einen Wagen besorgt, der die Gattin nach dem Schlosse des Fürsten, das eine halbe Stunde von Wilna entfernt lag, bringen sollte.

O, wie schlug Esther das Herz, da sie als eine gleichsam vom Tode Erstandene vor die Jugendfreundin treten sollte!

XII.

In ihrem Boudoir saß die Fürstin Radziwil, an die königlichen Eltern schreibend. Lange hatte Maria die Freundin ihrer Jugend, die, wie sie meinte, eines so fürchterlichen Todes gestorben war, betrauert. Endlich hatte die Zeit ihr die alte Freudigkeit und Munterkeit wiedergegeben. Nun war sie seit wenigen Monaten die glückliche Gattin des Fürsten Radziwil geworden. Vor einigen Wochen erst waren die Vermählungsfeierlichkeiten in Krakau beendet; jetzt freute sie sich, allein mit dem Gatten, der sie anbetete, fern von dem Geräusche des Hofes zu leben. Ihr Brief an die Eltern athmete Glück und Freude. Da wurde ihr eine jüdische Frau gemeldet, die sie zu sprechen wünsche.

„Ah," sagte Maria, „wiederum die alte Geschichte, in die ich mich nicht einmengen soll. Wie traurig, nicht helfen zu können! Ich will lieber die Bitten gar nicht hören. Sage der Jüdin, Kathinka, ich könne sie nicht empfangen.

Das Kammermädchen ging, kehrte aber bald wieder

zurück, denn Esther hatte ihr ein Goldstück in die Hand gedrückt.

„Königliche Hoheit," sagte das Mädchen, „die Fremde behauptet, sie wolle Eure Hoheit mit keiner Bitte belästigen; sie wolle nur eine wichtige Mittheilung machen."

„„So führe sie herein!""

Und Esther trat ein und erblickte in tiefer Erregung die Königstochter. Ja, das war sie, die Freundin! nur schöner und größer war sie geworden! O, wie gern hätte sich Esther an ihre Brust geworfen! Zwei große Thränen entrollten ihren Augen.

„Ihr weint," gute Frau?" sprach die Prinzessin. „O, es thut mir leid, nicht helfen zu können; mein Gemahl hat mir jede Einmischung in diese Angelegenheit strengstens verboten."

„„Ich wollte nicht von jener traurigen Angelegenheit reden, Hoheit,"" entgegnete Esther; „„ich wollte Euch nur eine Mittheilung machen, die Euch interessiren wird."

„Redet!"

„„Eure Königliche Hoheit hatten einst eine Jugendfreundin, ein jüdisches Mädchen . . .""

„Die arme Esther, die beim Brande des Jagdschlosses umkam!"

„„Sie ist nicht umgekommen, sie lebt!""

„Was sagt Ihr?"

„„Sie lebt. Erinnert Ihr Euch, Hoheit, des Baumes am Fenster des Schlafzimmers? Diesen Baum hat sie erstiegen und ist entflohen!""

„Entflohen? Die Undankbare! und ich habe sie so lange als todt beweint!"

„„Nicht undankbar war sie,"" entgegnete Esther schluch-

zend, nachdem sie sich vergeblich abgemüht hatte, ihre Thränen zurückzuhalten. „„Man drängte sie, ihrem Glauben untreu zu werden, und da entfloh sie.““

„Und woher wißt Ihr das Alles?“

Da konnte sich Esther nicht länger zurückhalten, sie sank in die Knie, ergriff die Hand der Prinzessin und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Maria,“ stammelte sie endlich, „Maria, kannst Du Deiner Esther vergeben? Ich bin Esther, Deine verloren geglaubte Esther!“

Da zog Maria sie zu sich empor und lag an ihrem Halse und weinte laut.

„Meine Freundin, meine Schwester!“ rief die Königstochter, „wie könnte ich Dir zürnen? Nein, Du warst nicht undankbar, Du hast recht, Du hast groß und edel gehandelt!“

XIII.

Maria und Esther schwelgten in der Freude des Wiedersehens, in der Erinnerung an die vergangenen Tage. Esther erzählte, was sie zur Flucht bewogen, wie sie im Traume die Mutter um Rettung angefleht und dann plötzlich, während des Feuerlärms, ihr der Gedanke gekommen, zu entfliehen, wie sie von Räubern gefangen, ausgelöst und nunmehr glücklich verheirathet und Mutter von zwei Kindern sei. — Auch die Königstochter hatte viel zu erzählen; als sie der Freundin die hohen Eigenschaften ihres Gemahls pries, da seufzte diese tief auf.

„Ich verstehe Dein Seufzen,“ sagte Maria, „doch

härme Dich nicht, der Gemahl meiner Esther muß von der Contribution verschont bleiben."

Esther schüttelte traurig das Haupt.

„„Und könnten wir allein froh und zufrieden sein,"" sagte sie, „„wenn die Freunde und Genossen Alle ins Elend geriethen?""

„Freilich," sagte die Prinzessin, „da muß Rath geschafft werden, um euch Allen zu helfen! Aber wie das anfangen? Ich darf mich nicht einmischen, ich habe es versprochen. „Ich kenne diese Juden," sagte Fürst Paul, „sie werden Dich mit Bitten bestürmen, und Du, gutes Herz, wirst nicht Nein sagen können. Versprich mir, daß Du Dich in diese Angelegenheit nicht einmengest." Und ich habe es versprochen. Was also thun? — O, ich habe einen Gedanken. Ja, so wird es gehen! Du selbst, meine schöne und liebenswürdige Esther, mußt die Fürsprecherin machen."

„„Und wird der Fürst mich hören wollen?""

„Freilich, Du darfst nicht als Jüdin, Du mußt als Fürstin kommen. — Du hast ja den Anstand einer Königin. O, das wird eine hübsche Komödie werden. Du bist meine Jugendfreundin, die Fürstin Jablonska, die mich besucht. Du kleidest Dich nicht in die Tracht der Jüdinnen — sondern nach neuester Pariser Mode; ich werde Dich schon mit Kleidern versehen. Dann sieht Dich der Fürst bei mir, dann kannst Du reden, so viel Du willst; dann ist es Deine Sache, meine kleine, kluge Freundin, den Fürsten zu bestimmen und zu überreden. Nur eilig, ehe Paul von der Jagd zurückgekehrt; meine schlaue Kathinka ziehen wir mit ins Komplott, damit sie uns nicht verräth."

Die Fürstin zog an einer Glockenschnur und Kathinka erschien.

„Kathinka," sprach die Fürstin, „wir brauchen Deinen Witz, um eine kleine Komödie auszuführen. Diese Frau hier soll einige Tage als Fürstin Jablonska im Schlosse weilen. Fülle einen großen Reisekoffer mit einem Theile meiner besten Garderobe, lasse ihn dann in den Wagen, der vor dem Schloßhofe hält, bringen und fahre mit dieser Dame nach Wilna. Dort hilfst Du ihr bei der Toilette und frisirst sie comme il faut. Ich zähle auf Dich, daß Du sie mir als eine vollendete Fürstin zurückbringst. Bist Du klug und verschwiegen, so kannst Du auf eine große Belohnung rechnen."

„„Königliche Hoheit werden mit mir zufrieden sein,"" entgegnete Kathinka.

„Et vous, Madame," redete die Prinzessin Esther an, „parlez-vous encore français?"[1])

„„O, Madame," antwortete Esther, „je n'ai pas oublié ce que j'ai appris à la Cour du roi!""[2])

„Das ist gut," sagte die Prinzessin erfreut, „die Täuschung wird eine vollständige sein. Auf Wiedersehen, Prinzessin Jablonska!"

Esther ging mit Kathinka, damit diese ihr von den Kleidern der Prinzessin einige anpasse. Das war bald geschehen, da beide Jugendfreundinnen ziemlich dieselbe Statur hatten. Dann fuhr Esther mit dem Kammermädchen der Prinzessin nach Wilna; hier mußte Rabbi Menachem einen Staatswagen und Livreebediente für die Fürstin Jablonska besorgen.

---

1) Und Sie, Madame, sprechen Sie noch französisch?

2) O, Madame, ich habe nicht vergessen, was ich am Hofe des Königs gelernt habe.

Nach einigen Stunden sahen die Gaffer im Judenviertel zu Wilna eine vierspännige Kutsche vor dem Hause Rabbi Menachem's halten. Rabbi Menachem öffnete ehrerbietig die Hausthür und eine vornehme Dame — die eigenen Freundinnen erkannten Esther nicht wieder — stieg, gefolgt von ihrem Kammermädchen, in den Wagen, und fort ging's im rasenden Galopp nach dem Schlosse des Fürsten.

Unterdeß war der Fürst von der Jagd nach Hause zurückgekehrt, wo ihn seine Frau mit der angenehmen Nachricht überraschte, daß die Fürstin Jablonska, ihre Jugendfreundin, sie baldigst besuchen würde. Der Fürst hatte schon sehr viel von dieser ebenso schönen wie geistreichen Dame, die vor einigen Jahren eine der Hofdamen der Prinzessin gewesen war, gehört und freute sich sehr, sie nun persönlich kennen zu lernen. Bei Tische war nur von der Jablonska die Rede und Maria mußte sehr viel von ihr erzählen; natürlich nahm sie die Farben zu ihrem Bilde von der Erscheinung Esther's, die ihr ja noch frisch im Gedächtnisse war.

Nach aufgehobener Tafel, während der Fürst mit seiner Gemahlin im Garten promenirte, fuhr ein Wagen vor. Die Gatten eilten hinaus, aber schon auf halbem Wege kam ihnen die Fürstin Jablonska entgegen. Die Jugendfreundinnen lagen sich in den Armen und küßten sich; dann stellte Maria ihren Gatten vor, während sich Esther anmuthsvoll verneigte. Der Fürst war ganz überrascht, als er die wundervoll schöne Erscheinung erblickte; aber auch die Prinzessin war überrascht — Kathinka hatte ein Meisterstück vollbracht, und in Esther waren die Erinnerungen vom Königshofe wieder erwacht, so daß sie

die feine Hofdame ganz vorzüglich spielte, wozu ihr allerdings eine angeborene Grazie nicht wenig zu Statten kam.

Das erlauchte Ehepaar führte den lieben Gast in den Schloßgarten, wo der Kaffee servirt wurde. Bald war die Unterhaltung lebhaft im Gange, und kein Mensch hätte bemerkt, daß Esther seit sechs Jahren sich nicht in der französischen Sprache geübt hatte, so geläufig und anmuthsvoll unterhielt sie sich darin; freilich war ihr diese Sprache am Königshofe fast wie die Muttersprache geworden.

Abends sprach sich Prinz Radziwil gegen seine Gemahlin ganz begeistert über die neuangekommene Freundin aus.

XIV.

Einige Tage blieb Esther im Schlosse. Maria wußte es mit großem Geschicke so einzurichten, daß Esther, ohne daß es auffiel, von den verbotenen Speisen nicht zu genießen brauchte.

Unterdeß hatte Fürst Radziwil stets den größten Gefallen an der Unterhaltung mit der vermeintlichen Fürstin Jablonska gefunden. Esther's Ausbildung hatte seit ihrer Entfernung vom königlichen Hofe nicht stille gestanden; sie war durch das Drängen zur Annahme des Christenthums viel zu viel angeregt worden, als daß sie nicht begierig über die Lehren und das Wesen unserer heiligen Religion sich zu unterrichten gewünscht hätte; und die Gelegenheit war ihr geboten im Hause Rabbi Menachem's. Sie hatte mit Eifer Hebräisch gelernt, hatte fleißig das Buch der Bücher, die heilige Schrift, in der Ursprache gelesen, und hatte sogar einige leichtere, zur Begründung und Vertheidigung des Judenthums geschriebenen philosophischen Schriften stu-

dirt. Dadurch hatte ihr Geist eine große Reife erlangt, was der Conversation mit ihr einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Staunend hörte ihr Maria oft zu; die Prinzessin erkannte neidlos den überlegenen Geist der Freundin an, während der Fürst ganz bezaubert erschien; er vergaß die sonst so leidenschaftlich geliebte Jagd und brachte jede freie Stunde in der Gesellschaft der beiden Freundinnen zu.

Vergessen wir nicht, daß man in dem Momente, an welchem unsere Erzählung jetzt angelangt ist, 1660 schrieb; noch war kaum die Morgenröthe der Sonne der Humanität, welche die Jetztzeit durchleuchtet, angebrochen. Zwar hatten sich die religiösen Leidenschaften in Folge eines dreißigjährigen, weltverwüstenden Religionskrieges abgekühlt, aber Locke und Leibnitz hatten noch nicht ihre Systeme gebaut, noch hatten Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Diderot ihre welterschütternden Werke nicht geschrieben, noch lag der Staub des Mittelalters auf den Wissenschaften, den Dingen und den Menschen, und die ganze Welt lag in den Fesseln einer unendlichen Reihe von Vorurtheilen gebannt. Nur das kleine Häuflein der Juden besaß eine reine, hehre Lehre, eine Wissenschaft, die schon seit Jahrhunderten auf ihrer Höhe stand. Aber die Juden selbst waren abgeschieden von ihren Mitmenschen, und hohe Ghettimauern ließen die Sonnenstrahlen nicht hinausdringen in die kalte und finstere Welt. Wie mußte es daher den Fürsten Paul überraschen, als er zum ersten Male, und noch dazu aus dem Munde einer Dame, Gedanken von allgemeinen Menschenrechten vernahm, als er hörte, daß der Mensch im Ebenbilde Gottes erschaffen sei, und daß daraus folge, daß alle Menschen Brüder, daß sie alle gleiches Anrecht haben auf diese schöne Welt, daß ein Gesetz gelten solle für Alle, für den Fremden

wie für den Einheimischen, daß ein Vater uns geschaffen und wir Alle Seine Kinder, daß der Unterschied ein willkürlicher, das allgemeine Menschenrecht aber etwas Ewiges sei!

Prinz Paul bekämpfte diese Ideen heftig von seinen anerzogenen Anschauungen aus. Wenn auch ursprünglich alle Menschen Brüder, so, behauptete er, hätten doch die Jahrhunderte eine unübersteigliche Scheidewand gezogen; der gemeine Mensch sei immer verschlechtert, der Adelige immer verbessert worden; der Bauer sei in Folge dessen nicht viel besser geworden als das Vieh, mit dem er pflüge, während der Edelmann hinaufrage in höhere Regionen; die ganze Welt sei nur des Edelmanns wegen erschaffen; der Bauer sei ihm leibeigen wie Roß und Hund; was der Bauer erwerbe, gehöre dem Herrn; dem Juden habe man den Schein von Eigenthum gelassen; er dürfe eine Zeit lang Schätze scheinbar für sich sammeln, um sie dann in desto reicherem Maaße auf einmal seinem Fürsten zu überlassen.

Esther wurden auf diese Weise die Beweggründe klar, die den sonst so biedern und wackern Fürsten zu so grausamer Härte gegen die Juden veranlaßten; sie suchte daher diese falschen Grundsätze zu bekämpfen; waren diese hinweggeräumt, so konnte auch der Fürst jene grausame Maßregel nicht durchführen.

„Mein Fürst,“ sprach sie, „ich gebe Ihnen gern zu, daß sich Edelmann, Jude und Bauer gar sehr von einander unterscheiden; aber das liegt nicht im Wesen der Menschen, sondern in der Erziehung. Die Geschichte lehrt, daß sich schon oft Leute aus der niedrigsten Volksklasse zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen haben.“

„„Ja,““ entgegnete der Fürst, „„Ausnahmen gibt es

überall, vielleicht auch bei den Juden, wiewohl ich diese für noch tiefer stehend erachte als die leibeigenen Bauern, weil ihnen das Licht des Christenthums abgeht.""

„Aber dafür," warf Esther rasch ein, „leuchtet ihnen das Licht des Judenthums, das ungemein helle strahlt."

„„Hat meine schöne Freundin etwa auch sogar das Judenthum studirt?"" fragte Fürst Paul lächelnd.

„Wohl, Fürst, das habe ich," antwortete Esther ernst. „Auf den Besitzungen des Fürsten Jablonski gibt es viele Juden; und sollte dieses uralte Volk, das die ältesten Wahrheiten der Menschheit bewahrt, nicht unser volles Interesse erregen?"

„„Und glauben Sie,"" entgegnete der Fürst, „„daß jemals ein Jude edelmännische Manieren annehmen, daß je eine Jüdin mit so vollendeter Anmuth reden und sich bewegen könnte, wie Sie zum Beispiel, Fürstin?""

Esther erröthete; die Prinzessin kam ihr zu Hilfe.

„Ich glaube doch," sagte sie. „Habe ich Dir noch nicht von meiner Jugendgespielin Esther erzählt, die mir einst das Leben gerettet hat?"

„„Ach ja,"" sagte der Fürst, „„die mit eigener Lebensgefahr die Schlange von Deinem Halse riß und die später beim Brande umkam!""

„Wir waren damals falsch unterrichtet," entgegnete die Prinzessin, „sie ist nicht verbrannt. Sie entfloh, um nicht Reichthum und Ehre gegen ihren Glauben umtauschen zu müssen."

„„Das wäre allerdings groß,"" sagte Fürst Paul nachdenkend, „„wenn es — wahr wäre; ich will Dir sagen, warum das Judenkind vom Hofe entflohen ist: weil es sich unbehaglich fühlte, weil es die linkischen Manieren und den

jüdischen Dialect nicht ablegen konnte, weil es sich zurücksehnte nach dem Handel mit alten Kleidern, nach Schmutz und üblem Geruch. Das Alles ist den Juden zur Natur geworden, und diese gemeine Menschensorte mag es nicht vertauschen mit dem Edlen und Hohen, was den Edelmann auszeichnet.""

Esther erglühte vor Scham und Zorn; Maria aber winkte ihr mit den Augen und sprach:

„Und wenn ich Dir nun jene Jüdin, welche sechs Jahre am Hofe gelebt hat und wiederum sechs Jahre von demselben entfernt ist, seitdem einen Juden geheirathet und zwei Judenkinder geboren hat, trotz allem Dem als eine vollendete Hofdame vorstellen würde, die nur der höfischen Kleidung bedarf, um sofort wieder in ihre alten Rechte einreten zu können?"

„„Dann,"" sagte Fürst Paul langsam, „„dann würde ich mich für besiegt erklären, würde meine bisherigen Anschauungen als Vorurtheile verdammen und mich sofort zu den Ansichten unserer schönen Freundin bekennen!""

„Ehe jedoch Maria," ergriff Esther das Wort, „zur Ausführung ihrer Probe schreitet.....

„Muß ich," unterbrach sie Maria, „meinen Gemahl um Verzeihung bitten ob einer Täuschung, die ich mir mit ihm erlaubt habe."

„„Und die wäre?"" fragte der Fürst.

„Erlaube mir," antwortete Maria, „meine Entschuldigung in der Form eines Gleichnisses vorzubringen: Einer vornehmen Dame schickte einst ihr auf Reisen begriffener Gemahl ein kostbares Juwel in unscheinbarer Fassung. Als der kluge Haushofmeister das Juwel erblickte, sprach er: „Die Fürstin wird das Geschenk des Fürsten so nicht wür-

digen, ich will das Kleinod erst seinem Werthe entsprechend fassen lassen und es dann der Gebieterin überreichen.“ Er that also, und die Dame war ganz entzückt von des herrlichen Diamanten wundervollem Glanz. Als man nun des Fürsten halber dem Juwel die ursprüngliche unscheinbare Fassung wiedergab, da blieb ihre Bewunderung dieselbe, und sie dankte ihrem Gatten so wie es der hohe Werth des kostbaren Steines verdiente. — Geliebter Mann, ich besaß einen solchen Diamanten, mit dem ich Dich erfreuen wollte; damit Du ihn aber auch würdigest, habe ich vorgezogen, ihn Dir in eleganter Fassung zu zeigen.“

„„Du sprichst in Räthseln, Maria!““

„So höre die Lösung. Ich habe nach langer Entbehrung meine heißgeliebte Freundin Esther wiedergefunden; Du aber hättest die Judenfrau keines Blickes, keines Wortes gewürdigt. Deßhalb habe ich sie Dir als Fürstin Jablonska präsentirt.“

Der Fürst blickte Esther ungläubig an; diese aber verneigte sich demuthsvoll.

„Du hast jetzt,“ fuhr Maria zu reden fort, „mein Juwel in eleganter Fassung, in Hoftracht mit Fürstentitel, würdigen gelernt; Du wirst es, deß bin ich überzeugt, auch in unscheinbarem Gewande zu schätzen wissen.“

„„Ich habt mich besiegt,““ rief Fürst Paul, als er sich von seinem Erstaunen ein wenig erholt hatte, „„ich bin gezwungen, von meinen bisherigen Ansichten zu lassen und mich zu den Anschauungen unserer Freundin zu bekennen, die nicht minder schön, liebenswürdig und geistreich ist, wenn auch keine Fürstenkrone ihren Namenszug krönt. Ja, es gibt einen Adel, den Gott unmittelbar dem Menschen mitgetheilt hat, den Adel der Gesinnung, und das ist der

höchste Adel von Gottes Gnaden. Seien Sie mir," fuhr er, zu Esther gewandt, zu reden fort, „„jetzt noch einmal willkommen als Freundin meiner Frau und als deren Lebensretterin.""

Der Fürst erwartete nunmehr, daß Esther eine Fürbitte für ihre Glaubensgenossen einlegen würde; Esther hütete sich jedoch, jene Angelegenheit auch nur mit einem einzigen Worte zu erwähnen. Das gefiel dem Fürsten sehr. Stumm gingen alle Drei durch den Garten, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt; plötzlich blieb der Fürst stehen und sprach:

„„Da fällt mir eben ein, Maria, daß Deine Freundin noch nicht für die Rettung Deines mir so theuren Lebens belohnt ist worden; sie selbst hat sich dem Danke Deiner königlichen Eltern durch die Flucht entzogen; nun, so will ich sie belohnen. Ich denke, hunderttausend Dukaten sind nicht zu viel für das Leben einer königlichen Prinzessin, einer Fürstin Radziwil. Wohlan, liebe Esther, ich schenke Ihnen die Summe, welche die israelitische Gemeinde zu Wilna wird aufbringen müssen. Sie können darüber verfügen.""

Esther, die sich so unerwartet am Ziele ihrer Wünsche sah, war keines Wortes mächtig; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Maria aber warf sich an ihres Gatten Brust, umarmte und küßte ihn und rief:

„Mein Herzensmann, Du machst mich überglücklich!"

XV.

War das eine Ueberraschung, als die Equipage des Fürsten durch die Wilnaer Judenstadt fuhr und vor dem

stattlichen Hause Rabbi Menachem's stille hielt. Als nun gar der Fürst und die Fürstin mit Esther ausstiegen und, von Rabbi Menachem geführt, in dessen Putzzimmer traten, als dann Rabbi Menachem's Diener die Rabbinen und Vorsteher in das Haus seines Herrn beschied, da kannte die Neugi r keine Grenzen mehr; eine große Menschenmenge umstand das Haus, in dem die hohen Herrschaften weilten. Drinnen aber saßen der Fürst und die Fürstin, und neben ihnen stand Esther, die wieder ihre jüdische Tracht angelegt, ihr Haar bedeckt und die Perlenbinde um ihre Stirne gewunden hatte. Rabbi Menachem führte die saubergekleideten, bildschönen Kinder herbei und die Prinzessin nahm sie auf den Schooß und herzte und küßte sie.

Bald erschienen die Rabbinen und Vorsteher, sich bis zur Erde vor ihrem gestrengen Oberherrn verneigend.

„Ich habe Euch herberufen lassen," sagte der Fürst, „um Euch zu fragen, ob die Contribution, die ich der israelitischen Gemeinde aufgelegt habe, in Bereitschaft ist."

„„Durchlaucht,"" sprach demüthig der Oberrabbiner, „„wir können die Summe nicht auftreiben, ohne allesammt zu Bettlern zu werden.""

„Und wem gehört denn Eure Habe? Wem anders als Eurem Fürsten und Herrn?"

„„Wir wissen es,"" entgegnete der Rabbi, „„Wir stehen in Eurer Durchlaucht Macht; wir wenden uns einzig an Dero fürstliche Gnade. Erlassen uns Eure Durchlaucht die Hälfte; die andere Hälfte aufzubringen wird uns schwer genug werden.""

„Nicht einen Pfennig erlasse ich Euch. Ihr habt binnen vier Wochen die ganze Summe an die Frau Menachem's zu zahlen. Dieser schenke ich das Geld, weil sie die

Jugendfreundin meiner Gemahlin ist und ihr einst das Leben gerettet hat."

„Und meine Frau," nahm Rabbi Menachem das Wort, „nimmt dieses fürstliche Geschenk dankbar an, aber nur, um mit Seiner Durchlaucht Erlaubniß mit dieser Summe der jüdischen Gemeinde zu Wilna ihre Dankbarkeit zu beweisen, dafür, daß man sie einst ausgelöst hat, da sie von Räubern gefangen gehalten wurde."

Als der erste Vorsteher, welcher sich einst der Auslösung Esther's widersetzt hatte, Rabbi Menachem so sprechen hörte, schlug er beschämt die Augen nieder.

„Esther," sprach der Fürst, „kann mit dem Gelde schalten und walten, wie es ihr beliebt."

„Gehet hin," fuhr er zu den Rabbinen und Vorstehern gewendet fort, „und bringet den Euren die Freudenbotschaft."

Und sie küßten allesammt dem Fürsten die Hand; dann entfernten sie sich eilig. Bald hörte man den Jubelruf der vor dem Hause versammelten Menge ertönen. Die Synagogen füllten sich, und Davids Gesänge erschallten als Loblieder dem Befreier aus der Noth, dem allgütigen Vater im Himmel.

Aber fast noch mehr als die Befreiung aus der Noth erregte die Kunde von Esthers wunderbaren Geschicken die freudigste Aufregung. Das war also jene Esther, von der ganz Polen sprach, des Königs Pflegetochter; und noch mehr, sie war der königlichen Huld heimlich entflohen, um ihrem Glauben treu bleiben zu können! Alles drängte sich herbei, sie zu sehen. Wo sie erschien, da riefen tausend Zungen: „Das ist des Königs Pflegetochter, die fromme Esther!"

— Auch auf ihren Gatten fiel ein Theil ihrer Glorie; man nannte ihn fortan nur: „des Königs Eidam.“

Von da an und weiter kamen Esther und Maria häufig zusammen. Auch vom Könige und der Königin kamen reiche Geschenke von Krakau für die noch unvergessene Esther; Beide konnten nicht umhin, den Heldenmuth und die Charakterfestigkeit der Jüdin anzuerkennen. —

Für Rabbi Menachem erwuchs aus den vornehmen Bekanntschaften seiner Frau der größte Vortheil; er wurde vom Fürsten Radziwil mit der Verwaltung von dessen großem Vermögen beauftragt; er mußte die Gelder herbeischaffen, die der König zum Schwedenkriege brauchte; binnen kurzer Zeit ward Rabbi Menachem der erste und angesehenste Kaufmann in ganz Polen und Litthauen. Dabei blieb er demüthig und bescheiden und vernachlässigte das Thorastudium nicht. Nach wie vor blieben die Armen seine Hausgenossen.

Auch Esther ward nicht stolz ob der Freundschaft, die ihr die Großen des Landes bezeugten.

Allwöchentlich verbrachte sie einen Tag auf dem Schlosse des Fürsten in der Gesellschaft Maria's. Als im darauffolgenden Sommer König und Königin zum Besuche der Tochter kamen, da fuhr Esther manchmal mit den Majestäten und der Prinzessin im offenen Wagen spazieren unter dem jubelnden Beifallsrufen der begeisterten Menge.

Trotz vielfacher Zureden legte jedoch Esther ihre jüdische Tracht nicht wieder ab; sie wollte nicht mehr sein als ihre Glaubensschwestern alle; dabei hatte sie die Genugthuung, daß ihre vornehmen Bekannten bei wichtigen Anlässen sie zu Rathe zogen, daß man ihren Aussprüchen wie Orakelsprüchen lauschte; denn unter Esther's Perlenbinde

entsprang der tiefe, weise Gedanke, während unter der eleganten Coiffüre so mancher Hofdame nur eitle Hirngespinnste wohnte.

Oftmals kam auch die Prinzessin in die Stadt, um sich an Esther's glücklicher Häuslichkeit zu erfreuen und ihre Kinder zu liebkosen. Als nun aber gar der König und Königin Esther in ihrem Hause besuchten, da hieß es in der ganzen Stadt: „Des Königs Eidam empfängt heute seine Schwiegereltern."

Das war ein Tag der Ehre und des Rhumes für ganz Wilna; selbst der geringste Arbeiter war stolz darauf, ein Gemeindegenosse von „des Königs Eidam" zu sein.

XVI.

Unterdeß hatte sich Rabbi Sabbathai andern Ruhm erworben; wiewohl erst vierzig Jahre zählend, war er schon als der Lehrer von ganz Israel anerkannt. Sein Commentar zum Joreh Däah hatte sich rasch Bahn gebrochen und wurde von allen Rabbinen auf dem weiten Erdenrunde bei deren religiösen Entscheidungen benutzt. Rabbi Sabbathai hatte einen ähnlichen Commentar auf den Choschen Mischpot vollendet, aber seine bescheidenen Mittel erlaubten ihm die Drucklegnng dieses großen Werkes nicht; denn die schriftstellerische Thätigkeit auf rabbinischem Gebiete hat den Verfassern der bedeutendsten Werke niemals Reichthum gebracht, sondern stets außer den geistigen immer noch große materielle Opfer erheischt. „Vielleicht," dachte Rabbi Sabbathai, „wird man mir in meinem Vaterlande, in Litthauen,

die Mittel zur Drucklegung eines Werkes gewähren, das so viel zur Klärung der jüdischen Rechtsprechung beiträgt."

Er machte sich auf den Weg und kam nach Wilna; als es dort bekannt wurde, daß der „Schach" angekommen sei, lief ganz Wilna zusammen, um den großen Mann zu sehen. Rabbi Menachem erbat sich die Ehre, ihn beherbergen zu dürfen, und die Rabbinen und Vorsteher beeilten sich, Rabbi Sabbathai zu ersuchen, am kommenden Sabbat einen Vortrag in der Synagoge zu halten.

Die große Synagoge von Wilna war gedrängt voll. Die Männer waren gekommen, um zu lernen, die Frauen um zu hören, und die Kinder hatten die Eltern mit sich gebracht, damit sie angeeifert werden zum „Lernen," wenn sie sehen die Ehre der Gotteslehre. Nach einigen einleitenden Worten der Mahnung ging Rabbi Sabbathai zu der schwierigen Stelle im Tractat Baba Mezia „Tokpho Cohen" über, die er in ganz neuem Lichte erscheinen ließ und so wundervoll beleuchtete, daß alle Schwierigkeiten schwanden, alle Widersprüche gelöst, alle Fragen beantwortet wurden. Eine Begeisterung überkam die Versammlung, die grenzenlos war. In der Frauensynagoge aber stand Esther, fast geisterhaft herniederblickend; mit Auge und Ohr hing sie an den Lippen des Rabbi; solche Laute hatte sie nicht vernommen seit den Tagen der frühesten Kindheit. War das nicht des Vaters Stimme wie damals, da er in Prinsk neben ihrem Bettchen saß und im Talmud forschte? Gewaltsam drängte sie den aufsteigenden Gedanken zurück; sollte ihr das höchste Erdenglück beschieden sein, sollte sie den geliebten, so oft und vergeblich herbeigesehnten Vater wiederfinden? Und noch dazu solch einen Vater, den größ-

ten Mann in Israel? O, es wäre des Glückes zu viel! und woran sollte sie den Vater erkennen?

Esther suchte sich zu fassen. „Es ist nichts," sagte sie, „nichts als Täuschung. Wer weiß, ob mein Vater noch lebt, ob er dem Mordschwerdt der Kosacken entronnen?" —

Der Gottesdienst war zu Ende; im Triumph wurde Rabbi Sabbathai in Rabbi Menachems Haus geführt; man bemühte sich, den Saum des Gewandes zu erhaschen und zu küssen, das der große Rabbi trug.

Im Hause Rabbi Menachem's versammelten sich die gelehrtesten und angesehensten Männer, dem „Schach" zu Ehren. Ein Jeder schätzte sich glücklich, den Vortrag des großen Mannes gehört zu haben.

Esther ließ Kuchen und Wein umhertragen. Man verschmähte nach dem geistigen Genusse den körperlichen nicht; die Stimmung ward bald eine heitere, Rabbi Menachem erhob sein Glas und leerte es auf das Wohl des hochgeehrten Gastes. Dann brachte der Oberrabbiner von Wilna einen Toast auf das Wohl des hochherzigen Hausherrn, „des Königs Eidam".

„Was bedeutet dieser Beiname?" fragte Rabbi Sabbathai.

„Das wißt Ihr nicht, Rabbi?" war die verwunderte Gegenfrage.

„Wisset," nahm einer der Anwesenden das Wort, „Rabbi Menachem's Weib ist die Pflegetochter des Königs, die an des Königs Hofe erzogen worden und gleich Daniel keine unjüdische Kost genossen hat."

„Die fromme Esther," sagte ein Anderer, „die Freundin der Prinzessin Maria."

„Die die Kehilla gerettet hat vom Verderben!“ rief ein Dritter dazwischen.

„Die in des Königs Kutsche fährt mit König und Königin, und doch eine gute Jüdin bleibt!“ fügte ein Vierter hinzu.

Rabbi Sabbathai war blaß geworden; er zitterte heftig.

„Aber,“ brachte er endlich mühsam hervor, „jene Esther ist ja verbrannt beim Brande des Jagdschlosses!“

„Nein,“ rief es von allen Seiten, „Sie ist nicht verbrannt! Da ist sie ja!“

Im selben Augenblicke trat Esther herein, mit Tellern und Flaschen, mit Wein und Kuchen beladen.

„Mein Kind,“ redete sie Rabbi Sabbathai an, „ehe Ihr zum Könige kamt, wo wart Ihr da?“

„Der König,“ entgegnete Esther, „hat mich für todt im Walde gefunden, wohin mich mein Vater auf der Flucht vor den Kosacken gebracht hatte!“

Da breitete Rabbi Sabbathai seine Arme aus und rief:

„Meine Tochter! meine Esther! Ja, Du bist's das Ebendbild meiner Mirjam!“

„Also doch!“ rief Esther, „ich habe Euch erkannt, Vater! War's nicht „Tockpho Cohen,“ das Ihr an meinem Bettchen lerntet?“

„Ja, das war's! o, meine so lang- und heißersehnte Tochter!“

Und sie sprachen Nichts mehr, und sie hielten sich umschlungen, der wiedergefundene Vater und die wiedergefundene Tochter, und sie weinten Eins am Halse des Andern, Rabbi Sabbathai gar sehr.

Es war eine erschütternde, herzergreifende Scene. Allen Anwesenden standen die Thränen in den Augen; Jedermann wagte kaum zu athmen, bis sich die Umarmung der Wiedervereinigten löste. Dann ergriff Rabbi Menachem des Schwiegervaters Hand, küßte sie und sprach:

„Jetzt bin ich in der That des Königs Eidam, denn mein Schwiegervater ist der „Schach," ein König im Gebiete des Geistes, ein König in der Gotteslehre."

XVII.

Welche Feder wäre wohl im Stande, das Entzücken des Vaters zu schildern, daß er nicht allein die verlorengeglaubte Tochter wiedergefunden, sondern noch mehr, daß er sie so wiedergefunden, sie, in Wahrheit eine zweite Esther, auf die ihre ganze Nation stolz zu sein Ursache hatte! Gott, der Vater der Waisen, hatte sich des verlorenen Kindes angenommen und es an der Stelle des leiblichen Vaters erzogen. Was er damals an der Brandstätte des Jagdschlosses, in der Fülle des Leides, in frommer Ergebung gesprochen: „Gerecht ist Gott in allen Seinen Wegen und liebevoll in allen Seinen Thaten!" — das hatte sich im wahrsten Sinne des Wortes, schon dem menschlichen Auge erkennbar, bethätigt. Hatte doch der Vater von Räubern gefangen werden, in dem Hauptmanne den Gespielen seiner Kindheit erkennen müssen, um dadurch, daß er den hartherzigen Räuber in eine wehmüthig weiche Stimmung versetzte, ohne sein Wissen sein Kind vor Schande zu bewahren! War doch an der hilflos im Walde zurückgelassenen Tochter in Erfüllung gegangen die Verheißung

des Propheten Jesajah: „Und es werden sein Könige deine Erzieher!“ —

Was Alles hatten Vater und Tochter einander zu erzählen! Wie hatte sich doch der Mutter letzte Verheißung erfüllt, wie Schweres war ihnen beschieden worden! Aber Gott hatte Seinen Engel gesandt, um Vater und Tochter zu retten und zu schützen und sie jetzt wieder zusammen zu führen! Und Esther? All das Herrliche und Gute, was Gott ihr hatte zu Theil werden lassen, schien ihr gering im Vergleich mit der Wohlthat, daß sie den Vater, daß sie solch einen Vater wiedergefunden. —

Wie sich leicht denken läßt, nahm die ganze Stadt den regsten Antheil an diesem frohen Ereignisse; die Kunde flog von Mund zu Mund und erreichte bald das Schloß des Fürsten. Schon Sonntags fuhren der Fürst und die Fürstin nach Wilna, um Esther zu beglückwünschen und deren Vater kennen zu lernen. Der Fürst unterhielt sich lange mit Rabbi Sabbathai und lud ihn ein, ihn im Schlosse zu besuchen; er ließ sich von dem hochgelehrten Manne über Juden und Judenthum belehren, und diese Belehrungen trugen nicht wenig zur Klärung seiner Ansichten bei; was der Tochter nur halb gelungen war, das gelang dem Vater vollständig: Fürst Radziwil ward ein Freund und Wohlthäter der Juden so lange er lebte und vererbte diese Gesinnungen auf seine Nachkommen.

Rabbi Menachem übernahm es sogleich, die Kosten der Drucklegung der Werke seines Schwiegervaters zu bestreiten. Mit der Ordnung der Manuscripte vergingen die nächsten Wochen. — Während dieser Zeit war Rabbi Sabbathai mit seiner Tochter, dem Wunsche des Fürsten entsprechend, öfters im Schlosse. Eines Tages machte ihnen der Fürst

die Mittheilung, daß der Räuberhauptmann Wratislaw eingefangen und verurtheilt sei, aufs Rad geflochten zu werden. Sowohl Rabbi Sabbathai wie Esther bemühten sich, Gnade für ihn zu erlangen; ihren vereinten Bitten gab der Fürst nach und ermächtigte Rabbi Sabbathai, dem Räuber die frohe Botschaft zu überbringen.

Trotzig und ungebrochen saß Wratislaw im Gefängnisse; er hatte die Priester seiner Religion zurückgewiesen. Da nahte ihm der Gespiele seiner Kindheit mit Worten der Milde und des Erbarmens. Und siehe, unter dem sanften und herzlichen Zuspruche Rabbi Sabbathai's schmolz die harte Rinde seines Herzens: der gefürchtete Räuberhauptmann fing an, seine Unthaten zu bereuen und zu bedauern, daß die bevorstehende Hinrichtung ihm nicht vergönne, durch Thaten seine Besserung zu bewähren. Da verkündete ihm der Rabbi die Gnade des Fürsten. Wratislaw's Freude war grenzenlos; er küßte dem Rabbi die Füße und versprach ihm hoch und heilig, seiner Fürbitte Ehre zu machen. Er verlangte, als Krieger in das Heer des Königs einzutreten; seinem Wunsche wurde entsprochen. Durch Tapferkeit und Todesverachtung sich hervorthuend, erlangte Wratislaw bald eine hohe Stellung im Heere, bis er am 11. November 1673 in der siegreichen Schlacht am Dniester, in welcher Johann Sobieski die Türken schlug, fiel, und so durch seinen ehrenvollen Tod das verbrecherische Leben seiner Jugend sühnte.

Doch kehren wir zu Rabbi Sabbathai und den Seinen zurück. Sowohl Rabbi Menachem wie Esther bemühten sich, den Vater zu überreden, bei ihnen in Wilna zu bleiben. Rabbi Menachem wollte selbst nach Hollischau reisen, um die Frau seines Schwiegervaters nebst ihrem Sohne

nach Wilna zu holen. Allein Rabbi Sabbathai wies dieses Anerbieten zurück; er wollte in den Tagen des Glücks die Gemeinde nicht verlassen, die ihn in den Tagen des Elends so liebreich aufgenommen. Ach, er fühlte, daß seine Tage gezählt waren. Leiden und Kummer und übermenschlicher Fleiß hatten an seinem Lebensmarke gezährt. Rabbi Sabbathai sollte jung sterben, er sollte ein Alter von nur 42 Jahren erreichen; aber in dieser kurzen Lebenszeit hat er mehr geleistet, denn Millionen, denen es vergönnt war, die doppelte Zahl seiner Jahre zu leben; es ist der Lehrer von ganz Israel geworden, und sein Name wird unvergessen bleiben.

Rabbi Sabbathai sollte die Freude nicht erleben, seinen Commentar auf den Choschen Mischpat im Drucke vollendet zu sehen. Erst nach seinem Tode erschien dies große Werk, welches das Staunen und die Bewunderung aller Derer erregt, die darin forschen.

Die Wittwe des großen Mannes zog mit ihrem Sohne nach Wilna, wo sie im Hause Rabbi Menachem's die freundlichste Aufnahme fand. Rabbi Menachem erzog seinen Schwager — Meïr hieß er, nach seinem Großvater — wie seinen eigenen Sohn. Auch Rabbi Meïr ward ein großer Mann in Israel, der zu einem Werke seines Vaters, Nekuddoth Keßeph, gelehrte Anmerkungen schrieb.

Rabbi Menachem und Esther erreichten ein hohes Alter und erlebten Freude an Kindern, Enkeln und Urenkeln. Das schöne Verhältniß zwischen der Königstochter und der Judenfrau dauerte fort bis an Beider Lebensende.

Die Nachkommen des „Schach“ gehören noch heute zu den achtbarsten Männern von Polen und Litthauen. Die Nachkommen Rabbi Wolf Wilner's, des in der vorstehenden

Geschichte mehrfach erwähnten Schwiegervaters des „Schach" und Enkels des „Rema," leben gegenwärtig in Deutschland und Frankreich; sie führen den Familiennamen „Halle"; einer von ihnen, Rabbi Henoch von Halle, wird im „Kreti und Pleti", dem berühmten Werke des Rabbi Jonathan Eibeschütz, erwähnt. Mitglieder dieser Familie „Halle" wohnen gegenwärtig in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. Oder, Breslau, Straßburg, Paris und Alt-Breisach in Baden.

Graf oder Jude?

I.

Verzweiflung.

Nicht weit von Prag, am andern Ufer der Moldau, liegt das Dörfchen Bubencz, und in der Nähe desselben ein kaiserlicher Park, der sogenannte Baumgarten, der Lieblingsspaziergang aller Prager. An Sonn- und Feiertagen und auch an bestimmten Wochentagen spielt dort die Militärmusik und lockt die Besucher zu Tausenden an; in dem Augenblicke aber, da unsere Erzählung beginnt, ist es dort sehr still; nur einige Spaziergänger ergehen sich in den schattigen Alleen, unter denen ein junger Mann unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er hat den einsamsten und abgelegensten Theil des Gartens aufgesucht; wie rasend läuft er auf und ab, bis er sich endlich erschöpft auf eine Bank wirft. Es ist ein schöner, junger Mann mit intelligentem Gesicht, schwarzen Haaren, schwarzen Augen und von schlanker Statur.

„Ha," ruft er, „so ist denn all meine Hoffnung dahin! Der Fluch der Jahrtausende heftet sich an die Ferse des

späten Enkels, der Nachkomme der Ausgestoßenen kann dem Zuge des Herzens nicht folgen; mit Abscheu wendet sich von ihm, was er liebt! Vergeblich will er den alten Fluch abschütteln; er kann nicht, er hält ihn gefangen!"

Nachdem der Jüngling — er mochte kaum 24 Jahre zählen — so gesprochen, barg er sein Gesicht in beide Hände und fing heftig an zu weinen.

So saß er einige Minuten lang, nicht bemerkend, daß sich nicht weit von ihm ein alter, ehrwürdig aussehender Mann auf einer Bank niedergelassen.

„Was soll mir noch das Leben," fuhr der Jüngling zu reden fort, „nachdem all meine Aussicht auf Lebensfreude zu Nichte geworden? Wo soll ich Ausgestoßener das Glück suchen? Im Kreise der Juden, meiner Glaubensgenossen? Ha! Glaubensgenossen! Glaube ich denn, was sie glauben? Bin ich nicht seit frühester Kindheit diesem Glauben entfremdet? Habe ich doch nie gelernt zu beten wie sie, zu leben wie sie, kenne ich doch ihre Satzungen und Gebräuche nicht! Und die Christen? Ihnen bin und bleibe ich der Jude, selbst wenn ..... Nein, ich bin ein verlorener Mensch, mein Dasein ist ein verfehltes. Was soll ich es noch länger ertragen, da der Traum des Glückes mir gelogen? Des Glückes! Wie werde ich doch von so Vielen glücklich gepriesen! Reich, jung, gesund, mit mannigfachem Wissen ausgerüstet..... aber das Herz ist leer; ich glaubte, die Liebe sollte es erfüllen, und nun hat sich auch die als ein Phantom in Nichts aufgelöst!"

Bei diesen Worten hatte der Jüngling ein Terzerol aus der Tasche gezogen.

„Komm her, du Tröster," sagte er, den Hahn span-

nend, „und befreie mich von des Daseins unerträglicher Last!“

In demselben Momente ward ihm die Mordwaffe aus der Hand geschlagen. Erstaunt blickte der Jüngling in ein ehrwürdiges, von weißen Haaren umrahmtes Gesicht.

„Herr,“ fuhr er auf, „wer gibt Ihnen das Recht...“

„„Ruhig, ruhig,““ unterbrach ihn der Alte, „„Sie selbst gaben mir das Recht, Ihr Leben zu retten, Sie vor dem größten Verbrechen zu schützen. Armer, junger Mann, wie unglücklich müssen Sie sein und wie — feige!““

„Feige?“

„„Ja, feige, weil Sie nicht den Muth haben, das Unglück zu ertragen und ihm entfliehen wollen. Der rechte Mann sucht nicht von der ihm beschwerenden Last durch ein Verbrechen sich zu befreien. Er trägt sie mit dem Muthe des Dulders bis ans Ziel. Doch fassen Sie Vertrauen zu mir. Sehen Sie, ich könnte fast Ihr Großvater sein; vielleicht kann ich Ihnen helfen. Gott hat mich mit Glücksgütern gesegnet; sollte es da vielleicht fehlen.....““

„Auch ich bin reich.“

„„So sagen Sie mir, was sonst Sie beschwert; nicht aus Neugier frage ich. Da Gott uns unter so sonderbaren Umständen zusammengeführt hat.....““

„Gott hat uns zusammengeführt? Gibt es einen Gott?“

„„Wie die Sonne hier brennt! Kommen Sie mit nach jener Bank, dort ist es schattiger. Sagen Sie, gibt es eine Sonne?““

„Gewiß, sie brennt und sengt ja eben!“

„„Ach, wenn die Sonne einmal ihre Bahn verließe und uns zu nahe käme und die Erde versengte!““

„Das kann sie nicht.“

„„Und warum nicht, wer hindert sie daran?““

„Sie kann den Gesetzen der Natur gemäß aus ihrer Bahn nicht weichen.“

„„Natur? Gibt es eine Natur?““

„Das ganze Walten innerhalb der Welt, das Entstehen und Vergehen und die Gesetzmäßigkeit in dem Allem nennen wir Natur.“

„„Könnte man diese Gesetzmäßigkeit nicht auch Gott nennen?““

„Ich habe nichts dagegen; allein, dann können Sie ebenso wenig sagen: „Gott hat uns zusammengeführt“ wie: „die Natur hat uns zusammengeführt.“ Ein Zusammenführen setzt ein planvolles Wollen voraus.“

„„Richtig. Ich habe vorhin aus Ihrem Selbstgespräche, das ich wider meinen Willen theilweise vernehmen mußte, gemerkt, daß Sie Jude sind. Kennen Sie die wunderbare Geschichte unseres Volkes?““

„Nur so im Allgemeinen; ich weiß nur, daß es ein hartnäckiges Volk ist, welches mit ungeheurer Zähigkeit an veralteten Ideen festhält und deswegen verhaßt und verachtet ist überall.“

„„O, wie kennen Sie dieses heilige und erhabene Volk so wenig! Hartnäckig? ja. Aber die Ideen, für die es duldet, sind die heiligsten und erhabensten.““

„Und das Schweinefleisch, das es verschmäht?“

„„Junger Mann, das Licht, das uns leuchtet, ist Gottes Licht und das Gebot, das wir erfüllen, ist Gottes Gebot. Ich werde Sie führen in die Paläste und in die Hütten Israels; Sie werden dort ein Gotterfülltes Leben kennen lernen. Dieses Volk legt Zeugniß ab von dem

Dasein des allmächtigen Gottes nicht nur, sondern auch von Seiner allwaltenden Vorsehung; seine Religion trägt das Siegel göttlicher Vollendung; seine Glücks- wie seine Leidensgeschichte sind eine fortlaufende Kette göttlicher Fügungen, seine Erhaltung inmitten all der Verfolgungen, sein Festhalten an Gottes Geboten nach Jahrtausenden des Elends und der Schmach, das ist eine ewige, fortlaufende Offenbarung des Gottesgeistes. Suchest Du Gott, mein Sohn, so gehe in Israels Häuser, und Du wirst Ihn finden im Lallen der Kinder, in der Brust der Jünglinge und Jungfrauen, im Geiste der Männer und Frauen, der Greise und Greisinnen, in den letzten Athemzügen der Sterbenden. — Folgen Sie mir, mein junger Freund, in meine Behausung, lernen Sie Juden und Judenthum kennen, und es wird Ihnen nicht mehr leid sein, dem verachteten Stamme Jakob's anzugehören." —

II.

Raphael del Monte.

Raphael del Monte, so hieß der Jüngling, den wir beim Beginn unserer Erzählung kennen lernten, war der Sohn portugiesischer Juden, die in Hamburg gewohnt hatten. Früh verwaist, war er von einem Onkel, seinem einzigen Verwandten — er hatte weder Bruder noch Schwester — in einer Weise erzogen worden, die ihn von Juden und Judenthum kaum mehr als den Namen kennen lehrte. Raphael war ein sehr fähiger Knabe. Reich und unabhängig, widmete er sich, als er heranwuchs, dem Studium der Naturwissenschaften, ohne die Absicht zu haben, sich für

irgend einen Erwerb vorzubereiten. Nachdem er die Universität verlassen, begab er sich auf Reisen und nahm in Wien, wo er den ersten Häusern der dortigen Aristokratie empfohlen war, einen längeren Aufenthalt. Da schon sein Name del Monte (vom Berge) ein adeliges Gepräge trug, und da man in Wien mit den Prädikaten des Adels überhaupt sehr freigebig ist, so galt er überall für einen italienischen oder spanischen Baron. In den vornehmen Kreisen, in welchen er sich bewegte, hatte er die junge Baronin Agnes von Hohenstein kennen gelernt und liebgewonnen. Schon galten die Beiden als ein zukünftiges Paar, schon hatten die Eltern die Einwilligung gegeben, da erfuhr Agnes durch einen Zufall, daß Raphael Jude sei. Mit Abscheu wandte sie sich von ihm ab und verbot ihm, ihr wieder zu nahen. Vergebens erklärte del Monte sich bereit, zum Christenthum überzutreten; der Abscheu der jungen Baronin galt nicht der Religion, sondern dem verachteten Stamme der Juden. Verzweiflung im Herzen hatte Raphael Wien verlassen und war nach Prag gereist. Dort war es, wo wir ihn kennen lernten, wo durch eine glückliche Fügung der Vorsehung das Mordinstrument aus seiner Hand geschleudert wurde, als er im Begriffe stand, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen.

Isak Kalmberg, so hieß der Greis, welcher Raphael von seinem übereilten Entschlusse zurückgehalten hatte, war ein angesehener Kaufmann; er, wie seine ganze Familie, hingen treu und fest der Religion der Väter an. Isak Kalmberg gehörte zu den wenigen Prager Israeliten, denen ausnahmsweise gestattet war, außerhalb der Prager Judenstadt zu wohnen. Er führte den jungen del Monte in sein Haus und bestand darauf, daß der Jüngling, den er nicht

aus den Augen verlieren wollte, bei ihm Wohnung nehme. Der edle Greis wollte sein Rettungswerk ganz vollbringen. Raphael ließ sich von seinem väterlichen Freunde leiten wie ein Kind; sein Muth war gebrochen, sein Herz war krank. Bald unterlag auch der Körper den geistigen Aufregungen; ein hitziges Fieber brach aus und führte den Jüngling an den Rand des Todes; es war sicherlich nur der sorgfältigen Pflege zu verdanken, die Raphael in Kalmbergs Hause genoß, daß der Tod hier nicht eine frühe Ernte hielt.

Wie dankbar war Raphael seinen neuen Freunden, als die Genesung wieder sein Herz mit freudiger Hoffnung erfüllte! Hier hatte der Jüngling zum ersten Male ein wahrhaft jüdisches Familienleben kennen gelernt. Die unaussprechliche Liebe und Achtung, mit welcher sich die alten Ehegatten begegneten, die hohe Verehrung, welche die Kinder und Enkel dem greisen Ehepaare stets entgegenbrachten, die geschwisterliche Zärtlichkeit, die neidlose Freundschaft und Fürsorge, womit in diesem Hause Brüder und Schwestern verkehrten, die Poesie der Sabbatte und Feste, von denen Raphael bisher keine Ahnung gehabt hatte — das Alles machte auf ihn einen wunderbaren Eindruck. Noch mehr aber flößte ihm Muth und Vertrauen ein die Liebe und Sorgfalt, die man in uneigennützigster Weise für ihn, den Fremden hatte. Sowohl Kalmberg wie seine Gattin, die Söhne wie die Töchter, widmetem ihm einen Theil ihrer Zeit, hatten abwechselnd an seinem Krankenlager gewacht und suchten nunmehr den Genesenden zu unterhalten und zu zerstreuen. Es waren namentlich religiöse Fragen, über die sich Raphael gern unterhielt. Er fragte nach dem Sinn der Satzungen und Gebräuche, nach der Bedeutung der Gebote. Auch als er ganz hergestellt war, erbat er sich die

Erlaubniß, noch länger in dieser liebenswürdigen Familie leben zu dürfen. Er ließ sich einen Lehrer empfehlen, bei dem er die hebräische Sprache erlernte, um in ihr beten zu können; bald ward die Bibel seine liebste Lectüre; von ihr ging er zu den Commentaren über; dann wandte sich sein Wissensdurst der mündlichen Lehre, Mischnah und Talmud, zu; er lernte die hervorragenden Gelehrten kennen, an denen in jener Zeit Prag so reich war. Wunderbar ergriff den jungen Mann dieses Leben und Weben des jüdischen Volkes innerhalb der Gotteslehre; er klagte nicht mehr über Leere des Herzens; seine Brust wurde erfüllt mit heiliger Begeisterung für Gott, für Thora, für Israel. Und wenn die Zweifel wieder erwachten, die eine verkehrte Erziehung in sein Herz gepflanzt hatte, so nahm er seine Zuflucht zu den jüdischen Religionsphilosophen, zu den Choboth Halebaboth des Bachaja, zu den Ickarim des Joseph Albo, namentlich aber zu dem Kusari des Jehuda Hallewi. Durch sie lernte er den Feind in der eigenen Brust bekämpfen und endlich besiegen.

Ein Jahr schon weilte Raphael in dem Hause seines väterlichen Freundes, dem er nicht nur sein Leben, dem er Alles verdankte, was jetzt ihn mit hoher Freude erfüllte und wahrhaft glücklich machte; das Fräulein von Hohenstein war längst vergessen; er hatte sie nie geliebt; sein Gefühl für sie war nur Sinnestäuschung gewesen und seine Verzweiflung nichts als verletzte Eitelkeit. Raphael, bis dahin ein Schooßkind des Glückes, im Besitze all der Güter, welche die Menschen preisen, war mit Abscheu zurückgewiesen worden, weil er dem jüdischen Volke entsprossen. Das hatte sein Herz mit Bitterkeit erfüllt, und als er nirgendwo eine Stütze fand, an die er sich hätte lehnen können in

seinem Schmerze, so hatte er das Dasein von sich werfen wollen, das für ihn keinen Werth mehr zu haben schien. Jetzt aber war er ein anderer Mensch geworden; er fühlte sich eins mit seinem Volke, mit seinem Gotte; er lebte für das Höchste und Größte, das zu erfassen er gelernt hatte.

Die Söhne und Töchter Isak Kalmbergs waren sämmtlich verheirathet bis auf die Jüngstgeborene, ein Mädchen von achtzehn Jahren. Wilhelmine war nicht besonders schön, aber sanft und liebevoll, eine echte Tochter Juda's; ihr Gemüth war fromm und gottergeben; auch hatte ihr Vater dafür gesorgt, daß alle seine Kinder gediegene Kenntnisse in religiöser wie in anderer Beziehung erlangt hatten.

Am Jahrestage seines Zusammentreffens mit Kalmberg verlobte sich Raphael mit der jüngsten Tochter seines Lebensretters. Mit seinen reichen Mitteln trat er in das Geschäft seines Schwiegervaters als Theilhaber um so lieber ein, als es ihm vergönnt war, den größten Theil seiner Zeit den geliebten Studien, der Ausübung von Wohlthätigkeit und anderen Liebespflichten zu widmen, während die Schwäger dem Geschäfte vorstanden.

III.

Marinka.

Hell erleuchtet sind die Prunksäle des Hohensteinschen Palastes; die Tochter des Hauses soll sich mit dem reichen Grafen Dornbach vermählen. Graf Dornbach hat bisher als Rittmeister in der kaiserlichen Armee gedient, jetzt aber hat er seinen Abschied genommen, um seine junge Frau auf seine großen Güter zu führen.

Es ist der Vorabend des Hochzeistages; ein großes Fest wird gefeiert; Wagen auf Wagen fahren vor, und der dienstthuende Kammerdiener des Freiherrn ruft anmeldend die ersten und vornehmsten Namen der Kaiserstadt durch die geöffneten Flügelthüren. Schon ist die Gesellschaft ziemlich vollzählig; man harrt, um den Ball zu eröffnen, nur noch des Brautpaars. Reich geschmückt sitzt die Braut in ihrem Gemache mit Ungeduld auf den Grafen wartend, der sie in den Salon führen soll. Wo weilt Graf Dornbach so lange? ist es erlaubt, an diesem Abende auf sich warten zu lassen? Ach, wie gern würde Graf D. schon beim Feste sein; allein, gerade im Begriffe fortzugehen, war er aufgehalten worden. Aus Brünn, seiner früheren Garnisonsstadt, war eine ehemalige Geliebte auf die Kunde von seiner Vermählung herbeigeeilt und hatte sich dem Grafen zu Füßen geworfen und unter heißen Thränen ihn beschworen, sie nicht zu verlassen. Graf Dornbach hatte eine gefüllte Börse genommen und sie der Weinenden in die Hand gedrückt. Marinka, so hieß die Verlassene, hatte unter fürchterlichen Flüchen, die sie auf das Haupt des Treulosen herabrief, die Börse weit weg geschleudert. „Schändlicher," rief sie, „ich werde mich rächen!" Dann war sie davongeeilt. Der Graf konnte sich lange nicht erholen. Marinka war eine Waise, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährt hatte. Der Graf hatte sie zufälliger Weise kennen gelernt und sie erst nach vielen Anstrengungen zu gewinnen vermocht. Nun hat er sie verlassen, die arme Tochter des Volkes! Er hatte ihr einen Brief geschrieben, in welchem er ihr die Nothwendigkeit, sich standesgemäß zu vermählen, auseinander setzte. Graf Arthur Dornbach war der Letzte seines Stammes, und seine großen Güter waren Lehnsgüter,

die nur durch ebenbürtige Ehe seinen Nachkommen erhalten werden konnten. Auf diesen Brief hin war Marinka nach Wien geeilt und hatte den Grafen am Vorabende seiner Vermählung mt Bitten und Thränen vergeblich zu rühren gesucht. Lange noch nachdem Marinka mit dem Schrei der Verzweiflung ihn verlassen, saß Graf Arthur in seinem Zimmer, düster vor sich hinstarrend, bis er sich endlich aufraffte, ins Hohenstein'sche Palais fuhr, um hier mit der ungeduldig harrenden Braut den Festball zu eröffnen.

Am anderen Tage fand im Stephansdome unter großem Gepränge die Trauung statt. Als der Priester die Hände des Brautpaares in einander fügte, hallte ein düsteres Hohnlachen durch die stillen Räume des Domes; hinter einem Pfeiler verborgen hatte Marinka der Ceremonie mitangewohnt.

Graf Dornbach führte sein junges Weib nach Italien, wo die Neuvermählten den Rest des Winters verbrachten; als aber der Frühling ins Land kam, da bezog das gräfliche Paar das Stammschloß des Grafen von Dornbach. Hier verlebten sie stillvergnügt den Sommer, einem frohen Ereignisse entgegensehend, und als der Wind über die Haferstoppeln fegte, da hatte das alte Geschlecht der Grafen von Dornbach neue Reiser getrieben: Gräfin Agnes hatte Zwillinge geboren. —

Mit tiefem Schmerze hatte Marinka den Stephansdom verlassen; sie hätte sich ein frühes Grab suchen mögen in den Fluthen der Donau; aber der Wunsch, sich zu rächen an dem Mörder ihres Glückes und ihrer Ehre, vermochte sie, die Last ihres kummererfüllten Lebens noch länger zu ertragen. Sie war eine geschickte Stickerin; sie beschloß, in Wien zu bleiben und hier Arbeit zu suchen. Bald fand sie

ein Unterkommen in einem renommirten Geschäfte. Hier verdiente sie reichlich ihren Unterhalt; allein sie lebte ohne Freude am Dasein. Das einzige Gefühl der Rache erfüllte ihr Herz; doch wie sollte die arme Stickerin sich rächen können an dem vornehmen, mächtigen Grafen?

Eines Tages fuhr die Baronin von Hohenstein vor dem Gewölbe vor, in welchem Marinka beschäftigt war. Die Baronin machte bedeutende Einkäufe und gab noch größere Aufträge; mit Wonne erzählte sie den lauschenden Ladenmädchen, daß ihre einzige Tochter, die Gräfin Dornbach, auf Schloß Dornbach ihrer Niederkunft entgegensehe, und daß für dieses frohe Ereigniß all die zierlichen und feinen Waaren bestimmt seien, die sie hier kaufe und bestelle. Auch Marinka war zugegen; tiefe Bitterkeit erfüllte ihr Herz, als sie die Baronin so sprechen hörte. Da fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf, der sie in wilder Freude beinahe hätte laut aufschreien lassen. Um des erwarteten Sprößlings willen hatte Graf Dornbach sie verlassen; diesen wollte, diesen mußte sie in ihre Gewalt bringen; der hochadlige Sproß des alten Geschlechts sollte aufwachsen als ein namenloses Kind der Schande in Noth und Elend! Ja, dann war sie gerächt, die arme Tochter des Volkes, die der gräfliche Verführer um ihr Glück betrogen hatte! Ha, wie würde der Vater dann jammern um das verlorene Kind, die hochgeborene Gräfin dann trauern und das Gefühl des Elends kennen lernen, das sonst nur die Armen erdulden müssen! Dieser Gedanke verließ Marinka nicht mehr; sie gab ihre Stelle in Wien auf und wanderte nach Böhmen, dem Schlosse Dornbach zu.

Vier Wochen waren die gräflichen Zwillinge alt, als Marinka nach einer langen und beschwerlichen Reise im

Dorfe Dornbach ankam, an dessen äußerstem Ende, auf einem sanftansteigenden Hügel, das prächtige Grafenschloß lag.

Als Marinka sich dem Schlosse näherte, herrschte dort eine furchtbare Aufregung. Der Graf war an demselben Morgen auf die Jagd gegangen, und eben war die Nachricht eingetroffen, daß ein angeschossener Eber ihn lebensgefährlich verwundet hatte. Die Gräfin war mit ihren Dienern in den Wald geeilt, um dem Verwundeten Hilfe zu bringen; die wenigen Zurückgebliebenen liefen wie kopflos bald hierhin, bald dorthin. Niemand achtete auf das fremde, anständig gekleidete Frauenzimmer, das in das Schloß eintrat, ein Zimmer nach dem andern öffnete, bis es ein Gemach auffand, in welchem in der Wiege ein Säugling schlummerte. Zwei Ammen, die zwei nebeneinander liegende Schlafzimmer inne hatten, versorgten die gräflichen Zwillinge. An die Wiege des Einen trat Marinka, die keine Ahnung davon hatte, daß die Gräfin Zwillinge geboren. Die Amme hatte das schlafende Kind allein gelassen, um sich mit den andern Mägden von dem geschehenen Unglück zu unterhalten. Rasch riß Marinka den schlummernden Knaben an sich, barg ihn in ihren weiten Mantel und schritt eilig davon.

Unterdeß hatte man im Walde eine Tragbahre hergestellt, auf die man den verwundeten Grafen legte; der Eber hatte mit seinen Hauern die Brust aufgerissen. Der rasch herbeigeholte Arzt erklärte die Wunde für gefährlich. Sanft wurde der Kranke nach Hause gebracht; an seinem Bette saß jammernd sein trostloses Weib. Doch sollte dieser Tag ihr noch furchtbarere Erlebnisse bringen. Als die eine Amme durch das Geschrei des erwachenden Säuglings her=

beigerufen wurde, wollte auch die andere nach dem ihr anvertrauten Kinde sehen — die Wiege war leer. Auf den Jammerruf der Unglücklichen stürzte Alles herbei; auch die Gräfin kam, um nach der Ursache des auch von ihr vernommenen Weherufs der Amme zu forschen; als sie vernahm, ihr Bruno, so hieß das geraubte Kind, sei verschwunden, stürzte sie ohnmächtig nieder. „Sie stirbt, sie stirbt!" rufen die aufs Neue erschreckten Diener und Dienerinnen. Da erscheint der Graf an der Schwelle des Zimmers; er hat die Jammerrufe vernommen, hat sich mühsam von seinem Lager erhoben und sich hierhergeschleppt. „Was ist geschehen?" fragt er mit Anstrengung. „Das Kind ist gestohlen," antwortet man ihm, „die Gräfin stirbt!" — Da erhebt er seine Hände und mit den Worten: „Marinka, dein Fluch ist erfüllt!" fällt er der Länge nach zu Boden. Als die Gräfin aus ihrer Ohnmacht ins Leben zurückkehrte, befand sie sich an der Leiche ihres Gatten.

IV.

Joseph statt Bruno.

Während die erzählten furchtbaren Ereignisse sich auf Schloß Dornbach zutrugen, war Marinka mit dem geraubten Kinde in den Wald geflohen. Als sie bemerkte, daß sie nicht verfolgt wurde, suchte sie die Heerstraße wieder auf und wanderte dem nächsten Städtchen zu. Noch immer schlummerte das Kind, und als es erwachte und um Nahrung schrie, kaufte Marinka ein mit einem Gummischlauch versehenes Fläschchen, ging in eine Herberge und gab dem weinenden Kinde zu trinken. Aber nicht lange hielt sie sich

hier auf; die Furcht, verfolgt, entdeckt und verhaftet zu werden, trieb sie weiter. Unterdeß wurde ihr das Kind im höchsten Grade beschwerlich, und sie dachte daran, sich desselben zu entledigen. Noch besaß sie von ihren Ersparnissen fünfzig Gulden; diese wollte sie für die Unterbringung des Kindes verwenden. Als sie so auf der Landstraße weiterschritt, holte sie eine Bettlerfamilie ein. Ein von einem Esel gezogener Karren trug die ärmlichen Habseligkeiten dieser Familie, die aus Mann und Frau und drei zerlumpten Kindern bestand. Es waren Juden, die nach Pilsen zu Markte zogen.

„Leute,“ redete Marinka sie an, „wollt Ihr fünfzig Gulden verdienen?“

„„Fünfzig Gulden!““ rief der Bettler; in seinem ganzen Leben hatte er eine solche Summe nicht besessen.

„Seht dieses Kind — es ist das Kind meiner Schwester; sie ist todt und ihr Liebhaber, ein Graf, ist todt. Was soll ich nun aus dem Kinde machen? Wollt Ihr es zu Euch nehmen und es aufziehen, so gebe ich Euch fünfzig Gulden!“

„„Aber,““ entgegnete der Händler, „„wir sind Juden!““

„Nun,“ lachte Marinka, „was schadet das? Macht meinetwegen einen Betteljuden aus dem Grafensprößling!“

„„Fünfzig Gulden,““ sagte der Bettler, sich den Bart streichend, „„es ist gar viel Geld, ich könnte mir in Pilsen Waaren einkaufen und einen Handel anfangen. Was meinst Du dazu, Riwkoh?““

„Ich meine,“ entgegnete das Weib, das wunderschöne Knäblein freundlich anblickend, „ich meine, wir nehmen das Kind. Es ist bei uns besser aufgehoben als bei der Mamsel. Und weißt Du, Kalmann, wir sagen, es sei mein, und

in Pilsen gehen wir zu den reichen Prager Juden, die dorthin zu Markte kommen, und bitten den Einen zum Gevatter und den Andern zum Mohel (Beschneider), so bringt es uns noch ein schönes Stück Geld ein."

„Gut, Mamsel," sagte der Bettler, „wir wollen das Kind nehmen. Aber Sie müssen noch Etwas darauf legen; meine Frau wird viel Last mit dem Kleinen haben."

„„Gern würde ich Euch mehr geben,"" sagte Marinka, „„allein ich habe nicht mehr; aber die schönen, feinen Kleider des Kinder sind auch Etwas werth, und dann dieses goldene Medaillon an seinem Halse — das lasse ich Euch auch!""

Der Bettler nahm das Medaillon, das ein Portrait des Grafen von Dornbach enthielt; er hatte sich in seiner Uniform malen lassen.

„Ein feiner Herr," sagte Kolmann, — und er ist todt?"

„„Er ist im Duell gefallen, das er meiner Schwester wegen mit einem Kameraden hatte,"" entgegnete Marinka.

„So gebt das Geld!"

Marinka übergab das Kind der Frau und dem Manne das Geld. Dann entfernte sie sich eilig. Bald aber blieb sie stehen und schaute auf die langsam dahinziehende Bettlerfamilie zurück.

„Ich bin gerächt!" rief sie. „Dein hochadliger Sproß, Graf Arthur, der Deine großen Güter erben sollte, wird zum Betteljuden erzogen!" — Dann zog sie ihres Weges weiter.

Als Kalmann mit den Seinen nach Pilsen kam, that er so, wie seine Frau ihm gerathen hatte. Ein reicher Glaubensgenosse aus Prag ward zu Gevatter gebeten, ein

anderer vollzog die Beschneidung an dem erstgeborenen Sohne des Grafen Arthur von Dornbach und der Gräfin Agnes, geborenen Freiin von Hohenstein. Von den beiden Pragern, die natürlich keine Ahnung von der Herkunft des Knäbleins hatten, erhielt Kalmann reiche Geschenke. Für diese und für die von Marinka erhaltenen fünfzig Gulden kaufte er sich Waaren und trieb Handel damit zwei Jahre lang. Während dieser Zeit entwickelte sich das von ihm angenommene Kind, dem man nach seinem Gevatter den Namen Joseph gegeben, aufs Kräftigste. Da zog die Cholera durch das Land und richtete schreckliche Verheerungen an. Kalmann, der sich mit seiner Familie in Prag befand, wurde davon ergriffen; auch sein Weib und seine drei Kinder. Sie wurden ins Hospital gebracht, wo sie sämmtlich der fürchterlichen Krankheit erlagen; nur der kleine Joseph war gesund geblieben.

Während dieser furchtbaren Zeit hatte sich Raphael del Monte vor allen Anderen durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit ausgezeichnet; er besuchte die armen Kranken in ihren Häusern sowohl als auch im Hospitale, und half, wo er helfen konnte. Das Unglück der Familie Kalmann erschütterte ihn sehr. Midleidsvoll nahm er den kleinen, allein übriggebliebenen Joseph bei der Hand und führte ihn seiner Gattin zu.

„Wilhelmine,“ sagte er, „hier bringe ich Dir ein armes, verlassenes Kind. Sein Vater und seine Mutter, sein Bruder und seine Schwestern sind von der schrecklichen Seuche hinweggerafft worden. Das unglückliche Kind hat Niemanden auf der Welt als seinen Gott, der Mitleid gepflanzt hat in die Herzen der Menschen. Laß uns in diesem Falle Gottes Boten sein bei dem verlassenen Kinde.

Wenn Du einwilligst, so wollen wir es zu uns nehmen und es erziehen."

„Dein Wille, geliebter Mann," entgegnete Frau del Monte, „ist, wie immer, auch diesmal der meinige. Welch ein schöner Knabe! Ich werde ihn gewiß liebgewinnen."

Von der Hospitalkommission wurde Herrn del Monte die Verlassenschaft des verstorbenen Kalmann zugewiesen, damit er sie für seinen Pflegesohn verwerthe. Sie bestand aus geringem, alten Trödel, unter dem sich jedoch das Medaillon befand, welches Joseph einst am Halse getragen. Del Monte bewahrte es sorgfältig auf, damit der Knabe dereinst doch ein Andenken an die Seinen besitze.

Als der kleine Joseph gewaschen, gekämmt und anständig gekleidet worden, erregte er nicht geringes Aufsehen durch seine Schönheit.

„Ich weiß nicht," sagte del Monte zu seiner Gattin, „der Knabe ist zwar sehr schön; aber ich vermisse das eigentlich jüdische Gepräge in seinem Gesichte; auch hat er keinen Zug von seinen Eltern und Geschwistern, die ich vor ihrem Tode gesehen habe."

„„Es darf Dir das nicht auffallen," entgegnete Frau del Monte, „die Einflüsse des Klimas, in dem wir schon länger als ein Jahrtausend leben, bleiben selbst bei unserm unvermischt und rein erhaltenen Volke nicht aus. Blaue Augen und blonde Haar finden sich ja nicht selten auch unter Juden.""

„Wohl wahr," sagte del Monte sinnend, „allein der urgermanische Typus des kleinen Joseph ist doch zu auffallend. Auch blickt mich ein gewisses Etwas ganz ungemein bekannt an aus seinem hübschen Gesichtchen. Doch,

dem sei wie ihm wolle. Wir wollen ihn in Tugend und Gottesfurcht erziehen."

Das geschah auch. Raphael und seine Gattin erzogen den Knaben in Liebe und Sorgfalt; auch als ihnen später eine Tochter geboren wurde, die sie nach Raphaels Mutter Speranza nannten, blieb ihre Liebe für den Pflegesohn dieselbe. Joseph erfuhr gar nicht, daß er ein armes, verlassenes Kind gewesen, das die Mildherzigkeit aufgenommen hatte. Er hielt Raphael und dessen Gattin für seine leiblichen Eltern.

V.

Auf der Universität.

Der kleine Joseph wuchs zur Freude seiner Pflegeeltern zu einem ebenso intelligenten wie braven Jüngling heran. Da ihm Raphael die volle Freiheit zur Wahl seines künftigen Berufes ließ, so beschloß Joseph, Medicin zu studiren, wofür er eine besondere Neigung gefaßt hatte. Nachdem er eine Zeit lang die Prager Universität mit besonderem Erfolge besucht hatte, ging er auf den Rath seines Vaters nach Deutschland, um sich hier auch eine mehr allgemeine Bildung neben seinem speziellen Fachstudium anzueignen. Del Monte hatte eine besondere Vorliebe für Heidelberg, wo er selbst einst studirt hatte. Dorthin sandte er den theuren Pflegesohn.

Als Joseph in Heidelberg ankam, hatten die Vorlesungen an der Universität noch nicht begonnen, und wenige Studenten erst waren angelangt. An einem schönen Früh-

lingstage machte Joseph einen Spaziergang nach dem alten Schlosse. Entzückt schweifte sein Blick über das wundervolle Neckarthal. Plötzlich fühlte er sich von hinten umfaßt und zwei Hände legten sich auf seine Augen. „Rathe, alter Junge, rathe, wer ich bin!" rief es zu gleicher Zeit. „„Ich weiß nicht,"" entgegnete Joseph nachdenkend, „die Stimme ist mir fremd!"" „Nun, Du alter Bemme," rief es von Neuem, „das ist stark, daß Du Deine besten Freunde nicht kennst!"

In diesem Augenblicke ließen ihn die Hände los, und zu seinem größten Erstaunen sah sich Joseph von einer Gruppe ihm ganz fremder Studenten umgeben.

„Aber Dornbach!" rief derjenige unter ihnen, welcher Joseph die Augen zugehalten hatte, „was machst Du für ein dummes Gesicht? So gib mir doch Dein feines aristokratisches Händchen, das so gut den Schläger führt — ich glaube gar, Du bist ein Philister geworden."

„„Meine Herren,"" sagte Joseph, „„es muß hier ein Mißverständniß obwalten. Ich bin zwar ein Böhme, oder, wie Sie zu sagen belieben, ein „Bemme," aber ich heiße nicht Dornbach und hatte bisher nicht die Ehre, Sie zu kennen.""

„Nein, das geht über's Bohnenlied! Dornbach, Dornbach, ich fürchte, es rappelt bei Dir!"

„Was geht hier vor?" rief plötzlich eine Stimme, bei deren Klang Joseph zusammenfuhr; war es ihm doch, als hätte er sich selbst sprechen hören.

Alles drehte sich um, und erstaunt erblickte Joseph sein leibhaftiges Ebenbild.

„Noch ein Dornbach, zwei Dornbäche!" riefen die Studenten durcheinander.

„Mein Herr!" sagte Joseph zu dem Herzugetretenen, „Ihr Erscheinen wird das Mißverständniß dieser Herren aufklären, die uns Beide mit einander verwechselt haben."

„In der That," entgegnete der Neuangekommene, „ich selbst bin betroffen, Jemanden zu sehen, der mir so ähnlich sieht. Mit wem habe ich die Ehre?"

„„Ich heiße Del Monte und bin aus Prag; ich studire Medicin.""

„Da sind wir ja noch überdies Landsleute; auch ich bin aus Böhmen; ich heiße Dornbach und studire Cameralia."

Die anderen Studenten, Freunde des jungen Grafen Benno von Dornbach, konnten nicht genug ihre Verwunderung über die wunderbare Aehnlichkeit der beiden jungen Leute aussprechen. Diese Verwunderung wuchs noch, als sie erfuhren, daß Del Monte Jude sei.

Graf Benno von Dornbach war zwar von seiner Mutter in aristokratischen und religiösen Vorurtheilen erzogen worden; aber der helle Geist des Jünglings streifte sie alle ab, als er in der Welt zu verkehren und mit der Wissenschaft bekannt zu werden anfing; er fand Gefallen an Del Monte, und die beiden jungen Leute wurden der Art mit einander befreundet und so oft mit einander gesehen, daß man sie in studentischen Kreisen nur die Dioskuren nannte. Die Freundschaft mit Graf Benno, der den besten Schläger in Heidelberg führte, schützte Joseph vor so mancher Demüthigung, welcher der jüdische Student ehemals, oft auch heute noch, ausgesetzt war, während der Umgang mit Joseph auf den jungen Grafen veredelnd wirkte und ihn von dem tollen Treiben so vieler reicher und vornehmer Studenten abzog.

Zu ihrem nicht geringen Entsetzen entnahm die Gräfin Dornbach aus den Briefen ihres Sohnes, daß ein Jude, und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn des von ihr einst mit Abscheu zurückgewiesenen Del Monte der beste Freund ihres Sohnes sei.

An jenem Schreckenstage, an welchem sie Gatten und Kind verloren hatte, war Gräfin Agnes in eine schwere Krankheit verfallen. Als sie nach vielen Wochen genas, hatte sie zwar die Nachforschungen nach ihrem verlorenen Kinde mit großer Sorgfalt aufgenommen; allein dieselben konnten nach so langer Zeit wohl kaum ein Resultat haben. Sie erfuhr allerdings, daß man an jenem Tage ein fremdes Frauenzimmer vom Dorfe aus in das Schloß habe gehen sehen, daß ferner an demselben Tage in dem benachbarten Städtchen ein fremdes Frauenzimmer, das ein kleines Kind trug, ein Glas mit einem Gummischlauch gekauft habe — von da ab aber verlor sich jede Spur. Auch in den letzten Worten ihres sterbenden Mannes: „Marinka, dein Fluch ist erfüllt!" suchte die trostlose Mutter einen Anhaltepunkt zu finden. Sie forschte nach dem Vorleben des Grafen Arthur und erfuhr, daß er in Brünn mit einem Mädchen, Namens Marinka, ein intimes Verhältniß gehabt hatte. Aber dieses Mädchen war spurlos verschwunden. So hatte denn die Gräfin die Hoffnung, ihr verlorenes Kind wiederzufinden, aufgegeben. Sie suchte und fand Trost in dem ihr gebliebenen Sohne Benno; aber der Gedanke, was aus ihrem Bruno geworden, raubte ihr doch häufig den Schlaf. „Wie, wenn ihn herumziehende Zigeuner genommen, und den Sprossen so vornehmer Geschlechter zu einem Diebe erzogen, der den größten Theil seines Lebens in den Zuchthäusern zubringen müßte!" Dieser

entsetzliche Gedanke verfolgte sie unablässig, und sie suchte Hilfe dagegen bei dem Priester ihres Ortes. Dieser lehrte sie, die etwaigen Verbrechen ihres geraubten Sohnes durch fortwährendes Gebet und kirchliches Leben zu sühnen. Gräfin Agnes befolgte die Weisungen des Geistlichen auf's Strengste, und der dieser Frau einzig übrig gebliebene Sohn nannte einen Juden seinen besten Freund!

Nachdem sich Gräfin Dornbach mit ihrem Geistlichen berathen, schrieb sie ihrem Benno einen langen Brief, in welchem sie ihn vor dem Umgange mit dem „gottverlassenen" Juden warnte. Der junge Graf reichte den Brief, der ihm gebracht wurde, als Del Monte gerade bei ihm war, seinem jüdischen Freunde.

„Du mußt," sagte Benno, „nothwendig das Vorurtheil meiner Mutter beseitigen, und das kannst Du nicht besser, wie wenn Du mich in den Ferien nach Dornbach begleitest. Meine Mutter wird Dich kennen lernen und Dich liebgewinnen."

„Wie Deine Mutter sich hier äußert," entgegnete Joseph, den Brief zurückgebend, „könnte ich ihr keinen größern Schmerz bereiten, als wenn ich als Dein Freund zu ihr ins Haus käme. Uebrigens könnte ich ja auch im Schlosse Deiner Väter die jüdischen Speisegesetze nicht halten."

„„O, was das betrifft, so wohnen im Dorf Dornbach ganz anständige Juden, die Dich gern mit Speise und Trank versorgen würden — und meine Mutter, ja, die soll ja eben von ihrem Vorurtheile geheilt werden. Du würdest mir, lieber Joseph, einen großen Dienst damit erweisen; das Gemüth der armen Frau ist durch Leiden verbittert. Vielleicht gewinnst Du Einfluß auf sie, wie Du ihn auf mich gewonnen. Es liegt etwas in Deinem Wesen, das

mich unwiderstehlich zu Dir hingezogen hat; ich glaube, auch meine Mutter wird Dich liebgewinnen und durch Dich einer gar zu trüben Atmosphäre entrissen werden."

VI.

Im Grafenschloß.

Es war an einem prachtvollen Spätsommertage, als der Wagen des Grafen von Dornbach, welcher die beiden Studenten von der Bahnhofsstation abgeholt hatte, durch einen dichtbelaubten Eichenwald langsam den Berg hinanfuhr. Graf Benno war ermüdet und schlummerte im Wagen, Joseph aber hatte den Wagen verlassen und schritt schneller den Berg hinan als die Pferde die ziemlich steile Anhöhe hinaufzuklimmen vermochten. Als er oben angekommen war, bot sich ihm ein entzückender Blick in die köstliche, fruchtreiche Landschaft dar. Gerade gegenüber lag Schloß Dornbach auf einem sanft ansteigenden Hügel, den die Häuser von Dornbach begränzten. Joseph blieb stehen und genoß die herrliche Aussicht. Da sah er eine Dame den Berg heraufklimmen; auch sie hatte ihn erblickt und winkte ihm mit ihrem Taschentuche zu. Joseph ging ihr entgegen, während der Fall des Weges seine Schritte beschleunigte. Noch ehe er stehen bleiben konnte, fühlte er sich umarmt und geküßt. „Mein Sohn, mein Sohn!" rief die fremde Dame, „da bist Du endlich wieder. Die Sehnsucht trieb mich Dir entgegen, Du, mein Einziger, Du Alles, was mir geblieben!"

Und die Gräfin, denn sie war es, weinte Thränen der Wonne und der wehmuthsvollen Erinnerung zugleich.

Joseph trat einen Schritt zurück. „Sie irren, Frau Gräfin," sprach er, „Ich bin nicht Ihr Sohn. Graf Benno ist im Wagen geblieben, der übrigens gleich hier sein wird."

Ungläubig sah ihn die Gräfin an; „Du scherzest, lieber Benno," entgegnete sie, „meinst Du, das Bärtlein, das Dir hervorzusprießen beginnt, habe Dich so verändert, daß die Mutter ihr Kind nicht wieder erkennt?"

„„Nicht doch, gnädige Frau,"" entgegnete Joseph, „„Sie irren sich wirklich. Ich heiße Joseph del Monte!""

In diesem Augenblicke rollte der Wagen den Berg herunter, der Kutscher hielt, und Benno sprang heraus, sich in die Arme seiner Mutter stürzend.

Diese aber war ganz erstarrt vor Schreck und Ueberraschung. Sie blickte von Benno auf Joseph, von Joseph auf Benno.

„Gott," rief sie endlich, „welche Aehnlichkeit! Wie Brüder, wie Zwillingsbrüder!"

Da fing sie heftig an zu weinen. Die jungen Leute, welche Beide die Geschichte von dem geraubten Zwillingsbruder kannten, denn Benno hatte sie seinem Freunde erzählt, ehrten den Schmerz der Gräfin und schwiegen.

Alle drei stiegen dann in den Wagen und fuhren dem Schlosse zu.

Nachdem die Gräfin sich gefaßt hatte, fragte sie Joseph:

„Nicht wahr, Ihr Herr Vater heißt Raphael del Monte und ist aus Hamburg?"

„Er ist" antwortete Joseph, „in Hamburg geboren, wohnt aber seit vielen Jahren in Prag. Diese letztere Stadt ist auch der Geburtsort meiner Mutter."

Gräfin Agnes von Dornbach befand sich in der furchtbarsten Aufregung. Die wunderbare Aehnlichkeit Josephs mit ihrem Sohne nicht nur, sondern in noch höherem Grade mit dem verstorbenen Grafen, mußte sie auf den Gedanken bringen, daß der junge Mann, den sie vor sich sah, das ihr geraubte Kind sei. Dazu kam noch, daß er del Monte, den sie einst verschmäht und beleidigt hatte, seinen Vater nannte.

„Wie," sagte sie sich, „wenn dieser Jude aus Rache, daß ich ihn verschmäht, mein Kind gestohlen, um es zum Juden zu erziehen? Konnte er sich in empfindlicherer Weise an mir rächen? Herr Gott, schaffe mir Licht in dieser Sache und laß mich mein Kind wiederfinden!"

Bei der Abendtafel fehlte Joseph del Monte.

„Wo ist Dein Freund?" fragte die Gräfin ihren Sohn.

„„Du mußt ihn entschuldigen, liebe Mutter. Er ist ein solcher Stockjude, daß er von unseren Speisen nichts genießt. Ich habe daher den alten Samson im Dorfe beauftragt, ihn mit Speise und Trank zu versehen. Nur unter dieser Bedingung hat er meine Einladung angenommen.""

Als Joseph nach aufgehobener Tafel in den Salon trat, sagte die Gräfin zu ihm:

„Ich habe Sie beim Abendessen vermißt."

„„Hat mich,"" fragte Joseph, „„Graf Benno nicht entschuldigt?""

„Wohl hat er das! Allein das selbst setzt mich in Erstaunen. Ich kannte einst Ihren Vater. Der aß ohne Bedenken mit uns von denselben Speisen."

„„Mein Vater?""

„Wenn anders Raphael del Monte, der sich vor 22 Jahren längere Zeit in Wien aufhielt, und der damals für einen italienischen Edelmann galt, der aber, wie ich nachher erfuhr, ein Jude aus Hamburg war, Ihr Vater ist."

„„Ich kenne die Jugendgeschichte meines Vaters nicht; so lange ich mich jedoch erinnere, ist er ein strenggläubiger Jude, und in diesem Sinne hat er auch mich erzogen.""

„Der del Monte, den ich kannte, war ein schöner, schlanker Mann mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen. Sie sehen ihm nicht im Entferntesten ähnlich."

„„Ihre Schilderung trifft noch heute zu, gnädige Frau. Mein Vater sieht noch heute jugendlich aus.""

„Gleichen Sie vielleicht Ihrer Frau Mutter?"

„„Ich sehe auch meiner Mutter nicht ähnlich, auch meiner Schwester nicht. Oftmals haben, als ich noch ein Kind war, fremde Besucher die Bemerkung gemacht, daß ich so ganz anders aussehe, als alle meine Verwandten; dann aber lächelten die Eltern nur und schwiegen dazu.""

„Es ist so, es ist nicht anders!" sprach die Gräfin leise.

Die Unterhaltung wollte nicht mehr in Gang kommen Die jungen Leute zogen sich bald in ihre Zimmer zurück.

Als die Gräfin allein war, ging sie mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Es kann nicht anders sein," sprach sie, „dieser del Monte hat mein Kind geraubt oder rauben lassen, um es zum Juden zu erziehen. Ich habe ihn mit Abscheu zurückgewiesen, als ich damals hörte, daß er ein Jude sei. Nun ist er, der damals Christ werden wollte, selbst ein Stockjude geworden, um mein Kind zu einem Stockjuden zu machen. Es ist entsetzlich, entsetzlich!"

Die Gräfin verbrachte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen ließ sie den Pfarrer rufen und theilte ihm ihre Vermuthungen mit.

„Hat Ihr Sohn," fragte der Geistliche, „kein Merkmal an seinem Leibe gehabt, an welchem man ihn mit Bestimmtheit wiedererkennen könnte?"

„„Wohl,"" entgegnete die Gräfin, „„als mein Erstgeborener, der später mir geraubte Bruno geboren war, da sagte die Hebamme: „Wenn das zweite Kind auch ein Sohn ist, so können wir die jungen Grafen doch von einander unterscheiden; dieser hier hat einen sternförmigen Leberflecken an der linken Brust." Als gleich darauf mein Benno das Licht der Welt erblickte, brachte er kein solches Zeichen mit. Es war später das einzige Merkmal, an welchem wir die Kinder unterscheiden konnten.""

Eben trat Graf Benno ins Zimmer, um seiner Mutter einen guten Morgen zu wünschen. Nachdem er den Geistlichen begrüßt und seiner Mutter die Hand geküßt hatte, fragte ihn die Gräfin:

„Hast Du auch in Heidelberg im Neckar gebadet?"

„„Gewiß, liebe Mutter.""

„Und war Dein Freund manchmal zugegen?"

„„Sehr häufig; vor und nach dem Bade, da uns die Kleidung nicht unterschied, da war die Aehnlichkeit zwischen uns erst recht auffallend; doch konnte man uns dadurch leicht von einander unterscheiden, daß del Monte an der linken Brust einen sternförmigen Leberflecken hat!""

„Er ist es!" rief die Gräfin aus und sank ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück, von dem sie sich erhoben hatte.

VII.

Bekehrungsversuche.

Graf Benno war auf seine Mutter zugeeilt; er ergriff ein Fläschchen mit Kölnischem Wasser, das auf dem Toilettentische der Gräfin stand und goß ihr den Inhalt ins Gesicht.

„Was ist Dir, theure Mutter?“ fragte er, als die Grafin die Augen aufschlug.

„„Mein Sohn Benno,““ sagte die Gräfin leise, „„Dein Freund del Monte ist Niemand anders als Dein lang vermißter Bruder Bruno!““

„O, meine Ahnung!“

„„Wie, mein Sohn, auch Du hast es geahnt?““

„Ja, Mutter, vom ersten Augenblicke an, da ich ihn in Heidelberg sah! Aber über eine Ahnung ging das Gefühl, das mich unwiderstehlich zu ihm hinzog, das mich alle Vorurtheile des Standes und der Religion vergessen ließ, nicht hinaus. Was aber, meine Mutter, gibt Dir heute die Gewißheit?“

Die Gräfin erzählte dann von ihrer früheren Bekanntschaft mit del Monte, und von der Rache, die dieser ihrer Meinung nach genommen hatte, und daß das Mal auf der Brust Joseph's jeden Zweifel beseitige.

„So will ich denn hineilen,“ rief Benno, „und den Bruder umarmen und den Sohn an die Brust seiner Mutter legen!“

„Gemach, junger Herr,“ sagte da der Pfarrer, Benno's Arm ergreifend, „Sie vergessen, daß Ihr Bruder ein Ketzer, ein Jude ist — freilich ohne sein Verschulden — daß er

aber doch erst seine Irrthümer abschwören muß, ehe er als Graf Bruno von Dornbach anerkannt werden darf.“

„Der Herr Pfarrer hat Recht,“ sagte die Gräfin. „O, wie sehne ich mich danach, mein Kind an das Mutterherz zu drücken! Allein, hier gilt es Mäßigung, Selbstbeherrschung. Ich will nach Prag reisen und genaue Nachforschungen anstellen. Unterdeß bleibe Du mit Deinem — Freunde hier, während der Herr Pfarrer die Belehrung des Ungläubigen unternehmen wird. Gib mir Dein Ehrenwort, Benno, daß Du nichts von allem dem Deinem — Freunde sagen wirst, bis ich zurückgekehrt bin.“

„Mutter,“ entgegnete Benno, „ist Joseph mein Bruder, so werde ich ihn als solchen lieben, mag er Jude oder Christ sein; doch will ich Dir das gewünschte Versprechen geben.“

Am anderen Tage war Gräfin Dornbach reisefertig. Als ihr Joseph zum Abschiede die Hand küßte, sagte sie:

„Lassen Sie mich Sie umarmen, junger Freund; den Freund meines Sohnes liebe ich wie das eigene Kind.“

Dann küßte sie ihn auf die Stirn, während die bisher mühsam zurückgehaltenen Thränen zu strömen begannen.

„Ist das,“ fragte Joseph seinen Freund, als der Wagen fortgefahren war, „ist das dieselbe Frau, die Dir so intolerante, von Judenhaß strotzende Briefe geschrieben hat?“

„„Sagte ich's Dir doch gleich,““ entgegnete Graf Benno, „„daß meine Mutter Dich lieb gewinnen würde.““

Nachmittags kam der Pfarrer des Orts zum Besuch ins Schloß. Der junge Graf stellte ihn seinem Freunde als den Lehrer seiner Jugend und den Berather seiner Mutter vor.

„Sie studiren Medicin, Herr del Monte?“ fragte der Pfarrer.

„Jawohl, Herr Pfarrer!““

„Da muß ich Ihnen mein Compliment machen, daß Sie nicht, wie es die Herren Mediciner gewöhnlich machen, die Religion über Bord geworfen haben."

„„Es geschieht das, Herr Pfarrer, wenigstens bei uns Juden, in der Regel von solchen Medicinern, welche die heilige Lehre unseres Gottes nicht kennen und dieselbe durch die Naturwissenschaften zu ersetzen streben. Da werden sie Materialisten."" "

„Und Sie, Herr del Monte, haben Sie sich Kenntnisse in Ihrer Religion erworben?"

„„Ich bin im Studium des Talmuds und der Bibel herangewachsen."" "

„Haben Sie auch den Jesaias gelesen?"

„„Gewiß!"" "

„Und wie urtheilen Sie über die Stellen, in welchen deutlich das Christenthum prophezeit wird?"

„„Mein lieber Herr Pfarrer, lenken wir das Gespräch nicht auf solche Bahnen. Ich will weder Proselyten machen, noch mich bekehren lassen."" "

„Nein, Herr del Monte, bleiben wir bei diesem Thema; es macht mir Freude, die Wahrheit zu lehren oder auch zu lernen."

„„Nun denn, so muß ich Ihnen sagen, daß die christlichen Interpreten jene Stellen im Jesaias entweder mißverstanden oder doch falsch ausgelegt haben. Jene Stellen beziehen sich entweder auf den König Chiskijahu oder auf das gesammte Israel oder auf den noch zu erwartenden Messias; keine einzige aber kann auf den Stifter der christlichen Religion auch nur im Entferntesten gedeutet werden."" "

„Aber Sie sehen doch, daß so viel hundert Millionen Menschen das Christenthum angenommen haben, während das

Judenthum gering und verachtet ist, während auf dem jüdischen Volke sichtlich ein Fluch ruht?“

„„Und was beweist das, Herr Pfarrer? Gibt es nicht auch ebensoviel Muhamedaner und noch mehr Heiden auf Erden? Und was den Fluch betrifft, so ist der uns schon von unserm Lehrer Moses prophezeit worden, sobald wir von Gott lassen und Seine Gebote nicht halten. Aber der Fluch wird sich in Segen umwandeln, und Gott wird uns nicht ewig zürnen. Er wird sich Seines Volkes wieder erbarmen, und alle Nationen werden erkennen, daß der Name Gottes über uns genannt wird.““

„Aber, mein Herr, der Messias ist schon gekommen und hat die Erlösung gebracht, denen so an ihn glauben.“

„„Und wo ist sie, diese Erlösung? Noch waltet das Laster, die Lüge und die Niedertracht auf Erden; Raub, Mord, Unzucht sind an der Tagesordnung, der Stärkere mißhandelt den Schwächeren, Betrug und Hinterlist verkürzt die Einfältigen, und die Liebe, von der so viel gesprochen wird, findet sich nur in den Lehrbüchern und Reden; aber im Verkehr der Menschen miteinander herrschen der Haß, die Habsucht, der Eigennutz, die Selbstsucht.““

„Und im Judenthum?“

„„Sie vergessen, Herr Pfarrer, das Judenthum hofft erst auf Erlösung; dennoch darf ich behaupten, daß das Judenthum einen wunderbar veredelnden Einfluß auf seine Bekenner übt. Wie hätte es sich sonst erhalten können in den Jahrtausenden, in denen man es geknechtet und gedrückt und erniedrigt, in denen man es mit Schmach überhäuft hat? Alle Nationen haben, seitdem Israel existirt, einen Vernichtungskampf gegen dasselbe geführt, die Aegypter, die Assyrer, die Babilonier, die Meder, die Perser, die Griechen, die Römer.

Niemand aber hat uns weher gethan, als die christlichen Nationen. Sie haben uns zu Knechten erniedrigt, mit Schmach überhäuft, in Ghettis gesperrt, mit Steuern erdrückt, mit Raub und Mord verfolgt! Und dennoch blieb der verachtete Sklave einem Königssohne gleich, der zwar die Schmach der Verbannung trägt, den aber das Bewußtsein seiner hohen Würde, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft vor Selbsterniedrigung schützt. Dieses große Wunder hat die Lehre und das Gesetz unseres Gottes vollbracht!" "

„Sie sind ein Schwärmer, junger Freund; wenn dem so ist, wie Sie sagen, warum ist denn das Judenthum nicht eine Weltreligion geworden?"

„„Weil die erhabene Lehre und das schwer zu erfüllende Gesetz bei dem jetzigen, noch wenig entwickelten Zustande der Menschen und Völker für die große Menge nicht passen." "

„Sie meinen also, daß das Judenthum nur für Diejenigen ist, welche innerhalb desselben geboren sind?"

„„Und auch für Diejenigen, die aus freiem Antriebe und edler, reiner Ueberzeugung sich ihm anschließen." "

„Gesetzt aber, es ist ein Kind, ein unmündiges Kind, durch List oder Gewalt dem Christenthume entfremdet und im Judenthum erzogen worden, wäre es da nicht die Pflicht des Herangewachsenen, zu der Religion seiner Väter zurückzukehren?"

„„Nicht doch, Herr Pfarrer, auch in diesem kaum denkbaren Falle, denn wir Juden wollen und dürfen keine Proselyten machen, also auch in diesem Falle müßte der im Judenthum Erzogene Gott, dem Allgütigen, danken, daß er ihn die Wahrheit hat erkennen lassen und muß treu bei ihr beharren." "

„Herr," fuhr da der Pfarrer auf, „Sie sind ein verstockter . . . . ."

„Bitte, Herr Pfarrer," fiel Graf Benno ein, der bis dahin ruhig zugehört hatte, „ereifern Sie sich nicht, vergessen Sie nicht, daß Sie dieses Gespräch provocirt haben, daß mein Freund del Monte gar nicht auf dasselbe hat eingehen wollen."

Der Pfarrer sah Benno erstaunt an; dann faßte er sich schnell und bot del Monte die Hand.

„Verzeihen Sie meine Heftigkeit, junger Freund," sagte er; „wir werden unter anderen und günstigeren Verhältnissen dieses Thema wieder aufnehmen."

VIII.

Die Verhaftung.

Als Gräfin Agnes nach Prag kam, begab sie sich zu einem hohen, geistlichen Würdenträger und trug ihm Alles vor, was sie über ihr geraubtes Kind wußte und vermuthete; auch dieser theilte die Ansicht der Gräfin, daß del Monte aus Rache den Knaben geraubt und ihn zum Juden habe erziehen lassen. Durch den Einfluß des Kirchenfürsten wurde sofort ein Verhaftbefehl gegen Raphael erlassen und ein Polizeirath mit mehreren Polizisten der Gräfin zur Verfügung gestellt.

Es war Abend. Raphael del Monte saß mit Frau und Tochter am Tische und las ihnen den eben empfangenen Brief Joseph's vor, der seine Reiseeindrücke und seine Ankunft in Dornbach schilderte. Da öffnete sich die Thüre und Gräfin Agnes trat ein.

„Raphael del Monte," sagte sie, „kennen Sie mich noch?"

„„Agnes von Hohenstein!"" rief Raphael erstaunt aus.

„Nicht mehr Agnes von Hohenstein, sondern Agnes, Gräfin Dornbach."

„„Gräfin Dornbach? etwa dieselbe, deren Sohn der Freund meines Joseph ist?""

„Heuchler! Was haben Sie mit meinem Kinde gemacht, das Sie geraubt haben?"

„„Gräfin, sind Sie wahnsinnig? ich, Ihr Kind geraubt?""

„Ja, um sich an mir zu rächen! Weil ich einst den Juden verschmähte, mußte mein Sohn zum Juden erzogen werden!"

„„Noch einmal, Gräfin, ich verstehe Sie nicht.""

„Sie werden mich bald verstehen lernen!" entgegnete die Gräfin bitter, indem sie die Thüre öffnete und die draußen wartenden Polizeibeamten herbeiwinkte.

Diese traten ein.

„Raphael del Monte!" sagte der Polizeirath, „ich verhafte Sie. Sie sind angeklagt, ein christliches Kind geraubt und es dem christlichen Glauben entfremdet zu haben!"

„„Wie,"" entgegnete del Monte, „„in unserm Jahrhundert wagt man es, solche thörichte, mittelalterliche Beschuldigungen vorzubringen und einen rechtlichen, angesehenen Kaufmann auf die Anklage eines wahnsinnigen Weibes hin zu verhaften?""

„Ich befolge nur meine Ordre," entgegnete der Polizeirath, „sind Sie an dem Ihnen zur Last gelegten Verbrechen unschuldig, so werden Sie wieder in Freiheit gesetzt werden. Beantworten Sie jetzt einige Fragen: Ist der junge Mann,

der den Namen Joseph del Monte führt, Ihr und Ihrer Gattin leiblicher Sohn?'

„„Nein!““ entgegnete del Monte.

„Da haben wir's!" rief die Gräfin dazwischen.

„In welcher Weise sind Sie zu dem Kinde gekommen?" fragte der Beamte weiter.

„„Er ist der Sohn eines armen jüdischen Händlers aus Jung-Bunzlau; der Mann, seine Frau und drei Kinder starben hier im Hospitale vor nunmehr fast 20 Jahren. Ich habe die allein überlebende Waise zu mir genommen und als mein Kind erzogen.““

„Besitzen Sie noch etwas aus dem Nachlasse des Händlers?"

„„Kleinigkeiten.““

„Holen Sie dieselben herbei!"

Raphael holte sie.

Als Gräfin Dornbach das Medaillon erblickte, welches das Bild ihres Gatten enthielt, stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Das ist das Medaillon," rief sie, „welches mein Bruno an seinem Halse getragen. Es enthält das Bild meines verstorbenen Mannes, des Grafen Arthur von Dornbach! Elender Jude, leugnen Sie noch, daß Sie mein Kind geraubt haben oder haben rauben lassen?"

„Sie sehen," sagte der Polizeirath, „daß Alles gegen Sie spricht, Herr del Monte. Es hat sich nämlich unzweifelhaft herausgestellt, daß der junge Mann, welcher bisher Joseph del Monte hieß, in Wirklichkeit Graf Bruno von Dornbach ist, der als kleines Kind aus dem Schlosse seiner Väter gestohlen worden. Folgen Sie mir, Herr del Monte."

„Ich folge Ihnen," sagte del Monte ruhig. „Der all-

gerechte Gott wird meine Unschuld an den Tag bringen." — „Gräfin," fuhr er zu reden fort, sich an diese wendend, „Sie treten stets unglückbringend in meinen Lebenspfad. Einst hätten Sie mich beinahe zum Verbrechen und zum Tode geführt — heute bringen Sie durch eine falsche Anklage Trauer und Betrübniß über meine Familie. Doch ich zürne Ihnen nicht. Aber eine Frage beantworten Sie mir: Weiß mein Sohn Joseph von den Schritten, die Sie gegen mich gethan haben?"

„Nein," entgegnete die Gräfin, „er weiß noch nicht, daß er mein Sohn ist, er hält Sie noch immer für seinen Vater und spricht leider mit nur zu großer Begeisterung und Liebe von dem Manne, der ihn um Rang, Stand, Reichthum und, was mehr ist als das Alles, um sein Seelenheil betrügen wollte."

„So danke ich Gott, dem Allgütigen," sagte del Monte feierlich, „daß er mir diesen schmerzlichen Gedanken erspart hat." — „Meine Theuren," redete er dann seine lautjammernde Frau und die stillweinende Tochter an, „seid ruhig und gefaßt. Gott wird uns in Fröhlichkeit wieder zusammenführen."

Hierauf folgte er den Beamten, die ihn ins Gefängniß führten.

Die Verhaftung del Monte's erregte ungeheures Aufsehen. Wiewohl seine Angaben sich bestätigten, wiewohl die Hospitalcommission die Wahrheit derselben bezeugte und aus ihren Büchern nachwies, so blieb doch der Verdacht auf del Monte haften, den verstorbenen Händler Kalmann zum Raube des Kindes veranlaßt zu haben. Denn, daß dieser das Kind gestohlen, schien außer allem Zweifel. Aber was sollte ihn dazu veranlaßt haben, wenn nicht der Auftrag del Monte's,

der sich an der Gräfin rächen wollte, der überdies das Kind später bei sich aufgenommen hatte? So blieb del Monte im Gefängnisse. Genügte doch damals in Oesterreich eine auf Wahrscheinlichkeit beruhende Anklage, um die davon Betroffenen Jahre lang im Kerker schmachten zu lassen; zumal hier, wo die Anklage von einer Gräfin ausging, einen Juden betraf und außerdem ein Verbrechen behauptete, das zu bestrafen der Geistlichkeit besonders geboten erschien!

Als die Gräfin nach Dornbach zurückgekehrt war, ließ sie Joseph zu sich kommen.

„Herr del Monte," sagte sie mit bewegter Stimme, „ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Sie wissen, daß mir vor mehr als zwanzig Jahren ein Kind gestohlen wurde; ich habe dieses Kind wiedergefunden."

„„Da wünsche ich Ihnen Glück, Frau Gräfin. Weiß Graf Benno schon von diesem freudigen Ereignisse?""

„Er weiß davon. Durch ihn erfuhr ich, daß Jemand, der ihm sehr ähnlich ist, einen sternförmigen Leberfleck an der linken Brust trägt."

„„Frau Gräfin,"" stammelte Joseph verwirrt.

„Komm an mein Herz!' rief die Gräfin zärtlich, „mein Sohn, mein Bruno, mein langvermißter!"

Der junge Mann blieb stehen, starr wie eine Bildsäule.

„Ich, Frau Gräfin, ich, Ihr Sohn? Sie täuschen sich. Das Mal wird ein Spiel des Zufalls sein wie die Aehnlichkeit. Ich bin ja ein Jude, der Sohn eines Juden!"

„Nein, Du bist mein Bruno, das Kind, das ich unter meinem Herzen getragen. Der elende Jude, den Du für Deinen Vater hälst, hat Dich mir stehlen lassen. Man hat bei ihm das Medaillon gefunden, das Du einst an Deinem

Halse getragen und das Deines Vaters, des Grafen Dornbach, Bildniß enthält!"

„„Wie, mein Vater del Monte hätte Ihr Kind stehlen lassen! Frau Gräfin, das ist unmöglich!""

„Er selbst hat ja eingestanden, daß Du nicht sein Sohn bist; er wird jetzt den Lohn ernten für seine Frevelthat; schon schmachtet er im Gefängnisse!"

„„Mein Vater im Gefängnisse? Da muß ich gleich nach Prag eilen, ihn zu befreien!""

„Und mich, Deine Mutter, läßt Du vergeblich die Arme ausstrecken nach ihrem langentbehrten Kinde?"

Joseph hörte sie nicht mehr; er war hinweggeilt.

IX.

Das Geständniß.

Joseph eilte nach der Eisenbahn-Station und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Prag. Er traf dort Mutter und Schwester in tiefer Betrübniß; der Vater saß noch immer im Gefängnisse, und es war keine Aussicht vorhanden, daß er sobald würde freigegeben werden. Aus dem Munde seiner Pflegemutter erfuhr Joseph nunmehr die Bestätigung, daß er nicht ihr und del Monte's Sohn sei.

„Um so mehr," sagte der edle Jüngling, „bin ich Dir, theure Mutter, und dem geliebten Vater zu Dank verpflichtet, daß Ihr Euch meiner angenommen und mich mit Liebe und Sorgfalt gleich Eurem eigenen Kinde erzogen habt. Was wäre aus mir geworden, wenn Ihr dem Verlassenen nicht ein Asyl in Eurem Hause und an Eurem Herzen gewährt hättet!"

Joseph setzte alle Hebel in Bewegung, um seinen Pflegevater zu befreien. Allein es gelang ihm nicht.

Als bald darauf die Gräfin Dornbach und ihr Sohn nach Prag kamen, weigerte sich Joseph, seine Mutter zu sehen, wenn dieselbe die Anklage gegen del Monte nicht zurücknehmen würde. Die Gräfin erklärte sich dazu bereit, wenn Joseph dem Judenthum entsagen und sich zum Christenthum bekennen wolle. Allein Joseph lehnte diese Zumuthung entschieden ab.

Um jene Zeit lebte in Prag ein wackerer Geistlicher, Pater Hubertus, welcher dem ritterlichen Orden der Kreuzherren angehörte. Er war Professor der Philosophie an der Prager Universität, und als solcher war er Josephs Lehrer gewesen. An ihn wandte sich der junge del Monte — wir wollen ihn weiter so nennen — und bat ihn um seine Hilfe und Fürsprache zu Gunsten des gefangenen Pflegevaters. Pater Hubertus versprach, seinen ganzen Einfluß dafür zu verwenden.

Als Joseph aus dem Kreuzherrenkloster sich entfernte, hörte er plötzlich: „Graf Dornbach!" rufen; er blickte sich um und sah ein Weib von etwa 45 Jahren, das ihn unverwandt anblickte. Dasselbe war in Lumpen gehüllt und trug die Spuren des Lasters und des Elends in seinem Gesichte.

„Graf Dornbach," rief sie, als Joseph sich umschaute, „wollt Ihr denn ewig jung und schön bleiben, während mich Elend und Unglück zerrüttet? Hat Euch der Verlust Eures Erstgeborenen, den ich Euch stahl, nicht mehr Kummer gemacht?"

Joseph stutzte. Offenbar hielt ihn das halbblödsinnige Weib für den verstorbenen Grafen Dornbach. Aber sollte vielleicht hier der Schlüssel zu dem Räthsel zu finden sein, das seinen Pflegevater ins Gefängniß gebracht hatte?

Er eilte zurück an die Pforte des Klosters und bat den Pförtner, den Pater Hubertus herbeizurufen. Als dieser kam, erzählte er ihm in geflügelten Worten, was er soeben gehört hatte.

Der Pater rief einige Klosterdiener herbei und ließ das Frauenzimmer ins Spital führen. Hier erkannte man bald, daß es an einer tödtlichen Krankheit leide; doch gelang es der sorgfältigen Pflege, das Bewußtsein wieder zu wecken.

Als das fremde Frauenzimmer soweit hergestellt war, daß es im Zusammenhange denken und reden konnte, ließ sich Pater Hubertus zu ihm führen und forderte es auf, ihm mitzutheilen, was für eine Bewandtniß es mit dem Kinde des Grafen Dornbach habe, von dem es an der Pforte des Kreuzherrenklosters gesprochen. Das Weib erschrak heftig und gab vor, daß es sich nicht mehr erinnere, etwas Derartiges gesagt zu haben.

„Meine Tochter,“ sagte Pater Hubertus sanft, „ich muß Dir mittheilen, daß Du nach dem Ausspruche der Aerzte an der Pforte des Todes weilest. Menschliche Gerechtigkeit wird Dich nicht mehr strafen können, aber droben harrt Dein der himmlische Richter. Gestehe hienieden das Verbrechen, das Du begangen, und um dessentwillen ein Unschuldiger leidet, damit Dir dort oben Verzeihung werde.“

Da fing das fremde Weib an zu weinen und versprach, ein offenes Bekenntniß ihrer Schuld abzulegen. Der edle Pater ließ hierauf Gerichtspersonen herbeirufen, und in ihrer Gegenwart erzählte das fremde Weib, daß es Marinka heiße und aus Brünn stamme, daß es aus Rache gegen seinen Verführer, den Grafen Arthur von Dornbach, dessen Kind geraubt und es einer jüdischen Bettlerfamilie, die es aufzuziehen versprochen, überlassen habe.

Nun war Raphael del Monte's Unschuld erwiesen.

Als man die in Erfahrung gebrachte Thatsachen der Gräfin mittheilte, erinnerte sie sich der Worte ihres sterbenden Gatten: „Marinka, Du bist gerächt!“ Nun war Alles klar.

Marinka hatte, nachdem sie ihre grausame Rache vollbracht, ein Leben des Lasters und des Elends geführt. Nirgendwo hatte sie Ruhe gefunden, bis sie halbtodt nach Prag kam und in dem vorübergehenden Joseph, getäuscht durch die wunderbare Aehnlichkeit, den Grafen Arthur von Dornbach zu erkennen glaubte. Drei Tage, nachdem sie ihre Geständnisse gemacht hatte, starb sie.

Raphael del Monte wurde sofort in Freiheit gesetzt und seiner jubelnden Familie zurückgegeben. Joseph hängte sich an den Hals des theuren Pflegevaters und weinte und lachte und jubelte.

„Vater!“ rief er, „wie kann ich Dir genug danken für all das Gute, das Du der verlassenen Waise erwiesen hast!“

„Laß es gut sein, mein Sohn,“ antwortete del Monte. „Du hast mir so viel Freude bereitet, seitdem ich so glücklich bin, Dich Sohn zu nennen, daß ich reichlich dafür belohnt bin!“

Die Gräfin Dornbach wurde gemeldet.

Als sie eingetreten war, schritt sie auf Raphael zu und reichte ihm ihre Hand.

„Del Monte,“ sprach sie, „können Sie mir das große Unrecht verzeihen, das ich Ihnen zugefügt habe?“

„„Ich verzeihe es Ihnen, Frau Gräfin, glaubten Sie doch im Rechte zu sein.““

„So empfangen Sie meinen Dank für all die Liebe

und Sorgfalt, die Sie und Ihre Frau Gemahlin meinem Sohne haben zu Theil werden lassen."

„Und Du, mein Sohn," wandte sich die Gräfin an Joseph, „weigerst Du Dich noch immer, an das Mutterherz zu eilen, das Dir so laut entgegenschlägt?"

Da konnte Joseph nicht widerstehen; er schloß die weinende Mutter in seine Arme, selbst in Thränen ausbrechend.

Joseph begleitete seine Mutter in ihren Gasthof, wo er seinen Bruder Benno fand.

Auch die Brüder umarmten sich aufs Herzlichste.

„Bruno," sagte Benno, „Du wirst jetzt Herr von Dornbach sein, denn die Güter sind Lehnsgüter, die nur auf den Erstgeborenen übergehen."

„Lieber Bruder," entgegnete Joseph, „ich werde Dir den ganzen Dornbachschen Gütercomplex überlassen, da der Kaiser wohl schwerlich einen Juden wird belehnen wollen."

„„Einen Juden?"" fragte Gräfin Agnes erstaunt, „„Du wirst doch wohl zum Glauben Deiner Väter zurückkehren wollen?""

„Nicht doch, Frau Mutter, ich werde in dem Glauben verharren, in welchem ich bin erzogen worden."

„„Unglücklicher,"" rief die Gräfin, „„wollte Gott, ich hätte Dich niemals wiedergesehen!""

X.

Im Kloster.

Alle Bitten und Thränen der Gräfin waren vergebens. Joseph beharrte fest bei seiner Weigerung.

Nicht die Grafenkrone, nicht die Aussicht auf die unge-

heuren Reichthümer, die er mit dieser erlangen würde, lockten ihn. Vergebens malte ihm die Gräfin seine Zukunft mit den schönsten Farben aus. Welche Carriere konnte doch ein Graf Dornbach im Staatsdienst machen! Er konnte General, Gesandter, Minister werden, wenn er wollte; er konnte sich mit den vornehmsten und mächtigsten Familien des Reiches verschwägern, er konnte, wenn er das vorzog, wie ein Fürst auf seinen Gütern wohnen! All das ließ Joseph gleichgiltig. Freilich, die Thränen seiner Mutter, ihr flehentliches Bitten — sie warf sich ihm zu Füßen und umschlang bittend seine Knie — verursachten ihm viel Trauer und Herzweh.

„Mutter," sagte er, „Du betrübst mich sehr, indem Du etwas von mir begehrst, was ich nicht gewähren kann. Verlange von mir jedes Opfer, nur dieses nicht. Ich kann von dem nicht lassen, was ich als mein größtes Glück empfinde; ich kann mich nicht zu einer religiösen Ueberzeugung bekennen, die nicht die meine ist. Mich dazu zu bewegen, wird Dir nie gelingen — Du machst mit Deinen Thränen und Bitten Dir und mir nur unnützen Schmerz."

Auf Veranlassung der Gräfin ließ der ihr befreundete Kirchenfürst Joseph zu sich kommen. Er redete ihm sanft zu und suchte ihn von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen.

„Eminenz," entgegnete Joseph, „um die Dogmen des Christenthums für wahr zu halten, ist es nothwendig, darin erzogen zu sein. Was dem zarten Kinde eingeprägt worden, wird gleichsam ein Theil seiner selbst, so daß es der Erwachsene vielleicht glaubt. Ich aber werde nie daran glauben können, und keine Macht der Erde wird im Stande sein, mich zu bewegen, einen Glauben zu erheucheln, den ich nicht

besitze, oder mich zu einer Religion zu bekennen, die ich nicht für wahr halte."

„Junger Mann," sagte der Kirchenfürst, „Sie zwingen mich wider meinen Willen, auf die Milde die Strenge folgen zu lassen. Sie sind als kleines Kind getauft und als Christ in die Kirchenbücher von Dornbach eingetragen worden. Nach den Gesetzen der katholischen Kirche und nach denen des Kaiserstaates verliert die Taufe niemals ihre Wirksamkeit. Sie sind also Christ, und die später an ihnen vollzogene Beschneidung hat keine Kraft. Da Sie Sich aber weigern, das Judenthum abzuschwören und Sich zum Christenthum zu bekennen, so werden Sie so lange Ihrer Freiheit beraubt und in einem Kloster festgehalten werden, bis Sie Sich dazu entschließen, die verlangten Schritte zu thun."

„„Man will mich also zwingen zu glauben?""

„Man wird Sie zwingen zu glauben!"

„„Und hat ein so erzwungener Glaube irgend welchen Werth?""

„Man wird Sie zu Ihrem eigenen Besten mit Gewalt hindern, auf ewig verdammt zu werden."

„„Eminenz, man rühmt Sie allgemein als einen milden, erleuchteten Herrn. Die ausgesprochene Absicht kann unmöglich Ihren Ansichten angemessen sein, kann unmöglich in Ihrem Willen liegen.""

„Sie ist meinen Ansichten angemessen, sie liegt in meinem Willen."

„„So werde ich Widerstand leisten bis ans Ende.""

„Man wird Sie zu zwingen wissen."

Joseph schauderte; er hatte von Torturen und Folterqualen gelesen, die in den Klöstern gegen Widerspenstige angewendet werden sollen.

„Eminenz," bat er, „üben Sie Gerechtigkeit oder doch Gnade. Ich bin entschlossen, für meinen Glauben zu sterben; ersparen Sie mir unnütze Qual und den Ihrigen ein Verbrechen."

„„Was Sie ein Verbrechen nennen, gilt uns als ein Verdienst. Die Qual werden Sie Sich selbst zuzuschreiben haben. Ein Graf Dornbach Jude — nimmermehr!""

„Ich verzichte auf den Namen und die Güter der Grafen Dornbach. Lassen Sie mich auswandern, Eminenz! Gern will ich meinen Verzicht urkundlich besiegeln, gern will ich unerkannt in fremdem Lande leben!"

„„Und Ihre Mutter?""

„Welche Bande fesseln mich an die Gräfin Dornbach? Sie hat meine Jugend nicht gepflegt, mein Herz nicht gebildet; ihr erstes Auftreten als meine Mutter war eine unverantwortliche Härte gegen den geliebten Pflegevater, dem ich Alles verdanke, der die verlassene Waise in seinen Vaterarm genommen und mich geliebt hat wie sein eigenes Kind. Seine Gattin, die mich gepflegt und belehrt und zu allem Guten herangebildet hat, das ist meine Mutter. Die Gräfin Dornbach aber, nachdem sie mich wiedergefunden, will sie den nicht in ihrer Obhut Erwachsenen umwandeln nach ihrem Willen, und da das nicht geht, will sie mich zu Grunde richten, will sie mich in ein Kloster sperren lassen! Nein, ich habe keine Verpflichtungen gegen diese Frau."

„„Und dennoch ist sie Ihre Mutter und hat als solche die Pflicht, für Ihr Seelenheil zu sorgen. Folgen Sie meinem Rathe, junger Mann, bekennen Sie Sich zum Christenthume, wenn auch Anfangs nur zum Schein. Später wird Ihnen die Erkenntniß schon kommen!""

„Lieber will ich sterben!"

„„So haben Sie Alles, was Ihnen bevorsteht, Sich selbst zuzuschreiben.““

Der Kirchenfürst zog an einer Glockenschnur und befahl dem eintretenden Diener, dafür Sorge zu tragen, daß Graf Bruno von Dornbach nach Kloster Mainhardtsbrunn transportirt werde. Der Prior des Klosters werde in Bezug auf die Behandlung des Grafen noch nähere Instructionen empfangen.

Joseph wurde ergriffen, in einen Wagen geschleppt und nach dem drei Tagereisen entfernten Kloster gebracht, wo ihm eine düstere Zelle als Wohnung angewiesen wurde.

Kloster Mainhardtsbrunn war ein geistliches Gefängniß, ein Strafaufenthalt für widerspenstige Geistliche.

Da Joseph von den ihm vorgesetzten Speisen nichts aß, so blieb ihm nur Wasser und Brot zu seinem Unterhalte. Noch schlimmer als die körperlichen Entbehrungen wurden ihm Anfangs die geistigen; man gab ihm außer katholischen Gebetbüchern und Tractätlein weder Bücher noch Schreibmaterialien. Täglich zweimal kam ein Geistlicher zu ihm, um ihn in der katholischen Religion zu unterrichten. Der Mann war aber so beschränkt, daß Joseph nicht einmal mit ihm disputiren konnte.

In dieser entsetzlichen Lage kam dem armen Gefangenen sein gutes Gedächtniß zu statten. Einen Theil des Tages recitirte er Stücke aus der Bibel, der Mischnah und dem Talmud und dachte darüber nach; dann brachte er Stunden damit hin, sich Theile der Wissenschaft zu vergegenwärtigen, die er studirte; wieder andern brachte er damit zu, den Lehrsätzen der Mathematik und der Physik nachzudenken und sie im Geiste zu entwickeln. Dieses Verfahren schützte ihn vor langer Weile und Verdumpfung.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Nachdem Joseph einige Wochen im Kloster verbracht hatte, verlangte man practische Resultate des ihm ertheilten Unterrichts. Man drang in ihn, endlich das Judenthum abzuschwören, und da er sich weigerte, drohte man mit körperlicher Züchtigung.

Joseph blieb unerschütterlich.

Unterdeß befand sich die Familie del Monte in der größten Angst um Joseph. Man wandte sich an die Gräfin, die jede Auskunft verweigerte, an Graf Benno, der selbst nicht wußte, was aus seinem Bruder geworden war. Graf Benno aber ging zum Kirchenfürsten, um ihn zu fragen. Er fand ihn verschlossen und nicht geneigt, Auskunft zu ertheilen. Durch einen Diener des geistlichen Würdenträgers, den er reichlich beschenkte, erfuhr Graf Benno, was aus Joseph geworden. Sofort theilte er es Raphael del Monte mit und überlegte mit ihm, wie dem unglücklichen Gefangenen zu helfen sei.

XI.

Der Apostat.

Der Prior des Klosters Mainhardtsbrunn hatte über Josephs Verhalten an den Kirchenfürsten berichtet; er hatte ihm mitgetheilt, daß Joseph unbeugsam sei und daß selbst die Androhung körperlicher Strafen wirkungslos an ihm vorübergegangen. Der Kirchenfürst schrieb sofort, daß man fürs Erste nicht weiter gegen Joseph vorgehen solle; er werde einen Geistlichen senden, von dessen Zuspruch er sich Erfolg verspreche.

Der geistliche Rath **Dr. B.**, der Sendling des Kirchen=

fürsten,, kam im Kloster an. Derselbe war ein damals sehr berühmter katholischer Geistlicher, der von jüdischen Eltern geboren, als studirender Jüngling zur katholischen Kirche übergetreten; er war ein gefeierter Kanzelredner, ein Mann von großem Wissen und gewinnender Persönlichkeit.

Als Dr. B. in Josephs Zelle geführt wurde, erschrak er, ob des elenden Aussehens des jungen Mannes. Sogleich ordnete er an, daß dem Gefangenen eine freundlichere und luftigere Wohnung angewiesen und daß ihm solche Nahrungsmittel verabreicht würden, die Joseph ohne Gewissenszwang genießen könne. Zu diesem Zwecke wurde ein in einem benachbarten Dorfe wohnender Jude beauftragt, Speisen ins Kloster zu schicken.

Als sich Joseph ein wenig erholt hatte, suchte ihn Dr. B. in Begleitung des Priors wieder auf.

„Mein theurer junger Freund," sagte der geistliche Rath, „ich bin vom Kirchenfürsten, der es wahrhaft gut mit Ihnen meint, hergeschickt worden, mich mit Ihnen über religiöse Fragen zu unterhalten. Ich kenne die Religion, die Sie so sehr lieben. Ich selbst bin Jude gewesen, ja, bin als Jude von sehr frommen Eltern geboren und erzogen worden; erst in Ihrem Alter bin ich zum Christenthum übergetreten. O, ich liebe sie und verehre sie, diese alte ehrwürdige Religion und habe die größte Achtung vor ihren aufrichtigen und wahrhaften Bekennern!"

„„Und haben sie dennoch verlassen!"" entgegnete Joseph.

„Ja, mein lieber Sohn, denn die jüdische Religion ist nur eine Vorstufe für das Christenthum; ich will Ihnen das ausführlich darlegen und auseinandersetzen."

Der Prior gähnte ziemlich laut.

„Ehrwürdiger Vater!“ redete ihn Dr. B. an. „ich will Sie Ihren wichtigen geistlichen Geschäften nicht entziehen; wenn Ihr heiliges Amt Sie ruft, so überlassen Sie mir allein diesen jungen Mann; ich werde seine Sinnesart schon ändern. Sie werden sehen, daß ich bald staunenswerthe Resultate erziele.“

„„Nehmen Sie ihn,““ antwortete der Prior, „„nur tüchtig ins Gebet; er ist ein hartgesottener Sünder!““

Damit entfernte sich der Prior, froh, bei dem für ihn so langweiligen Gespräche nicht zugegen sein zu dürfen.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, als Dr. B. auf Joseph zueilte und ihn stürmisch umarmte.

„Edler, theurer, junger Freund,“ rief er, „erlauben Sie mir, daß ich Sie an mein Herz drücke, daß ich Ihnen die Liebe und Bewunderung ausspreche, die mich für Sie erfüllen, Sie edler Märtyrer des Glaubens meiner Väter!“

Joseph wußte nicht, wie ihm geschah. War das Heuchelei, war das ein neuer Kunstgriff, um sein Vertrauen zu erschließen und ihn am Ende zu verlocken? Doch nein, aus den Augen des ihn Umarmenden leuchtete das Feuer aufrichtiger Begeisterung.

„Wie ich Sie bewundere, del Monte,“ fuhr Dr. B. zu reden fort, „wie ich Sie liebe! Ach, wäre ich dereinst so stark gewesen wie Sie, wie viel Qual und Kummer wäre mir erspart geblieben! — Ich bin zu Ihnen geschickt worden, Sie zum Abfall zu verführen; man glaubt, ich würde Freude daran finden, Sie zu dem zu verleiten, was ich selbst begangen habe. Doch fern sei dies von mir! Ich bin gekommen, Sie zu kräftigen zu Muth und Standhaftigkeit, damit das mir eine Sühne sei für die eigene Untreue! Wenn Sie die Qualen kennten, die meine Brust durchwühlen, Sie würden

lieber die Folter und den Tod erdulden als meinem Beispiele folgen!“

Joseph blickte erstaunt den berühmten Geistlichen an.

„Wie doch der Schein trügt,“ dachte er, „wie wird dieser Mann bewundert und beneidet und wie unglücklich ist er!“

„Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, mein junger Freund,“ fuhr Dr. B. zu reden fort, „die Geschichte meiner Bekehrung; vielleicht dient sie dazu, Sie in dem Entschlusse Ihres Martyriums zu kräftigen. Ich bin von armen jüdischen Eltern in einem kleinen böhmischen Orte geboren. Da ich frühzeitig gute Anlagen zeigte, so ließ mein Vater mich im Talmud unterrichten und sandte mich später nach Prag. Meine Mutter sah mit Stolz in mir den künftigen Rabbiner und sparte den Bissen vom Munde, um ihn mir zukommen zu lassen. Aber sie waren arm, die guten Eltern, sehr arm. In Prag war ich auf mich selbst angewiesen, mußte um Kosttische betteln und durch mühsames Stundengeben mir das Wenige verdienen, was ich sonst noch zu meinem Unterhalte brauchte; aber trotzdem konnte ich dieses Wenige nicht immer erschwingen: an manchem Abende mußte ich mich hungrig niederlegen, meine Kleider waren abgetragen, meine Stiefeln oftmals zerrissen. Dabei lebte ein unbändiger Ehrgeiz, gepaart mit quälender Sehnsucht nach Lebensgenuß, in meiner Brust. Ich mühte mich und studirte im Talmud. Da sah ich aber Heroen der talmudischen Wissenschaft mit ihren Familien ein Leben der Entbehrung leben. Wirst du, fragte ich mich, es jemals so weit im Talmud bringen wie Rabbi A. oder Rabbi B., und wenn, was wird dann dein Loos sein? Hunger und Kummer und Entbehrung. Und dann sah ich die Geistlichen der herrschenden Religion in Wohlstand und Wohlleben, sah die Würdenträger der Kirche in prachtvollen Equi-

pagen einherfahren und das Volk vor ihnen in die Knie sinken, dasselbe Volk, das dem gelehrtesten Rabbinen ein verächtliches „Zid“ *) nachrief. Mein Herz schwoll vor Sehnsucht nach Ehre und Genuß, während der Hunger mein Genosse war. Da geschah es an einem Freitagabende, daß ich bei einem reichen Manne zu Tische war; ich hatte seit mehreren Tagen nichts als trockenes Brod gegessen. Hier kam ein saftiger Gänsebraten auf den Tisch, nach dem ich lüstern schielte. Beim Austheilen fand die Hausfrau, daß ein Knochen zerbrochen war, und ich wurde mit dem Reste des Bratens zu meinem Lehrer geschickt, um zu fragen, ob die Gans zum Genusse erlaubt sei. Ich aber, beinahe von Heißhunger ergriffen, trug die Ueberreste der gebratenen Gans auf mein einsames Kämmerlein und verzehrte sie. Dann kehrte ich zu meinem Kostgeber zurück und sagte, die Gans sei zum Genusse verboten, und gab auch an, wie es mit dem Geschirre zu halten sei. Aber mein Betrug wurde entdeckt, und nun war es um mich geschehen. Von allen Seiten wurde ich verstoßen, mein Lehrer trieb mich von seinen Vorlesungen hinweg, die Kosttische wurden mir entzogen, die Lectionen, die ich gab, gekündigt. Was sollte ich beginnen? Sollte ich mit Schande bedeckt zu meinen Eltern zurückkehren? Nimmermehr! der Gedanke an den Zorn meines Vaters und an die Thränen meiner Mutter war mir fürchterlich. Ich beschloß, meinem Leben ein Ende zu machen. Ich ging auf die Moldaubrücke, um mich in den Fluthen des Stromes zu begraben. Schon im Begriffe, mich hinabzustürzen, hielt mich ein vornehmer Geistlicher, der gerade vorüberging, zurück. Er nahm mich

*) Sprich: „Dschid“, soviel wie „Jude“ in böhmischer Sprache.

mit in sein Kloster, tröstete den weinenden Jüngling, gab ihm Kleider und Unterricht, und nach wenigen Wochen war der Mann, den Sie vor sich sehen, getauft. Wohl wollte der Gedanke an meine Eltern mich zurückhalten, allein man sagte mir, sie hätten mich verstoßen und wollten nichts von mir wissen. Ach, viel später erst habe ich erfahren, daß sie Tag und Nacht vergeblich an die Klosterpforte geklopft, daß mein Vater im bittersten Schmerze sich auf den Steinen gewälzt, die meine Mutter mit ihren Thränen gebadet hatte! Ich lebte ganz abgeschlossen und erfuhr nichts, gar nichts von der Außenwelt. Nun besaß ich, was ich ersehnt hatte, war geschützt vor Hunger und Sorge. Ich wurde aufs Collegium germanicum nach Rom geschickt, wo ich meine Studien vollendete. Als ich, mit Ehre und Ruhm bedeckt, zurückkehrte, erfuhr ich, daß meine Eltern vor Gram gestorben seien. Ich, ich habe sie getödtet!" —

Dr. B. konnte vor Rührung nicht weiter sprechen; Thränen erstickten seine Stimme, und Joseph, tief erschüttert, weinte mit ihm.

Als Beide eine Zeit lang schwiegen, trat der Prior ein, um Dr. B. zur gemeinschaftlichen Tafel abzuholen.

„Ehrwürdiger Herr Rath," sagte er im Fortgehen zu seinem Gaste, „ich habe immer gehört, Sie seien ein großer Mann, ein Licht unserer Kirche; jetzt sehe ich, daß das Gerücht nicht gelogen, da Sie diese verstockte Judenseele zum Weinen gebracht haben; aber, Sie selbst sind angegriffen. Kommen Sie, Sie sollen Sich erholen, ich habe von dem besten Weine unseres Kellers für heute Mittag herbeiholen lassen."

XII.

Rettungspläne.

Am Nachmittage holte Dr. B. den Gefangenen zu einem Spaziergange ab. Wie that die frische Luft dem armen Gefangenen so wohl! Er hätte die mit Blumen geschmückte Erde küssen, mit seinen Armen zum blauen Himmel hinaufreichen mögen! Da er sich viel mit Botanik beschäftigt hatte, so betrachtete er mit Liebe manche Pflanze, die nur in dieser ihm fremden Gegend wuchs, und das gab den Beiden willkommenen Gesprächsstoff, bis sie in einen entlegenen Theil des Gartens gelangten, wo sie der Beobachtung der Mönche entzogen waren. Hier nahm Dr. B. seine am Vormittage unterbrochene Erzählung wieder auf.

„Welche Qualen ich über die Verzweiflung und den gramvollen Tod meiner Eltern empfunden," sagte er, „kann ich Ihnen nicht schildern. Doch waren sie noch gering gegen die andern Schmerzen, gegen das Gefühl der bittersten Reue, das in mir aufstieg. Ich gab mir alle mögliche Mühe zu glauben und im Glauben Trost und Beruhigung zu finden — ich vermochte es nicht. Eine innere Stimme ruft fortwährend Wehe über mich; ich mußte mich selbst verachten; um schnöder, irdischer Güter Willen habe ich die Wahrheit geopfert, den Gott meiner Väter verlassen; ich habe Lüge gesäet und Gewissensbisse geerntet."

„„Und warum,"" fragte Joseph, „„entfliehen Sie diesem schrecklichen Zustande nicht?""

„Ich kann nicht; in Oesterreich würde ein schrecklicher Kerker mein Loos sein; aber auch außerhalb Oesterrichs —

der Arm der Kirche reicht weit. Ich wage es nicht, ich fühle die Kraft nicht in mir, ein Märtyrer zu werden. Und dann — vielleicht ist es Gottes Wille, daß ich in meiner jetzigen Stellung meinen Brüdern nützen kann. Als vor einigen Jahren jener schmachvolle Wahn auftauchte, der die Juden in Damascus beschuldigte, den Pater Thomas ermordet zu haben, um sein Blut für das Osterfest zu benützen, als damals auch in diesen Ländern jenes Mährchen Glauben fand, da habe ich zur Bekämpfung desselben viel beigetragen. Ich, als ehemaliger Jude und nunmehriger Priester, fand Glauben, und ich darf mich rühmen, blutige Judenverfolgungen verhindert zu haben. O, dieses Bewußtsein ist mir ein köstlicher Trost. Doch, reden wir jetzt von Ihnen. Sie sollen hier nicht verkümmern, nicht zu Tode gequält werden! Ich werde dazu beitragen, Ihnen zur Flucht zu verhelfen. Wenn ich nur mit Ihrem Pflegevater verkehren könnte! Allein, das darf ich nicht; es würde Verdacht erregen."

„„Vielleicht,"" sagte Joseph nachdenklich, „„würde mein Bruder sich zu meinem Beistande bereit finden lassen!""

„In diesem Falle dürften Sie auf Ihre Rettung zählen. Ich werde mich mit Graf Benno in Verbindung setzen. Aber auch Sie müssen das Ihrige dazu beitragen. Sie müssen vor Allem Sich den Anschein geben, als wenn Sie von nun an geneigt wären, auf dasjenige einzugehen, was man von Ihnen wünscht; Sie müssen mit Theilnahme dem Religionsunterrichte folgen, den Ihnen der Pater ertheilt, müssen die Tractätlein lesen, die man Ihnen in die Hände gibt und Sich wohlwollend darüber äußern. Sie werden dadurch Zeit gewinnen, werden ferner dadurch erreichen, daß man Sie nicht so ängstlich beaufsichtigt, und werden endlich die günstige Gelegenheit zur Flucht ergreifen können."

In das Kloster zurückgekehrt, berichtete Dr. B. von den guten Erfolgen, die seine Ermahnungen gehabt hätten. Er trug dem Prior auf, dem Gefangenen Zeit zu lassen, ihn nicht zu drängen, ihm mehr Freiheit zu gewähren und nur auf dem Wege der liebevollen Ueberredung, nicht aber mit Gewalt gegen ihn vorzugehen. Am andern Morgen ermahnte er Joseph in Gegenwart des Priors, den mit ihm verhandelten religiösen Grundsätzen nachzudenken. Joseph versprach, sich nach den Worten des Geistlichen zu richten, und dieser kehrte nach Prag zurück.

Die Mönche fanden in der Folge den Gefangenen viel williger, auf ihre Ideen einzugehen, und priesen die Geschicklichkeit des Dr. B., der dieses Wunder vollbracht hatte. Joseph aber genoß mehr Freiheit, und sein Zustand wurde erträglicher.

In Prag angekommen, ließ Dr. B. den Grafen Benno zu sich rufen.

„Ich komme von Ihrem Bruder,“ sagte er, als der Graf bei ihm erschien.

„„Sie waren,““ fragte der Graf, „„zu ihm geschickt . . . . .““

„Um ihn zu überzeugen oder doch zu überreden, vom Judenthum zu lassen und zum Christenthume zurückzukehren.“

„„Und hatten Sie Erfolg?““

„Graf Dornbach, wie denken Sie über das Benehmen Ihres Bruders?“

„„Aufrichtig gestanden, ehrwürdiger Herr, ich bewundere seine Charakterstärke und beklage tief das Verfahren meiner Mutter.““

„Auch ich, Herr Graf, theile Ihre Ansicht, so seltsam Ihnen das scheinen mag. Auch der Kirchenfürst verfährt nur

ungern so strenge gegen Ihren Bruder; allein er kann nicht anders.“

„„Sie machen mich glücklich, ehrwürdiger Herr, durch die Theilnahme, die Sie für meinen Bruder hegen! O, stehen Sie uns bei, dem Unglücklichen zu helfen.““

„Uns? wer ist denn mit Ihnen im Bunde?“

„„Der Pflegevater meines Bruders, der Kaufmann Raphael del Monte.““

„Ah, das ist gut! Aber weder Sie, noch ich, noch del Monte – wir Alle dürfen uns nicht direkt an dem Rettungswerke betheiligen, um nicht Verdacht zu erregen.“

„„Haben Sie bereits einen Plan, hochwürdigster Herr?““

„Ich habe einen solchen. Ihren Bruder aus dem Kloster gewaltsam oder heimlich zu entführen wird unmöglich sein. Wir müssen die Flucht durch List zu bewerkstelligen suchen.“

„„Und Ihr Plan?““

„Ich habe einen Bekannten, einen alten Studienfreund, der es ganz ausgezeichnet versteht, mit Würde hohen Prälaten nachzuahmen. Er ist ein armer Teufel und wird uns gegen eine gute Belohnung zu Dienste stehen. Ich habe mich im Kloster erkundigt, Niemand kennt dort den hiesigen Kirchenfürsten. Mein Freund müßte dann, den hiesigen Kirchenfürsten vorstellend, nach Kloster Meinhardtsbrunn fahren und sich den Gefangenen ausliefern lassen. Der Plan ist gut und wird hoffentlich gelingen. Die Schwierigkeit besteht nur noch darin, dafür Sorge zu tragen, daß aus der Kanzlei des Kirchenfürsten ein Schreiben an den Prior ergehe, das ihm die Ankunft Sr. Eminenz melde.“

„„Dafür lassen Sie mich sorgen; ich habe einen in der Kanzlei des Kirchenfürsten beschäftigten Diener gewonnen, der

mir gegen eine gute Belohnung ein solches Schreiben besorgen wird.““

„Gut das. Veranlassen Sie auch del Monte, mit meinem Bekannten zugleich einen zuverlässigen, reichlich mit Geld und mit guten Pässen versehenen Mann mitzuschicken, damit Ihr Bruder mit Leichtigkeit über die Grenze entkomme. Es kann Wochen lang dauern, bis der Betrug entdeckt wird. Aber auch dann werde ich dafür Sorge tragen, daß der Kirchenfürst von jeder Verfolgung absteht.“

Graf Benno beeilte sich, diese guten Nachrichten der Familie del Monte mitzutheilen. Als darüber gesprochen wurde, wer die zuverlässige Person sein solle, der man Geld und Pässe anvertraue, da bestand Speranza darauf, daß sie diesen Posten übernehme und also thätig zur Befreiung des geliebten Bruders beitrage. Ungern nur gab Raphael seine Einwilligung; aber weder er noch Graf Benno durften sich in dieser Zeit von Prag entfernen, ohne Verdacht zu erregen, und einen Fremden wollte man nicht ins Geheimniß ziehen.

Unterdeß unterrichtete Dr. B. seinen Freund in der ihm bestimmten Rolle, und Graf Benno sorgte dafür, daß von der Kanzlei des Kirchenfürsten aus dessen bevorstehende Ankunft nach Kloster Meinhardtsbrunn gemeldet wurde.

Nach wenigen Tagen fuhr der Freund des Dr. B. in einer prachtvollen Equipage und in Begleitung von zwei Bedienten nach Meinhardtsbrunn ab. In einem leichten, mit zwei kräftigen Pferden bespannten Wägelchen fuhr auch Speranza dorthin. Eine alte bewährte Dienerin ihrer Eltern begleitete sie.

XIII.

Die Flucht.

Im Kloster Meinhardtsbrunn herrschte große Aufregung. Aus der Kanzlei des Kirchenfürsten war ein Schreiben eingelaufen, welches die baldige Ankunft dieses hohen Herrn meldete. Das ganze Kloster wurde mit Fahnen und Teppiche decorirt und die inneren Räume wurden mit Blumen geschmückt. Alle Hände waren beschäftigt, alle Köpfe voller Gedanken und Pläne, wie der hohe Herr zu ehren, was ihm für Vergnügen zu bereiten sei. Eine solche Ehre war dem Kloster seit Menschengedenken nicht zu Theil geworden. In dieser Aufregung gelang es der Jüdin, die Joseph das Essen brachte, diesem ein Zettelchen zuzustecken. Es enthielt nur die räthselhaften Worte:

„Staunen Sie über Nichts und thun Sie wie Ihnen geheißen wird.“

Jetzt bemächtigte sich auch Josephs eine große Aufregung; er merkte, daß es sich um die Ermöglichung seiner Flucht handele, sann aber vergeblich darüber nach, wie diese wohl veranstaltet werden könne.

Bald fuhr eine prächtige Equipage vor, und Seine Eminenz wurde aufs Feierlichste empfangen. Die Mönche wußten Anfangs vor lauter Devotion kaum, was sie thun sollten. Aber der Kirchenfürst war solch ein jovialer, freundlicher, gutmüthiger, derber Mann, daß sie bald Muth gewannen und auf seine heiteren Scherze eingingen. Diese freudige Stimmung steigerte sich noch bei dem reichlichen Mittagsmahl und den köstlichen Weinen, die allen Theilnehmern zu Kopfe stiegen.

Nach Tische wurde Joseph befohlen, vor Seiner Eminenz zu erscheinen.

Als Joseph in den Saal trat, in welchem die Gesellschaft den Kaffee einnahm, konnte er einen Ausruf des Erstaunens kaum unterdrücken. War das der Kirchenfürst? Man konnte sich zwischen diesem Manne und dem, welchen er vorstellen sollte, kaum einen größeren Gegensatz denken. Der Kirchenfürst war ein hoher, schlanker Mann mit intelligentem Gesichte und von vornehmem Aussehen, der circa 36 Jahre zählte, den aber ein körperliches Leiden älter erscheinen ließ. Dieser Mann aber war klein und dick, fast kugelrund, ein wohlgenährter Fünfziger. Der Kirchenfürst war immer ernst, und dieser Mann war die Heiterkeit selbst, voll derber Einfälle und Scherze. Jetzt zwinkerte er Joseph ganz eigenthümlich zu, der sich dadurch plötzlich des Mannes erinnerte. Das war ja der alte, lustige Paulmann, der in Prag die Studenten auf ihre Rigorosen vorbereitete, ein Mann von seltenen Fähigkeiten, der es aber in Folge seiner lustigen, burschikosen Lebensweise zu keiner festen Stellung hatte bringen können.

„Ei seht, da ist ja der Narr,“ rief der angebliche Kirchenfürst, als Joseph näher getreten war, „der Narr, der eine Grafenkrone und Güter im Werthe von Millionen verschmäht, um das Glück zu haben, daß man ihm „Zid“ nachrufe! Tretet näher, junger Freund! Nichts zu handeln?“

Diese Worte wurden in so komischer Weise vorgebracht, daß die Wände des Saales von dem markerschütternden Gelächter der Mönche wiedertönten.

„Freundchen,“ fuhr der angebliche Kirchenfürst zu reden fort, „wenn Sie wieder nach Prag kommen, so beehren

Sie mich mit Ihrem Besuche; ich habe ein Paar alte Hosen abzugeben. O, machen Sie nicht ein so finsteres Gesicht! Diese Hosen werden Ihnen Freud' machen; sie sind noch ziemlich gut!"

Und wiederum erscholl ein Lachen, welches das Haus erschütterte. Nein, dieser liebenswürdige hohe Herr — es war eine Lust, ihm zuzuhören!

„Doch genug des Scherzes," sagte, als das Lachen verhallt war, der vermeintliche hohe Herr, „ich höre, daß die Gelehrsamkeit und Ueberredungskunst des Dr. B. einen guten Eindruck auf Euch gemacht hat. Ihr sollt fortan immer mit ihm zusammen sein und sollt mich deshalb nach Prag begleiten."

Jetzt fing Joseph an, den Plan zu durchschauen; er begann vor Aufregung zu zittern und mußte sich die größte Mühe geben, sich zu beherrschen.

Der angebliche Kirchenfürst hatte Eile; noch an demselben Nachmittage fuhr er, von Joseph begleitet, von dannen. Die Mönche sandten dem liebenswürdigen Herrn die heißesten Segenswünsche nach; er hatte ihre Herzen im Sturm erobert.

Vor dem Wirthshause eines ziemlich entfernten Dorfes hielt der Wagen des Kirchenfürsten, der sich jetzt schon als der alte, fröhliche Paulmann entpuppt hatte. Hier wartete Josephs eine neue Ueberraschung: seine Schwester Speranza mit ihrer Dienerin. Schon stand der leichte Reisewagen bereit. Die kräftigen Pferde zogen an und liefen der Grenze des Kaiserstaates zu.

Als die Mönche sich noch von dem liebenswürdigen Kirchenfürsten unterhielten, langte eine Equipage vor den Pforten des Klosters an. Wie war es doch seit einiger

Zeit in dem sonst so einsamen Meinhardtsbrunn so lebhaft geworden! Eine vornehme Dame stieg aus und verlangte den Prior zu sprechen.

„Ehrwürdiger Vater," sagte sie, „ich bringe Euch ein Schreiben vom Kirchenfürsten; ich wünsche meinen Sohn, den Grafen von Dornbach, zu sprechen."

Der Prior stand wie erstarrt.

„Gnädige Frau," stammelte er endlich, „vor wenigen Stunden haben Se. Eminenz unser Kloster mit Hochdero Anwesenheit beglückt und haben den jungen Grafen mit sich zu nehmen geruht."

Jetzt war die Reihe zu erstaunen an der Gräfin.

„Unmöglich!" rief sie, „ich komme ja direct von Prag. Se. Eminenz können unmöglich hier gewesen sein."

„Es ist so, wie ich Ihnen sagte, gnädige Gräfin. Se. Eminenz waren sehr heiter und haben es sich hier sehr wohl sein lassen. Die Stunden verflogen uns schier bei den Scherzen des hohen Herrn!"

Das Erstaunen der Gräfin wuchs; sie hatte den Kirchenfürsten noch niemals heiter gesehen; ein Verdacht stieg in ihr auf.

„Herr Prior," sagte sie, „kannten Sie Se. Eminenz schon früher?"

„„Ich hatte heute zum ersten Male die hohe Ehre!""

„Ich bitte Sie, Herr Prior, beschreiben Sie mir die Person des Kirchenfürsten!"

„„Se. Eminenz sind zwar von hervorragendem Geiste, aber nur von kleiner Statur und wohlbeleibt.""

„Unglücklicher, Sie sind betrogen! Der Kirchenfürst ist lang und hager. Ein frecher Betrüger hat Sie hinter-

gangen, um meinen Sohn zu entführen! Der Kirchenfürst dachte nicht daran, hierherzureisen."

„„Hoho, Frau Gräfin, wir haben aber ein Schreiben aus der hochfürstlichen Kanzlei empfangen, das uns hochdessen Ankunft vorher meldete! Mit Verlaub, Madame, wer sagt mir, daß Sie die Gräfin Dornbach sind?""

„Hier das Schreiben des Kirchenfürsten und sein Siegel!"

„„Auch unser Schreiben ist mit dem fürstlichen Siegel besiegelt. Nein, Madame, uns täuschen Sie nicht. Sind Sie wirklich die Gräfin Dornbach, so reisen Sie nur nach Prag zurück, da werden Sie schon das Judenjüngelchen finden, das Sie die Ehre haben, Sohn zu nennen. Und somit Gott befohlen!""

Bei diesen Worten verließ er das Sprechzimmer, die Gräfin allein lassend. Diese hörte noch, wie er den Mönchen von dem frechen Frauenzimmer erzählte, das behaupten wollte, Se. Eminenz seien lang und hager; sie hörte noch das Lachen der Mönche und den Ausdruck ihrer Entrüstung über diese bodenlose Frechheit.

Die Gräfin hatte mit großer Freude von dem scheinbar guten Erfolge gehört, welchen Dr. B. erzielt haben wollte. Sie hatte sich gleich, mit Empfehlungsbriefen des Kirchenfürsten versehen, auf den Weg gemacht, um durch die Thränen und Bitten der Mutter das Werk der Bekehrung zu vollenden. Jetzt war ihr Sohn entflohen. Wohin? Doch wahrscheinlich nach der Grenze. Sie entschloß sich, ihm dorthin zu folgen.

XIV.

Schmerzvoller Abschied.

Ohne Unfall war Joseph mit seiner Schwester und deren Dienerin nach Dresden gekommen. Von hier aus wollte Joseph nach Hamburg reisen, um sich von da nach England zu begeben. In Dresden mußte er einige Stunden auf den Abgang des Schnellzuges warten. Nachdem er Speranza und deren Dienerin nach dem böhmischen Bahnhofe begleitet hatte, von wo sie nach Prag zurückkehrten, begab sich Joseph, der sich vollkommen sicher dünkte und an eine Verfolgung nicht dachte, in die Stadt, um noch einige für die Reise nothwendige Dinge einzukaufen.

Gräfin Dornbach hatte im nächsten Städtchen, das sie erreichte, ihre Equipage zurückgeschickt, und war mit Extrapost nach Dresden geeilt. Als sie in ein Hôtel fahren wollte, erblickte sie Joseph auf der Straße; sie ließ halten und rief ihrem Sohne, der, tief erschrocken, fast willenlos seiner Mutter ins Hôtel folgte Hier ließ sich die Gräfin ein Zimmer geben, und als sie mit Joseph allein war, rief sie:

„So bist Du dem Kloster entwichen, so willst Du das Herz der Mutter brechen, die Dich geboren hat!"

„„Frau Gräfin,"" entgegnete Joseph bitter, „„ich bin Ihr Sohn nicht mehr. Sie haben das Anrecht einer Mutter verloren. Wäre es Ihrem Willen nachgegangen, so hätte man mich im Kloster zu Tode gepeinigt.""

„Nicht doch, Du ungerathener Sohn, wolltest Du meinem Willen folgen, so würdest Du ein großer, geehrter,

geachteter, vornehmer Mann werden. Aber ein unglückliches Ereigniß, eine verkehrte Erziehung hat Dich mit unadeliger Gesinnung erfüllt!"

„„Ich danke dem allgütigen Gott dafür, daß er mich vor dem bewahrt hat, was Sie, Frau Gräfin, adelige Gesinnung nennen! Haben Sie adelige Gesinnung bewährt, als Sie meinen edlen, guten Pflegevater auf einen gänzlich unbegründeten Verdacht hin in den Kerker werfen ließen?""

„Nun, was ist's weiter, einen Juden!"

„„Sehen Sie, Frau Gräfin, das ist das Unglück, daß Sie und Ihresgleichen Juden und Bauern und Bürger nicht als Menschen achten, daß in Ihren Kreisen der Mensch erst beim Baron beginnt. Schmach über eine solche adelige Gesinnung!""

„Mein Sohn,"" sagt die Gräfin weich, „ich verzeihe Dir Deine harten Ausdrücke, Deine unedelmännische Art, zu denken und zu empfinden. Bist Du doch nicht anders erzogen worden. O, mein Kind, an dem Tage, an welchem Du mir geraubt wurdest, verlor ich meinen Gatten. In Kummer und Thränen verbrachte ich meine Tage und Nächte. Auf meinen Knien flehte ich Gott an, Dich mir wieder zu schenken. Und nun, da Gott mein heißes Gebet erhört hat, willst Du Deine Mutter verstoßen, verlassen auf immer, willst Dich von mir wenden, sagst, ich sei Deine Mutter nicht mehr? Ach, was ich Dir gethan, war vielleicht nicht recht; ich habe es ja aber nur aus heißer, mütterlicher Liebe, aus Besorgniß um Dein Seelenheil gethan! Ich war in Meinhardtsbrunn, um Dich von dort abzuholen — Du warst entflohen! O, verlaß mich nicht, mein Kind, verlaß mich nicht!"

Und die Gräfin ergriff die Hand ihres Sohnes und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Mutter," sagte Joseph erschüttert, „ich will ja gern Ihr Sohn sein; aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen meinen Glauben, meine Ueberzeugung opfere!"

Die Gräfin ließ seine Hand fahren.

„Also noch immer dieser unglückselige Wahn," rief sie erregt, „ich hatte geglaubt, Du seiest auf dem Wege der Besserung; ich sehe aber, Du bist noch ebenso verstockt wie früher."

Als Joseph schwieg, fuhr die Gräfin zu reden fort:

„So habe ich mich denn genug erniedrigt mit vergeblichem Flehen und Bitten; ich werde Dich hier verhaften und ins Kloster zurückbringen lassen."

„„Sie vergessen,"" sagte Joseph ruhig, „„daß wir uns nicht mehr in Oesterreich befinden. Hier hat Ihre Macht ein Ende!""

„So nimm meinen Fluch, Du ungehorsamer, widerspenstiger, ketzerischer Sohn. Der Fluch Deiner Mutter möge auf Dein Haupt niederfallen, Deine Tage und Stunden vergällen, Deine Nächte verbittern und den Schlaf scheuchen von Deinen Augen. Krank und elend und arm mögest Du umherirren als ein verlassener Bettler bis die Erkenntniß Dir kommt und Du reuig zu Deiner Mutter zurückkehrest!"

„„Ihr Fluch,"" entgegnete Joseph ruhig, „„schreckt mich nicht; er wird sich in Segen umwandeln; ich habe keinen Fluch verdient; ich habe gethan, was ich thun mußte. Leben Sie wohl, Frau Gräfin!""

XV.

Versöhnung.

Viele Jahre sind nach den erzählten Ereignissen vergangen. Joseph kam glücklich nach London, wo er seine Studien jedoch nicht fortsetzte, sondern ein Jahr lang in einem der ersten City-Geschäfte arbeitete. Dann kam del Monte mit den Seinen, der unterdeß seine Verbindungen in Prag gelöst und sein Vermögen flüssig gemacht hatte, nach London, und etablirte hier in Verbindung mit seinem Pflegesohne ein Bankhaus, das sich bald des besten Rufes erfreute und sich im Verlaufe weniger Jahre zu einem der ersten der Londoner City entwickelte.

Viele Jahre sind, wie gesagt, seitdem vergangen; Joseph hat seine Pflegeschwester Speranza geheirathet, und liebenswürdige, gutgeartete Söhne und Töchter sind die Freude und der Stolz der Eltern und Großeltern. In einem der vornehmsten Stadttheile Londons, in Baiswater, bewohnt die Familie ein schönes Haus mit einem herrlichen Garten, während del Monte und Joseph täglich vermittelst der unterirdischen Eisenbahn in die City fahren, wo sich das Geschäftslokal befindet.

Joseph und die Seinen sind froh und glücklich; Liebe und Eintracht verschönt ihr Leben — der Fluch der zürnenden Mutter hat sich nicht erfüllt.

Die Gräfin Dornbach lebt seitdem still, einsam und traurig. Graf Benno hat sich mit einem Fräulein aus altadeliger Familie vertheirathet; auch ihm blühen Söhne und Töchter, auch er lebt glücklich, aber die alte Gräfin nimmt

nicht Theil an dem Glücke der Ihrigen, ein tiefer Kummer nagt an ihrem Herzen; von ihrem Sohne Bruno darf auf Schloß Dornbach nie die Rede sein; sie hat die Erwähnung seines Namens aufs strengste untersagt.

Graf Benno jedoch steht mit seinem Bruder im eifrigen Briefwechsel; einmal hat er ihn sogar, freilich ohne Wissen seiner Mutter, in London besucht und sich seines Glückes gefreut. „O,“ hatte Joseph damals gesagt, „wenn ich doch gefahrlos zurückkehren könnte in mein Geburtsland, ich würde mich bemühen, meine Mutter zu versöhnen. Ich weiß, es drückt sie der Fluch, den sie so unberechtigt gegen mich ausgesprochen.“

Als Graf Benno von seiner Londoner Reise zurückkehrte, warfen die Mißhelligkeiten zwischen Oesterreich und Preußen ihre ersten Schatten auf den Frieden Europa's, der bald genug ernstlich gefährdet werden sollte. Die mörderische Schlacht bei Königgrätz ließ Oesterreich unterliegen; allein aus den Trümmern entstieg neues Leben, ein junges, freies, constitutionnelles Oesterreich; der mittelalterliche Schutt, der noch auf dem großen Kaiserstaate lag, wurde hinweggeräumt — die ernste, rechte, volle Gewissensfreiheit wurde zum Gesetz gemacht und als solches verkündet. Leute, die sich vor vielen Jahrzehnten hatten taufen lassen und, wiewohl voll Reue, dennoch in der angenommenen Religion beharren mußten, suchten den Fehler ihrer Jugend wieder gut zu machen und kehrten zum Judenthume zurück.

Als die Kunde von diesen Ereignissen zu Joseph drang, beschloß er, mit all den Seinen einen Besuch im Vaterlande zu machen; in Prag angekommen, meldete er sofort dem Bruder seine Ankunft und bat ihn, die Mutter auf seinen Besuch vorzubereiten.

An einem schönen Sommernachmittage saß Graf Benno mit seiner Familie in einer Laube des Schloßgartens. Still und in sich gekehrt saß auch die alte Gräfin dort.

„Kinder," fing Graf Benno plötzlich zu reden an, „Ihr wißt wohl gar nicht, daß Ihr noch einen Oheim habt?"

Erstaunt blickten die Kinder zu ihm auf, während seine Mutter zusammenfuhr.

„Und wo ist dieser Oheim?" fragte Arthur, der älteste Sohn.

„„Er wohnt in London,"" entgegnete Graf Benno, „„und heißt Joseph del Monte.""

„Und warum erfahren wir erst jetzt von diesem Oheim?"

„„Weil die Großmama ihm zürnt. Mutter,"" fuhr er zu dieser gewendet zu reden fort, „„wie lange noch willst Du den Haß bewahren gegen Dein Kind, das Du unter Deinem Herzen getragen?""

„Du weißt von ihm?" fragte Gräfin Agnes hastig. „O, ich hasse ihn nicht mehr, ich habe ihm längst verziehen, und der Fluch, den ich gegen ihn ausgesprochen, nagt wie ein Wurm an meinem Herzen."

„„Mutter!"" rief Graf Benno freudig, „„sei gesegnet für dieses Wort. Dein Joseph sehnt sich darnach, Dir die Hand zu küssen. Wann darf ich ihn zu Dir führen?""

„Ist er hier?"

„„Er ist hier!""

Graf Benno eilte ins Schloß und kehrte an der Hand seines Bruders zurück.

„Mutter," rief Joseph, die Hand der Gräfin ergreifend und sie an die Lippen führend, „Mutter, kannst Du mir verzeihen?"

Die Mutter schloß ihn in die Arme und weinte laut; auch Josephs Augen wurden naß, während Graf Benno und die Seinen ihrer Rührung freien Lauf ließen.

„Mein Sohn," sagte die Gräfin, „wie oft war ich im Begriffe, nach Dir zu schicken und Dich an mein Herz zu rufen, und konnte es nicht über mich gewinnen. Sei gesegnet, sei gesegnet dafür, daß Du zuerst gekommen. Ich nehme ihn zurück jenen grausigen Fluch; Gottes Segen möge kommen auf das Haupt meines Sohnes!"

Nun mußte Joseph der Mutter erzählen von Frau und Kindern und Schwiegereltern. Sie alle mußten nach Schloß Dornbach kommen, und die Gräfin segnete ihre jüdischen Enkel und Enkelinnen.

„Wie wunderbar," sagte del Monte zur Gräfin, „hat uns Gott geführt. Erinnern Sie Sich noch jenes Ballabends, da Sie erfuhren, daß ich Jude sei?"

„O," sagte die Gräfin, „in langen, einsamen, trauervollen Nächten habe ich viel nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß nicht die Religion, sondern der Stolz es war, der mein Herz mit Haß und Verachtung erfüllt hatte."

Graf Benno drang in seinen Bruder, wenigstens die Hälfte des Vermögens anzunehmen, das ihm als dem Erstgeborenen eigentlich fast ganz gehörte. Joseph weigerte sich mit Entschiedenheit.

„Gott hat mich gesegnet," sagte er, „und wenn ich mich in Böhmen ankaufen wollte, so könnte ich mit Leichtigkeit größere Güter als die Deinigen erwerben."

Auch Namen und Titel eines Grafen von Dornbach, wozu nach den neuen Gesetzen Joseph auch als Jude berechtigt war, lehnte er ab.

„Als die Frage," sagte er, „ob Graf oder Jude, an mich herantrat, da habe ich für den Juden entschieden und den Grafen zurückgewiesen; so soll es auch bleiben."

Joseph blieb mit den Seinen den ganzen Sommer in Böhmen; nur sein Schwiegervater kehrte nach wenigen Tagen nach London zurück, wo seine Anwesenheit im Geschäfte erforderlich war.

Gegen Ende des Sommers erkrankte Gräfin Agnes von Dornbach und genas nicht mehr; ehe sie starb segnete sie ihre beiden Söhne und alle ihre Enkel.

Jetzt wohnt Joseph mit seiner Familie wieder in London. Als der Erzähler dieser Geschichte im vorigen Sommer in London war und die Synagoge in Baiswater besuchte, da fiel ihm ein Herr auf, der in besonderer Andacht die Worte sprach: „Gelobt sei unser Gott, der uns zu Seiner Ehre erschaffen, und gesondert von den Irrenden, uns gegeben eine Lehre der Wahrheit und ewiges Leben gepflanzt hat in uns." Es war Joseph del Monte, dessen Geschichte wir im Vorstehenden mitgetheilt haben. —

Rabbi Elchanan.

I.

Kennst Du, lieber Leser, das goldene Mainz? Kennst Du den wundervollen Strom, der sich herabwälzt von den mächtigen Alpen, um glückliche, reichgesegnete Länder zu durchziehen, an dessen Ufern der Sonne goldener Strahl die köstlichen Weine reift — kennst Du den gewaltigen Strom, den unzählige Dichter besungen haben, kennst Du den herrlichen Rheinstrom? Bist Du noch nicht auf seinem Rücken gefahren, hast Du noch nicht hinabgeschaut in die blaßgrüne Fluth? O, komm und schaue diesen Strom und die gesegneten Fluren, durch die er fließt, die schönen, altersgrauen, und doch so jugendfrischen Städte, an denen vorüber er seine Fluthen wälzt, das silberne Straßburg, das eiserne Köln, und die Perle seiner Städte: Mainz, das goldene Mainz! Komm zu mir heute; ich will Dir aus der grauen Vorzeit eine Geschichte erzählen, die in Mainz beginnt und endet, eine Geschichte, die sicherlich wahr ist, wenn wir sie historisch auch nicht begründen können,

eine Geschichte, die sich seit acht Jahrhunderten fortgepflanzt hat von Mund zu Mund.

Mainz ist nicht allein eine schöne, es ist auch eine uralte Stadt, deren Anfang in eine Zeit fällt, da das deutsche Volk noch gar nicht in Städten zu wohnen pflegte; hier, wo der Main in den Rhein ausläuft, wo die Gebirge eine äußerst fruchtbare Ebene einschließen, wo in nächster Nähe der köstlichste Wein gedeiht, hier war es, wo die Römer feste Niederlassungen gründeten, wo Julius Cäsar eine feste Brücke über den Rhein schlug, wo Drusus ein befestigtes Lager errichtete. Auch die aus Palästina vertriebenen Söhne Juda's siedelten sich hier schon frühzeitig an, und eine große, zahlreiche jüdische Gemeinde erblühte, und sie pflegte das köstlichste Gut, das Israel mitgenommen in die Verbannung, die heilige Gotteslehre. Kurz vor dem Beginn unserer Geschichte hatte hier Rabbi Meschullam gelehrt, den man den Großen nannte, und Rabbi Gerschom, „das Licht" der über den Erdboden zerstreuten Juden, Rabbi Gerschom, dessen Einfluß ein so mächtiger war, daß er die Polygamie (Vielweiberei) bei den abendländischen Juden zu verbieten vermochte. Ein würdiger Nachfolger saß auf dem Rabbinensitze dieser großen Männer: Rabbi Schimeon, den man später den Großen nannte. Noch hatte er sich diesen Namen nicht erworben, noch waren die erhabenen Gesänge, mit denen er Gott verherrlichte, nicht in die Gebetordnung der Festtage aufgenommen, noch stand Rabbi Schimeon im jugendlichen Alter, aber schon hatte ihn sein ausgebreitetes Wissen und sein tiefer Forschergeist zum Haupte der angesehensten Gemeinde des damaligen Europa erhoben.

Rabbi Schimeon sitzt sinnend in seinem Studierzimmer; erst eben haben seine zahlreichen Schüler ihn verlassen; noch

liegen die großen Folianten des babylonischen Talmuds neben ihm; aber nicht diesem gilt sein Sinnen; der Rabbi befindet sich in einem Zustande heiliger Begeisterung; sein Auge glänzt, seine Lippen bewegen sich. Jetzt schreibt die Hand nieder, was das Herz empfunden, das Haupt gedacht, die Lippen geflüstert haben. Es ist jener wundervoll erhabene Weihegesang, die Einleitung zu den Gebeten für den zweiten Tag des Neujahrsfestes, die der Rabbi soeben niedergeschrieben hat; in ihm wird Gott als König verherrlicht, als König, der da aller Geschehenisse gedenkt und vor dem der Schofar ertönt. Leicht und doch erhaben fließt die Sprache als der tiefen Gedanken würdiges Kleid; Reim schließt sich an Reim ungezwungen an, während die einzelnen Strophen in alphabetischer Ordnung einander folgen; dabei ist der Name des Verfassers künstlich hineinverschlungen. Eben hat er das herrliche Gedicht vollendet, er durchliest es noch einmal mit zufriedenem Lächeln; da öffnet sich die Thüre, und ein wunderschönes, vierjähriges Knäblein tritt herein, geht leisen Schrittes auf den Rabbi zu und blickt auf die offendaliegende Pergamentrolle.

„Vater, lieber Vater!" ruft jubelnd das Kind, „Du hast ja meinen Namen geschrieben!" „El-chonon nachaloßau benauam lehaschpar," liest darauf der Kleine mit für sein Alter bewunderungswürdiger Fertigkeit.

Rabbi Schimeon hebt den blondlockigen Knaben auf sein Knie und küßt ihm die rosigen Wangen.

„Ja, mein Elchanan," sagt er darauf, „ich habe auch Deinen Namen in mein Gedicht verflochten. Dein Name wird mit dem meinen genannt werden, wenn Israel in heißer Andacht am Neujahrsfeste zu seinem Gotte betet.

Kannst Du die Worte, die Du so fertig gelesen, auch übersetzen?"

„„Nicht alle, mein Vater."" „„Gott hat begnadigt sein Erbtheil mit Lieblichkeit."" „„So weit weiß ich's; aber „„lehaschpar"" — das Wort kenne ich nicht.""

„Es heißt: „schön zu machen". Gott hat sein Erbtheil, sein Volk, uns Juden begnadigt, uns unser Loos lieblich und schön zu gestalten. Er hat uns erwählt aus allen Völkern, auf daß wir Ihm angehören. O, mein Kind, wann immer Du Deinen Namen nennen hörst, so erinnere Dich dieser Worte."

Und der Knabe nahm das Pergament aus seines Vaters Hand und wiederholte vielmal die Worte: „El-chonon nachaloßau benauam lehaschpar!" und der Vater sah ihm zu mit freudigem, hoffnungsreichen Lächeln, mit gerechtem Stolze.

„Vater," sagt endlich Elchanan, „ich weiß sie jetzt auswendig, die fünf Worte, ich werde sie nie vergessen; aber auch die Erklärung habe ich mir gemerkt!" —

Gerührt schließt der glückliche Vater sein reichbegabtes Kind in die Arme. —

II.

Im Hause Rabbi Schimeon's herrscht Trauer und Sorge. Elchanan ist erkrankt, ist bedenklich erkrankt; an seinem Bettchen sitzen Vater und Mutter und weinen. Margaretha, die treue Wärterin, reicht dem Kinde den kühlen Trank, den Rabbi Nathan, der Arzt, verschrieben hat.

Das Kind hat starkes Fieber; seine Stirne glüht, und unruhig wirft es sich hin und her. Bald phantasirt es von seinen Spielgenossen, bald von Vater und Mutter und Geschwistern; dann ruft es heftig die Wärterin, und da diese zu ihm herantritt, stößt es sie hinweg und stöhnt wie von furchtbarer Angst gepeinigt. Endlich sinkt es in sein Bett zurück und ruht eine Zeit lang. Dann erhebt es sich wieder und ruft mit lauter Stimme: „El-chonon nachaloßau benauam lehaschpar!“ — In diesem Augenblicke ist Rabbi Nathan, der Arzt, eingetreten; verwundert hört er den Ausruf des Kindes und sieht fragend Rabbi Schimeon an. „Es ist ein Vers aus einem Gedichte, das ich für das Neujahrsfest gedichtet habe; er kam zufällig dazu und freute sich, seinen Namen darin zu finden,“ sagte erklärend der Rabbi.

Rabbi Nathan schüttelte das Haupt. „Ich habe es Euch schon oft gesagt, Rabbi,“ sprach er, „Ihr strengt das Kind zu früh an. So junge Kinder sollten sich noch ganz hingeben dem kindlichen Spiele, bis sich der Körper mehr entwickelt hat.“ — Dann trat er an das Bett des kleinen Kranken und schüttelte abermals das Haupt.

„Das Kind ist sehr krank,“ sprach er langsam, „und bedarf der sorgfältigsten Pflege. Man darf es nicht einen Augenblick allein lassen. Das Fieber wird noch neun Tage lang zunehmen. Erst dann wird die Entscheidung eintreten. Aber Ihr dürft nicht alle drei an seinem Bette wachen. Ihr müßt abwechseln, sonst könnt auch Ihr es nicht ertragen.“

„Der Rabbi darf nicht wachen,“ sprach da die Mutter; „er durchwacht ohnedies so manche Nacht und denkt und lehrt und schreibt fast ununterbrochen. Aber Marga-

retha und ich, wir werden abwechselnd unser theures Kind pflegen."

Der Arzt ging; Rabbi Schimeon wurde in sein Studierzimmer gerufen, da eine religiöse Anfrage seiner Entscheidung harrte. Unterdeß war es Abend geworden, und Margaretha bat ihre Gebieterin, nunmehr einige Stunden der Ruhe zu pflegen, indem sie ihr versprach, sie nach Mitternacht zu wecken. Die Mutter trennte sich ungern von ihrem kranken Kinde, allein sie sah die Nothwendigkeit ein; sie legte sich jetzt zur Ruhe, um später mit erneuter Kraft wachen zu können.

Nunmehr saß Margaretha allein im Krankenzimmer. „Armes Kind," sprach sie vor sich hin, als der Knabe in einen unruhigen Schlummer verfiel, „armes Kind, mußt so jung sterben und bist doch so schön und so klug, und kommst auch nicht ins Himmelreich, denn du bist ja ein Judenkind! Und ich hab' dich so lieb, ach, könnt' ich dich retten!" Und Margaretha fing an bitterlich zu weinen und schluchzte so laut, daß Elchanan erwachte und wieder zu phantasiren begann. Margaretha wollte ihn beruhigen und ihm die lindernde Arznei reichen; aber das Kind stieß sie hinweg. Die Wärterin liebkoste es, rief es mit den zärtlichsten Namen, allein das Kind ließ sich nicht beruhigen. Da trat der Rabbi herein; sogleich war das Kind still, erhob sich und rief: „El-chonon nachaloßau benauam lehaschpar!" Der Rabbi beugte sich über sein Kind und bedeckte es mit Küssen; Thränen rieselten ihm die Wangen herab; aber das Kind ward ruhiger, und als nun die Mutter kam, um ihren Wacht-Dienst wieder anzutreten, schien sich die Wuth der Krankheit gebrochen zu haben. Auch der Arzt fand am anderen Tage das Kind besser, erklärte jedoch, daß er erst

am neunten Tage darüber entscheiden könne, ob alle Gefahr vorüber sei.

III.

Es war an einem Sonntag-Morgen; aus der Liebfrauenkirche strömte die Beterschaar; nur Wenige waren in der Kirche zurückgeblieben, um zu beichten; unter ihnen Margaretha. Als sie sich vor dem Beichtstuhle befand, erzählte sie dem Pater Thomas, ihrem Beichtiger, von der Krankheit ihres Pfleglings und von ihrem Schmerze darob, daß das von ihr so heißgeliebte Kind in die Hölle kommen müsse, da es doch ein Judenkind sei . . . . Als Margaretha den Beichtstuhl verließ, war sie überaus heiter. Wodurch hatte sie der Priester so zu erheitern gewußt?

Noch immer schwebte Elchanan zwischen Tod und Leben. Da kam die neunte Nacht der Krankheit heran; die Mutter wachte am Bette des Kindes; Rabbi Schimeon saß in seinem Studierzimmer und war beim aufgeschlagenen Talmud eingeschlafen. Er mußte wohl sehr angenehm träumen, denn ein seliges Lächeln umspielte seine Lippen. Als er erwachte, schloß er das aufgeschlagene Buch, eilte zu seiner Gattin und rief freudig: „Bella, unser Kind wird nicht sterben!“

Sie sah ihn fragend an; er aber setzte sich neben sie und sagte: „O höre, welch wundervoller Traum mir eben die Zukunft enthüllt hat. Uebermüdet war ich am aufgeschlagenen Talmud eingeschlummert; die Buchstaben und Worte tanzten vor meinen Augen, und die Buchstaben nahmen die Gestalt an, die ihr Name bedeutet. Da stand das

Aleph als Fürst mit dem Herrscherstabe in der Hand, der ganzen Schaar gebietend, und das Beth wurde zu einem großen, schönen Hause, zu einem Palaste, wie ich solche in Italien gesehen, und das Gimmel reckte als Kameel weithinaus seinen Hals, und das Daleth ward zur Pforte des Palastes, und ein Arm streckte sich heraus mit geballter Hand, das war das Jod, und das Peh lächelte mir zu als ein freundlicher Mund; dagegen stieg drohend das Sajin als Waffe empor, und die ganze Schaar schwirrte wild durcheinander und faßte mich dann und führte mich weit, weit hinweg in ein schönes, sonniges Land; da stellte sich das Beth auf als ein schöner Palast, durch dessen Pforte wir allesammt zogen, bis wir in einen reichgeschmückten Saal gelangten, wo auf goldenem Throne ein mit einer dreifachen Krone geschmückter Herrscher saß. Um diesen standen viele vornehme Männer, das Haupt demuthsvoll beugend, und Einer nach dem Anderen küßten sie dem Herrscher den Fuß; aber die Buchstaben verneigten sich nicht. Und als ich dem Herrscher ins Angesicht schaute, da war es unser Elchanan; aber zugleich erschrak ich heftig, denn auf seiner Brust hing ein großes, goldenes Kreuz, und jammernd rief ich: „Elchanan, Elchanan!“ Da sprang der Fürst von seinem Throne und schleuderte weit hinweg das goldene Kreuz, und fiel in meine ausgebreiteten Arme und bedeckte mein Gesicht mit Küssen. Dann umringten uns Beide die Buchstaben, erfaßten uns und führten uns hieher nach Mainz. Hier war auf dem Marktplatz ein großer Thron errichtet mit 72 Stufen, derart wie uns die Weisen den Thron Salomo's beschreiben. Auf jeder Stufe saßen goldene Löwen, die mit lauter Stimme brüllten, und goldene Adler, die ihre Fittige heftig aneinander schlugen.

Und Elchanan nahm die dreifache Krone von seinem Haupte und schleuderte sie weit hinweg, bis in den Rhein, wo sie mit lautem Geplätscher versank. Dann betrat er muthig die Stufen des Thrones, und die Löwen leckten ihm die Hände und die Adler legten sich ihm zu Füßen; als er nun oben auf dem Throne angelangt war, da kamen zahllose Schaaren von Engeln vom Himmel herab, und ein Engel hatte eine aus Sonnenstrahlen gewobene Krone in seiner Hand, die drückte er unserem von Licht umflossenem Sohne auf das Haupt, und die Engel brachen in den Jubelruf aus: „Also geschehe dem Manne, den der König der Könige ehren will!" — Da erwachte ich und schloß die Gemara und eilte zu Dir. Glaube es, Liebe, unser Elchanan wird genesen. Gott hat ihn zu hohen Ehren berufen."

„„Gottes Wille geschehe!"" sprach die fromme Mutter und beugte sich über ihr Kind; das aber lag im ruhigen Schlummer, sanft und gleichmäßig athmend. — Als es am Morgen erwachte, saß Rabbi Nathan, der Arzt, am Bette des kleinen Kranken; er ergriff dessen Händchen und hielt es lange in der seinen. Dann sprach er feierlich: „Gelobt sei Der, welcher die Kranken heilt. Die Krisis ist vorüber, das Kind ist genesen!"

IV.

Viele Tage mußte Elchanan noch im Bettchen bleiben, und Margaretha pflegte sein mit der aufopferndsten Liebe und Hingebung. Wer sie jetzt beobachtete, konnte bemerken, daß ihr Benehmen gegen das Kind ein wesentlich anderes

geworden war. Hatte sie es früher schon lieb gehabt, so bediente sie es jetzt mit einer religiösen Andacht; fast konnte sie nicht leiden, daß die Eltern oder andere Verwandte und Freunde sich dem Kinde näherten; sie war eifersüchtig auf jede Dienstleistung. Ihr eigenthümliches Benehmen entging ihrer Gebieterin nicht; allein diese war geneigt, darin einen krankhaften Zustand zu erblicken, der wohl eine Folge der Ueberanstrengung sein konnte. Der wahre Grund von Margaretha's sonderbarem Betragen war aber ganz wo anders zu suchen. Als sie an jenem Sonntage ihrem Beichtiger ihr Leid geklagt, daß ihr Liebling sterben und als Judenknabe in die Hölle kommen würde, da hatte ihr jener den Rath gegeben, durch die Taufe die arme Seele vor der Höllenqual zu bewahren; Margaretha war seinem Rathe gefolgt und glaubte nicht anders, als daß die Taufe das Kind vom Tode errettet habe. Von dem Augenblicke an betrachtete sie den Knaben als ihr Eigenthum, und all ihr Sinnen ging darauf hin, das Kind seinen Eltern zu entreißen und es in der christlichen Religion erziehen zu lassen.

So war das Neujahrsfest herangekommen; Alles war in die Synagoge gegangen, um die Schofartöne zu hören; nur Elchanan hatte bei Margaretha zu Hause bleiben müssen, weil er das Zimmer noch nicht verlassen durfte. Da öffnete Margaretha das Hinterpförtchen des Hauses; vermummte Männer kamen herein, ergriffen den vor Schreck erstarrten Elchanan und banden ihm mit einem Tuche den Mund zu; einer von ihnen nahm den schmächtigen, von der Krankheit her abgemagerten Knaben auf den Arm; dann entfernten sie sich, lautlos, wie sie gekommen waren. Margaretha schloß das Hinterpförtchen wieder; dann aber kam

die Reue über das, was sie gethan hatte. Sie brach in lautes Weinen aus, warf sich auf die Erde, raufte sich das Haar aus, klagte sich des Undanks an und rief alle Strafen des Himmels auf ihr Haupt herab. Gleich darauf jubelte sie wieder vor Freude bei dem Gedanken, daß Elchanan nunmehr für den Himmel gewonnen sei; dann weinte und schluchzte und jammerte sie wieder.

In feierlich-freudiger Stimmung kam Rabbi Schimeon mit den Seinen aus der Synagoge. Als sie ins Zimmer traten, lag Margaretha ausgestreckt auf dem Fußboden mit zerrauftem Haar und zerkratzten Wangen.

„Um Gott," rief Bella, „Margaretha steh auf! Wo ist Elchanan, mein Kind?"

Margaretha stand nicht auf und antwortete nicht. Man schickte nach Rabbi Nathan, dem Arzte; man rief nach Elchanan im ganzen Hause, man erhielt keine Antwort. Der Arzt kam, er fand Margaretha bedenklich erkrankt; man brachte die Bewußtlose ins Bett. Unausgesetzt suchte man den verschwundenen Knaben; er blieb verschwunden. Bald hatte sich die Schreckenskunde in der ganzen Gemeinde verbreitet. Alles machte sich auf, das in so räthselhafter Weise verschwundene Kind zu suchen. Dem Bürgermeister, selbst dem Erzbischof wurde die Anzeige gemacht; Alles wurde aufgeboten, eine Belohnung wurde ausgesetzt, Boten wurden in die Umgegend gesandt — Elchanan blieb spurlos verschwunden; die Einzige, die hätte Auskunft geben können. erlangte ihr Bewußtsein nicht wieder: Margaretha war geisteskrank geworden; auf alle Bitten und Fragen erfolgte nur ein blödes Lächeln.

Als man am zweiten Tage des Neujahrfestes in der Synagoge die von Rabbi Schimeon neuverfaßte Hymne

betete, als dann der Vorsänger an die Strophe gelangte, die mit den Worten beginnt: „El-chonon nachaloßau be-nauam lehaschpar,“ da brach der Rabbi in lautes Weinen aus, sein Jammergeschrei übertönte die Stimme des Vorbeters, und die ganze Gemeinde weinte mit ihm, kein Auge blieb thränenleer; droben aber in der Frauensynagoge war Bella ohnmächtig niedergesunken, und lange währte es, bis ihr das Leben zurückkehrte.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes hatte sich Rabbi Schimeon so weit gefaßt, daß er sein Weib trösten konnte. Seine unbegrenzte Frömmigkeit half ihm das schwere Unglück ertragen; auch Bella fand endlich Trost durch das überzeugungsvolle Gottvertrauen ihres Gatten; Elchanan aber blieb spurlos verschwunden. —

V.

Den vermummten Männern war es gelungen, Elchanan unbemerkt nach dem Kloster auf dem Jacobsberge zu bringen. Das kaum genesene Kind jammerte und weinte unaufhörlich; Pater Thomas, der Beichtvater Margaretha's, der den ganzen Menschenraub angeordnet hatte, ließ den Knaben in seine Zelle bringen. Die erst unlängst gehobene Krankheit kehrte mit verdoppelter Wuth zurück; beinahe hätte sie den Pater Thomas um die Frucht seiner Anstrengungen gebracht. Dieser ließ es an sorgfältiger Pflege nicht fehlen, bis die gute Natur des Knaben obsiegte und sich derselbe langsam erholte. Als nach vielen, langandauernden Fieberphantasien das Bewußtsein wiederkehrte,

hatte das Kind die Erinnerung an die Vergangenheit gänzlich verloren. Pater Thomas, äußerst liebevoll und zärtlich gegen den Knaben, den er von nun an „Felix" nannte, gewann dessen ganzes Vertrauen.

Als Felix gänzlich wiederhergestellt war, brachte ihn Pater Thomas nach Bamberg in das dortige Jakobsstift. Die sogfältigste Nachforschung hätte den Sohn des Mainzer Rabbiners nicht hier gesucht oder gar gefunden. Felix ward bald der Liebling sämmtlicher Mönche; sie lehrten ihn, was sie nur wußten, und der Lerneifer, die wunderbare Fassungskraft, das merkwürdige Gedächtniß des Knaben setzten seine Lehrer nicht wenig in Erstaunen. Mit sieben Jahren hatte Felix die lateinische Sprache derart inne, daß er fertig lateinisch sprach und schrieb. Das war aber auch Alles, was er im Kloster zu Bamberg hatte lernen können: der Prior, stolz auf diesen Zögling, brachte ihn selbst nach Rom. Auch hier setzte der Knabe Alles in Erstaunen; er wurde dem Pabste vorgestellt und von diesem den berühmtesten Gelehrten zur ferneren Ausbildung übergeben.

Um diese Zeit sollte das Pabstthum seine größte Macht entfalten, die es über Kaiser und Könige hinweghob und die Nachfolger Petri befähigte, die mächtigsten Herrscher durch den Bannstrahl oder dessen Androhung ihrem Willen gefügig zu machen. Hildebrand, ein Benedictinermönch, ein Mann von unbegrenztem Ehrgeiz und als vertrauter Freund des Erzbischofs Laurentius von Amalfi von großem Einfluß, nahm sich ganz besonders des Wunderknaben Felix an; er wollte sich denselben zu einem geschickten Werkzeuge erziehen. So wuchs denn Felix mitten im Getriebe des reichbewegten päbstlichen Hofes heran, in allen Wissenschaf-

ten und Künsten erfahren. Als Felix das achtzehnte Jahr erreicht hatte, bestieg sein Gönner Hildebrand unter dem Namen „Gregor VII." den päbstlichen Stuhl. Jetzt begann eine bewegte Zeit. Was dem Mönche Hildebrand als seines Lebens Zweck vorgeschwebt hatte, wollte er als Pabst Gregor ausführen. Eine Theokratie sollte gegründet werden; der Pabst sollte als Stellvertreter Gottes auf Erden der oberste Richter sein nicht allein in kirchlichen, sondern auch in allen politischen Dingen. Zu diesem Zwecke bedurfte er eines mächtigen, über die ganze Erde verbreiteten Heeres. Ein solches Heer bot sich dem Pabste in den zahlreichen, überall den größten Einfluß übenden Geistlichen dar; allein diese waren wiederum durch Weib und Kind von den weltlichen Herrschern, von den Grafen, Fürsten, Herzögen, Königen und dem Kaiser abhängig. Wenn erst die Geistlichen, wie längst schon die Mönche, allein und einsam stehen würden, wenn weder Weib noch Kind ihnen irgendwelche Rücksicht auflegten, dann würden sie, vollkommen unabhängig, ihr einziges Heil in der Kirche suchen und finden und zu jener Organisation befähigt sein, durch welche die gesammte katholische Kirche sich zu einem einzigen Körper gestalten würde, dessen Haupt der Pabst in Rom. Das war der große Plan Gregors des Siebenten, und daher verfügte er sofort nach seiner Thronbesteigung das Coelibat. Ein Schrei des Unwillens ging durch die ganze katholische Kirche; Tausende verheiratheter Weltpriester sollten sich von ihren Weibern trennen oder durch Mönche aus ihren Aemtern verdrängt werden. An vielen Orten kam es zur förmlichen Auflehnung gegen die Verordnung des Pabstes; namentlich war in Deutschland die Aufregung groß. Aber Gregor war nicht der Mann, sich von dem abbringen zu

lassen, was er als recht und nutzbringend erkannt hatte. Ueberallhin sandte er Sendboten, die mit Güte und Gewalt der päbstlichen Verordnung Gehorsam verschaffen sollten. Den Befähigtsten unter seinen Vertrauten, den jungen Pater Felix, hatte er zu dem schwierigsten Geschäfte, zur Beruhigung und Unterwerfung der deutschen Geistlichen, ausersehen.

VI.

Felix entledigte sich seines schwierigen Auftrages aufs Beste. Wohin er kam, wußte er die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Die Oberhirten, die Bischöfe und Erzbischöfe, konnten kaum die Zeit seiner Ankunft erwarten. Ueberall versammelte Felix die Geistlichen, legte ihnen die hohen Pläne und reinen Absichten des Pabstes dar, schilderte ihnen die große Zukunft der Kirche, setzte auseinander, wie der Geist sich vom Fleische loslösen müßte, um dieses zu beherrschen, kurz, er erlangte Erfolge, wie man sie kaum zu erhoffen gewagt hatte. Die Berichte der Kirchenfürsten, die diese nach Rom sandten, erhoben den päbstlichen Nuntius bis in den Himmel, und der Pabst wußte diese Verdienste zu belohnen. Noch während seiner Reise erstieg Felix die geistliche Climax und wurde von Amt zu Amt, von Würde zu Würde befördert. Um diese Zeit begannen die Streitigkeiten zwischen dem Pabst und dem Kaiser; nun galt es, die deutschen Fürsten zum Abfalle von ihrem Herrn zu bewegen; auch darin leistete Felix gute Dienste, die ihm nicht minder belohnt wurden. In Lands-

hut erhielt er die Berufung zum Bischof von Roveredo, zugleich mit der Weisung, seine Reise durch Deutschland nicht zu unterbrechen; zwei Jahre nachher bekam er in Trier die Nachricht, daß er zum Erzbischof von Ravenna erwählt sei. Schon im folgenden Jahre sandte ihm der Pabst den Kardinalshut nach Braunschweig. Der 25jährige Priester hatte eine Höhe erstiegen, zu der nur die wenigsten Priester und da erst im Greisenalter hinanklimmen; zugleich rief ihn ein Auftrag des Pabstes nach dem Süden Deutschlands.

Der Bischof von Regensburg erwartete den päbstlichen Gesandten mit Ungeduld. Kaiser Heinrich IV. hatte sich von seiner tiefen Demüthigung erholt, hatte seine Freunde um sich gesammelt und den Gegenkaiser Rudolph von Schwaben besiegt. Der Stern Gregors begann zu erbleichen, und die Freunde und Anhänger desselben machten die verzweifeltsten Anstrengungen, das Glück wiederum auf ihre Seite zu bringen; eine Versammlung derselben sollte in Regensburg stattfinden In der Nähe von Regensburg hielt der Wagen des Cardinals plötzlich an; ein Jude hatte sich vor die Pferde gestürzt. Felix ließ ihn vor sich führen. „Rettet mein Kind, gnädigster Herr!“ rief verzweiflungsvoll der Jude. „Ich heiße Meschullam und wohne in Regensburg. Auf meiner Reise nach Bamberg haben mich die Knechte des Ritters von Rothenfels überfallen und haben mir mein Geld, meine Waaren und meine Tochter geraubt. O, gnädiger Herr, erbarmt Euch meiner! Seit einem halben Jahre flehe ich überall vergeblich um Hilfe. Da hörte ich von Euch, daß Ihr so gut seid und so liebreich gegen die Armen. In der Stadt wäre ich nicht zu Euch gelangt, deßhalb zog ich Euch hierher entgegen. Habt Mitleid mit

einem unglücklichen Vater!" — Felix hieß ihn zu sich in den Wagen steigen und ließ sich alle Umstände genau erzählen. Der Ritter von Rothenfels war ein Parteigänger des Kaisers und lebte in offener Fehde mit dem Bischof von Regensburg, unter dessen Botmäßigkeit die Juden der Stadt standen. Dieser aber hatte jetzt Anderes zu thun als des Juden Tochter zurückzuerobern. Felix versprach, Meschullam zu helfen, wenn es ihm möglich sei.

Viele Fürsten, geistliche und weltliche Herren, waren in Regensburg versammelt. Felix begeisterte sie Alle für die Sache des Pabstes. Während der Kaiser nach Italien zog, brach in Deutschland der Aufruhr an allen Enden aus; die Anhänger des Kaisers wurden geschlagen und zerstreut; auch die Burg Rothenfels wurde gebrochen, und Felix führte selbst die befreite zwölfjährige Rahel ihren glücklichen Eltern zu.

Von Regensburg zog Felix nach Bamberg. Welch ein Jubel herrschte in dem Jakobsstifte, als in Begleitung des Bischofs der allverehrte Cardinal den greisen Prior von St. Jakob aufsuchte und sich ihm als den ehemaligen Zögling des Klosters zu erkennen gab. Felix nahm seine Wohnung im Kloster, wodurch sich die Mönche nicht wenig geschmeichelt fühlten. Als er eines Tages mit dem Prior allein sich befand, nahm er die Gelegenheit wahr, denselben über seine Herkunft zu befragen.

„Ihr habt mich," sagte er, „als kleines, siebenjähriges Kind nach Rom gebracht. Ihr müßt doch wissen, ehrwürdiger Vater, von wem Ihr mich empfangen habt."

„„Gnädigster Herr,"" antwortete der Prior, „„ein Mönch aus Mainz, Namens Thomas, hat Euch zu uns gebracht. Er that sehr geheimnißvoll, und wir fragten nicht

lange. Gar häufig werden uns Kinder zugeführt, deren Herkunft wir nie erfahren; wir erziehen dieselben zu Geistlichen und forschen nicht weiter nach. Ich denke mir, daß Ihr der Sohn eines hohen Herrn seid, der Eure Geburt geheim halten wollte.""

Das Gesicht des Cardinals verfinsterte sich; ihm war der Gedanke, daß seine Geburt eine illegitime sein sollte, unerträglich. „Ich werde nach Mainz gehen," dachte er, „und die Wahrheit erforschen."

Allein noch an demselben Tage erhielt er Depeschen vom Pabst, in denen seine schleunige Rückkehr nach Rom verlangt wurde.

VII.

Unterdeß hatte der Kaiser einen Erfolg nach dem andern errungen; siegreich hatte er Oberitalien durchzogen, hatte Rom erobert und würde seinen Feind Gregor gefangen genommen haben; allein der Normannenherzog Robert Guiscard befreite den in der Engelsburg belagerten Pabst und führte ihn mit sich nach Salerno. Felix hatte treu ausgehalten bei seinem Freunde und ehemaligem Gönner; er verließ ihn auch im Unglück nicht und folgte ihm in die Verbannung. Aber Gregors Kraft war durch die rasch hereinbrechenden Leiden gebrochen; eine zerstörende Krankheit bemächtigte sich seiner; er starb mit den Worten: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Böse; darum sterbe ich in der Verbannung." — Vor seinem Tode hatte er

seine Anhänger um sich versammelt und seinen getreuen Felix zu seinem Nachfolger empfohlen.

Nach dem Tode Gregors kehrten die Cardinäle nach Rom zurück und vollzogen den letzten Willen des verstorbenen Pabstes. Unter dem Namen Victor VI. bestieg der Sohn des Mainzer Rabbi den päbstlichen Stuhl.

Wie glücklich würden sich Tausende und aber Tausende an der Stelle des kaum dreißigjährigen Pabstes geschätzt haben! Es war der höchste Gipfel der Macht, des Ansehens und der Ehre, den der Neuerwählte erstiegen hatte. Des Pabstes Fuß küßten die mächtigsten Fürsten; er herrschte über Kaiser und Könige! ein großer Theil der bewohnten Erde lag ihm demüthig zu Füßen. Allein der junge Pabst war nicht glücklich; ihm fehlte der Glaube an das, was er selbst verkündete und lehrte. Die heilige Scheu, die ehrerbietige Hingebung für das, was ihm als heilig gelehrt worden, war längst von ihm gewichen; er war zu tief eingeweiht in das weltliche Getriebe, in das Vorherrschen der menschlichen Leidenschaften am päbstlichen Hofe damaliger Zeit, als daß ihn dasjenige hätte blenden können, was der großen Menge imponirte. Ueberdieß hatte Pabst Victor sich tiefen Studien ergeben; er hatte die Bibel in der Ursprache gelesen, was in jener Zeit nur wenige christliche Gelehrte von sich rühmen konnten. Zur hebräischen Bibel flüchtete er in den Stunden der größten Aufregung, der entsetzlichsten Gewissenspein; hier suchte er Trost und Frieden. Pabst Victor glaubte nicht an die Mysterien der christlichen Kirche; ernstes Nachdenken hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß das Wesentlichste des Christenthums den heiligen Büchern der Hebräer entnommen sei; sein durch und durch philosophisch gebildeter Geist konnte

nicht lassen von dem Glauben an den einig-einzigen Gott, wie ihn die Mosaïsche Religion lehrt. — Belauschen wir den Papst in seinem Gemache, wo er einsam vor der hebräischen Bibel sitzt.

„Schmang Jisrael," liest er leise, „Haschem Elodenu, Haschem echad! Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig." — „Wie mich das anheimelt gleich einer Kunde aus vergangenen Tagen! Fast möchte ich dieses Gefühl der Erinnerung zuschreiben, möchte glauben, daß ich nach Plato's Lehre als noch Ungeborener, als noch mit dem Körper unbehafteter Geist in des Himmels Höhen die „Ideen" schaute, daß die obengelesene Formel mir aus der Seelen Tiefen emporsteigt. O, wer diese Räthsel zu lösen vermöchte! Allein, was plage ich mich mit dem Forschen nach Uebersinnlichem; habe ich doch das Geheimniß der eigenen Geburt noch nicht zu enthüllen vermocht. Ich werde nach Mainz schreiben und mich nach jenem Pater Thomas erkundigen." —

Der Pabst verfiel in tiefes Sinnen, aus dem ihn erst das Erscheinen eines Dieners aufrüttelte.

„Heiliger Vater," sprach dieser, „ein deutscher Mönch wünscht Euch in wichtiger Angelegenheit zu sprechen, und zwar allein zu sprechen."

„„Aus welcher Stadt, aus welchem Kloster, und wie ist sein Name?""

„Er sagt, er heiße Thomas und sei aus Mainz, ein Pater aus St. Jakob."

„„Pater Thomas aus Mainz!"" rief erstaunt der Pabst. „„Führe ihn eilends herein und sorge dafür, daß wir ungestört bleiben.""

VIII.

Der Pabst zitterte vor Aufregung, als Pater Thomas hereintrat. Sechsundzwanzig Jahre waren vergangen, seit dem Tage, da Thomas den vierjährigen Elchanan hatte in seine Zelle bringen lassen. Welche gewichtigen Ereignisse waren seitdem über die Welt gekommen, welch ein Wechsel im Geschicke des Mannes, vor den jetzt der Pater aus Mainz trat!

Als Thomas den Fuß des Pabstes geküßt hatte, war er keines Wortes mächtig. Der Pabst musterte indessen aufmerksam die Gestalt des Mannes, von dem er Aufschluß über seine Herkunft erhalten sollte oder vielmehr zu erhalten hoffte. Pater Thomas war ein Greis geworden; der schneeweiße Bart floß lang auf seine Brust hernieder. Seine Züge hatten durchaus nichts Ungewöhnliches, nichts, was unter anderen Umständen dem Pabste hätte Interesse einflößen können.

„Ihr wolltet mich allein sprechen, Thomas?" unterbrach endlich der Pabst die Stille.

„„Wohl, heiliger Vater! Ich war nach langer Zeit einmal wieder in Bamberg, meiner Vaterstadt; da erzählte mir der alte Prior von St. Jakob, wie wunderbar sich das Geschick des Knaben gestaltet habe, den ich vor sechsundzwanzig Jahren dem Stifte übergeben hatte; er vertraute mir auch, daß Ihr vor Begierde brennet, das Geheimniß Eurer Herkunft zu erkunden. Da habe ich mich sogleich auf den Weg nach Rom gemacht in der Hoffnung, von Euch reichen Lohn zu empfangen."

„„Der soll Euch nicht fehlen! Erzählet!“

Und Thomas erzählte dem mit gespannter Aufmerksamkeit horchenden Pabste; er nannte ihm Rabbi Schimeon, den großen Rabbinen, der des Pabstes Vater, er erzählte von der im Wahnsinn verstorbenen Margaretha, von der Krankheit des Knaben, von der heimlichen Taufe und von der Entführung desselben bis zu der Wegführung nach Bamberg. Lautlos hörte der Pabst ihm zu; als Thomas geendet hatte, verfiel der Fürst der Kirche in tiefes und langdauerndes Nachdenken. „Ach,“ rief er endlich, „wie wird mir nun so Manches klar in meinem Leben und Denken!“ Dann trat er dicht vor Thomas hin und fragte ihn streng: „Habt Ihr niemals Reue empfunden über den Raub, den Ihr begangen an Vater und Mutter, nicht Reue darüber, daß Ihr das Kind, das bewußtlose Kind der Bestimmung entzogen habt, die Gott ihm gegeben hatte?“

„„Reue?““ fragte Thomas erstaunt, „„Reue? Ihr beliebet mit Eurem niederen Knechte zu scherzen, heiliger Vater! Habe ich Euch doch der Hölle entzogen und dem Himmel gewonnen, seid Ihr doch schon ein Heiliger auf Erden geworden! O, nimmer habe ich ein besseres Werk gethan!““

„Mit dem Wahne läßt sich nicht streiten,“ sprach Victor leise vor sich hin; „man kann ihm kaum grollen.“

„Hört,“ fuhr er lauter redend fort, „Ich will Euch reichlich belohnen; doch sagt mir zuvor: kennt Jemand außer Euch meine Herkunft?“

„„Niemand.““

„So schwöret mir, sie auch künftighin Niemandem zu verrathen.“

Als Thomas den Schwur geleistet hatte, ließ ihm der

Pabst eine große Summe Geldes auszahlen und verlieh ihm eine gerade erledigte, reiche Pfründe in der Bamberger Diöcese. Dankbar küßte Thomas dem Pabste den Fuß und reiste dann seiner neuen Heimath zu.

Pabst Victor hatte keine ruhige Stunde mehr; die heißeste Sehnsucht nach seinen Eltern hatte ihn ergriffen. Doch wie zu ihnen gelangen? Konnte, durfte der Pabst Rom oder gar Italien verlassen? Und wenn er den Rabbi zu sich kommen ließ, mußte das nicht Verdacht erregen? Von allen Seiten schon forschte man nach seiner Herkunft; er selbst hatte dafür sorgen lassen, verschiedentliche Erzählungen zu verbreiten, die ihn bald einem deutschen, bald einem italienischen adligen Geschlechte entsprossen sein ließen. Mußte er nicht Alles zu vermeiden suchen, was der Neugier und dem Neide auf die rechte Spur hätte helfen können? Aber die Sehnsucht nach den Eltern wurde von Tag zu Tage stärker; endlich entschloß sich der Pabst, durch eine harte Verordnung gegen die Mainzer Judenschaft diese zu veranlassen, ihren Rabbinen als Bittsteller an den päbstlichen Hof zu senden.

IX.

Einige Wochen waren verflossen, seitdem der Pabst den obenerwähnten Entschluß gefaßt hatte, als der Rabbiner und die Vorsteher der israelitischen Gemeinde zu Mainz in das erzbischöfliche Palais beschieden wurden.

„Ich habe Euch,“ sprach der Erzbischof, „einen Befehl des heiligen Vaters zu Rom zu verkünden. Der Pabst

verbietet Euch, künftighin den Sabbat zu feiern, Eure Kinder zu beschneiden und das Mikwah zu benützen. Solltet Ihr jedoch Euch dieser Anordnung nicht fügen wollen, so sollen der Rabbi und zwei Vorsteher der Gemeinde nach Rom reisen und vor dem Pabste die Nothwendigkeit der erwähnten Religionsvorschriften erweisen; bis zu Eurer Rückkehr wird die Verordnung des Pabstes nicht in Kraft treten."

Die Männer erschraken nicht wenig, als sie diese strenge Verordnung vernahmen; doch athmeten sie wieder freier, als sie einen Ausweg vor sich sahen.

„Wir reisen nach Rom, gnädigster Herr," sprach Rabbi Schimeon. „Wir hoffen zu Gott, daß Er uns erleuchte, damit es uns gelinge, dem Pabste die Heiligkeit und Nothwendigkeit jener Gebote zu erweisen."

Noch an demselben Tage rüstete sich Rabbi Schimeon mit seinen Begleitern zur Reise nach Rom.

Wie schlug dem Pabste das Herz, als ihm die Deputation der Mainzer Juden, an deren Spitze der Rabbiner stand, gemeldet wurde! Er empfing sie, umgeben von all den Großen seines Hofes. Als Rabbi Schimeon in den Saal trat und dem Pabste, der die dreifache Krone trug, ins Gesicht schaute, da wäre er fast umgesunken; er erinnerte sich plötzlich des Traumes, der ihm vor mehr als einem Vierteljahrhundert die Zukunft seines verschwundenen Sohnes gezeigt hatte. Doch Rabbi Schimeon faßte sich; er setzte dann in längerer Rede die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Gottesgebote auseinander, deren Ausübung das Edict des Pabstes verhindern wollte. Als er geendet hatte, befahl der Pabst seinem Secretär, einen Widerruf des erwähnten Edictes auszufertigen und an den Erzbischof von

Mainz abgehen zu lassen. Dann entließ er die zwei Vorsteher; dem Rabbi aber befahl er, ihm in sein Cabinet zu folgen, wo er ihn bei kabbalistischen Geheimstudien zu Rathe ziehen wolle.

Der Rabbi folgte dem Pabste. Als Beide allein waren, setzte sich Rabbi Schimeon auf des Pabstes Geheiß, während dieser unruhig im Zimmer auf- und abging.

„Lebt Eure Gattin noch, Rabbi?" fragte der Pabst.

„„Sie lebt, gnädigster Herr, und wartet sehnsüchtig meiner Rückkehr.""

„Wieviel Kinder habt Ihr, Schimeon?"

„„Ich habe vier Söhne und zwei Töchter.""

„Wo wohnen Eure Kinder?"

„„Mein ältester Sohn, Jehudah, wohnt bei mir in meinem Hause; er wird, so Gott es nicht anders beschließt, dereinst mein Nachfolger werden. Mein zweiter Sohn, Joseph, ist Rabbiner in Metz. Meïr, mein dritter, lebt als Kaufmann in Paris, wo er die Tochter eines angesehenen Mannes geheirathet hat. Nechemjah, mein vierter, studiert noch unter meiner Leitung. Meine Töchter sind beide in Mainz verheirathet.""

„Hattet Ihr sonst keine Kinder?"

„„Wohl,"" antwortete seufzend der Rabbi, „„ich hatte noch einen Sohn. O, erst heute gedachte ich lebhaft seiner, da Euer Antlitz mich an sein liebes, gutes, geistvolles Gesichtchen erinnerte.""

„M e i n Antlitz erinnerte Euch daran?"

„„Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich mit solcher Behauptung die schuldige Ehrerbietung verletzen sollte; aber es ist so; und dann trat mir ein Traum vor die Seele, in welchem ich meinen Sohn auf einem Throne sitzend erblickte,

die dreifache Krone auf seinem Haupte, ein großes goldenes Kreuz auf der Brust, während ihm die vornehmsten Herren die Füße küßten. Gerade so, gnädigster Herr, seid Ihr mir heute erschienen.""

„Und was ist aus diesem Eurem Sohne geworden?"

„„Er ist als vierjähriges Kind verschwunden, spurlos verschwunden!""

„Habt Ihr keine Vermuthung, wohin das Kind gekommen sein kann?"

„Man glaubt, daß seine in Wahnsinn verfallene Wärterin ihm ein Leid angethan, ihn vielleicht in den Rhein geworfen habe.""

„Wie hieß das Kind?"

„„Elchonon.""

„Elchonon!" rief der Pabst überrascht — und plötzlich überkam es ihn wie eine Erleuchtung von Oben — „Elchonon nachaloßau benauam lehaschpar!" rief er aus. „Vater, mein Vater, ich bin Dein Elchonon, Dein lang verlorener Sohn! — O, laß mich ruhen an Deiner Vaterbrust!" Und mit beiden Armen umschlang er, laut weinend, den wiedergefundenen Vater und bedeckte sein Antlitz mit Küssen.

X.

Die beiden Gemeindevorsteher von Mainz reisten allein in die Heimath zurück. Rabbi Schimeon blieb noch in Rom, auf besondern Wunsch des Pabstes, den er in den kabbalistischen Studien unterweisen sollte. Täglich kam der

Vater mit dem wiedergefundenen Sohne zusammen; da gab es ein gegenseitiges Austauschen der Erlebnisse; ein Viertel Jahrhundert der Trennung mußte nachgeholt werden. Aber auch an ernstestem Gesprächsstoff fehlte es nicht. Was in dem Sohne gohr und kämpfte, das klärte sich durch die weise Belehrung des Vaters; denn nicht umsonst nannte man Rabbi Schimeon „den Großen"; mit dem tiefsten und ausgebreitetsten Wissen paarte sich in ihm die glühendste Begeisterung für den heiligen Glauben der Väter, das reichste und innigste Gemüth — das Alles spricht noch heute zu uns an den heiligsten Tagen des Jahres aus seinen Hymnen, die Israel noch heute mit Andacht betet — das Alles sprach damals in der Rede lebendigem Quell mit verdoppelter Macht zu seinem empfänglichen Sohne, der ihm auf halbem Wege entgegen kam.

„Du hast Recht, Vater," so schloß jede Unterredung, „doch was soll ich thun?" Dann schwieg der Vater.

Schon war Rabbi Schimeon vierzehn Tage in Rom, da erzählte er seinem Sohne ausführlich jenen Traum, dessen erste Hälfte bereits so wunderbar in Erfüllung gegangen.

„„Du hast mich oft gefragt,"" fuhr Rabbi Schimeon zu reden fort, „„was Du thun sollest, und ich habe geschwiegen auf diese Frage. Jetzt aber ist die Zeit zum Reden gekommen; so höre: Folgendes sollst Du thun. Du sollst jenes Traumgesicht erfüllen, vollständig erfüllen. Du sollst von Dir werfen diesen Glanz und diese Krone — Gott gibt Dir eine andere, herrlichere Krone!""

„Mein Vater," rief Elchanan erschrocken aus, „was verlangst Du von mir? Ich soll den Erfolg so vieler Mühen und Anstrengungen freiwillig vernichten, soll hinab=

steigen von dem schönsten Throne der Welt, um fortan in Niedrigkeit zu leben! Vater, bedenkst Du die Größe des Opfers?"

„„Wohl bedenke ich sie. „Adam bijekor bal jalin," der Mensch wird die im Erdenleben errungene Würde nicht mit hinabnehmen in die Nacht des Grabes; einmal mußt Du doch herabsteigen von diesem Throne, einmal doch verzichten auf irdischen Glanz und Schimmer. O, mein Sohn, thue das freiwillig und rette Dein unsterbliches Theil. Siehe, wenn Du mit Liebe und Hingebung der Religion anhingest, zu der Du gewaltsam hingeführt bist worden, wenn Du ein gläubiger Christ wärest, so würde ich mich zwar bemühen, Dich wiederzugewinnen für den Glauben der Väter: aber wenn mir das nicht gelänge, so würde ich, wenn auch im tiefsten Schmerze, von Dir lassen. Allein Du bist kein gläubiger Christ, Dein Verweilen in dieser hohen Stellung ist Lüge und Trug, Du warst bereits im Herzen und im Glauben wieder Jude, noch ehe ich vor Dich hintrat. Nicht wird Deine Seele, nicht wird Dein Herz, nicht wird Dein Kopf schmerzlich berührt, wenn Du Dich losreißen willst von den gewohnten Formen. Nur der äußere Flitter, die Krone, der Glanz, der Ruhm, die Lust am Herrschen halten Dich fest in Deiner widernatürlichen Stellung. Und für diese willst Du hingeben nicht allein Deine unsterbliche Seele, sondern auch Dein irdisches Leben, das Dir in der Qual immerwährender innerer Kämpfe doch keinen echten Genuß mehr gewähren, keine wahrhafte Freude mehr bieten kann? Glaube mir, mein Sohn, das Opfer, das ich verlange, ist in Wahrheit nur gering. Ich biete Dir mehr, als ich fordere, ich biete Dir die Liebe von Eltern und Geschwistern, die Du noch nicht

hast kennen lernen; ich biete Dir die Liebe von Gattin und Kindern, die Du hier nicht kennen lernen würdest; ich biete Dir das Studium der Gotteslehre und die Erfüllung der von Gott an Israel gegebenen Gebote, von deren Seligkeit Du keine Ahnung hast; ich biete Dir diese Welt in ihrem wahren Werthe und die künftige Seligkeit, die Gott bestimmt hat seinen Frommen!"" —

Rabbi Schimeon schwieg, und auch Elchanan durchmaß schweigend das Zimmer; auf seinem edlen, schönen Antlitze malten sich die furchtbarsten Kämpfe. Plötzlich leuchtete es auf in seinem Antlitze, er blieb vor seinem Vater stehen und sprach:

„Ich weiß einen Ausweg, Vater, der auch Dich befriedigen wird. Siehe, unser Volk ist geknechtet und verachtet; fanatische Priester wiegeln an vielen Orten den Pöbel gegen unsere Stammesgenossen auf. Wie heilsam kann ich da für meine Brüder wirken in meiner einflußreichen, der ganzen Welt gebietenden Stellung! Laß mich hier; ich will mein Leben, ohne daß es auffällig sein wird, dem Wohle meiner Brüder weihen, will Edicte zu ihren Gunsten erwirken, will Duldung und Brüderlichkeit lehren, will ein Werkzeug sein in der Hand des Höchsten zur Befreiung vom schwerdrückenden Joche. Kehre ich zurück zu Euch, so ist ein Jude gewonnen; bleibe ich hier, so kann ich der Gesammtheit zum Segen gereichen und vielleicht Tausende retten."

„„Auch hierin kann ich Dir nicht zustimmen, mein Sohn. „Nicht sage dem Menschen: sündige!" lehren die Weisen, „damit ein Anderer der Sünde Frucht genieße." Du hast nicht das Recht, Deiner Seele Seligkeit für Deine Brüder hinzugeben. Und Du würdest auch das nicht voll=

bringen können, was zu vollbringen Du strebtest. Du würdest unterliegen in solchem Kampfe, würdest beseitigt werden, wenn man merken würde, daß Du anderen Interessen dienest als denen, die Dein Amt erheischet. Ueberlasse Gott die Zukunft Seines Volkes; Er wird es nicht verlassen, selbst wenn Er harte Prüfungen sendet. — Du sagst, wann Du zu uns zurückkehrst, so sei nur ein Jude gewonnen — aber dieser Gewinn ist werthvoll gleich der Erhaltung der ganzen Welt. Und noch in späten Jahrhunderten wird Dein Beispiel mächtig wirken, und die Urenkel werden daraus Bewunderung schöpfen und Liebe und unaussprechliche Hingebung für den heiligen Glauben Israels, von dem Du bezeugt wirst haben, daß er mehr werth ist, als der höchste Glanz und die größte äußere Ehre, welche andere Religionen zu bieten vermögen. Komm zu uns, Elchanan! O, laß mich diese freudige Kunde Deiner Mutter bringen!"" —

Elchanan sank auf einen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Wie lange hatte er gekämpft und gestrebt um das, was er besaß, und nun sollte er es wegwerfen! Er, der gewohnt war, zu herrschen, sollte wieder verschwinden in der Menge zahlloser Menschen, über die er hinweggestiegen war! Er, dem Kaiser und Könige nur mit tiefster Ehrerbietung nahten, sollte lernen die Geringschätzung der Menschen ertragen, sollte als Jude leben, in einer Zeit, da die Nachkommen Jakobs allgemein der Verachtung preisgegeben waren! Schon wollte er sich abwenden von seinem Vater, da stieg plötzlich in seinem Geiste die langverschwundene Erinnerung auf an jene Stunde, da er seinen Namen gelesen in seines Vaters Hymne: „Elchonon nachaloßau benauam lehaschpar," rief es laut in ihm.

„Gott hat begnadigt sein Erbtheil in Lieblichkeit, es schön zu machen!“ Worin bestand diese Schönheit, diese Lieblichkeit für das verachtete Volk, wenn nicht in seinem unsterblichen Theil?

Da sprang er auf von seinem Sitze, umarmte heftig den Vater und rief: „Ich werde zu Euch zurückkehren, ich werde thun, wie Du verlangst, mein Vater. Reise nach Mainz und sage der Mutter, daß sie ihren Sohn erwarten mag.“ O, war das ein Wort, welches zum Herzen Rabbi Schimeons drang und es für die höchste Seligkeit erschloß! Und der glückliche Vater umarmte und küßte seinen Sohn wie an jenem Tage, da er die Hymne für den Neujahrstag vollendet hatte. Heiße Thränen entströmten den Augen des Greises, allein es waren Thränen der reinsten, der himmlischen Freude; hatte er doch in der That erst jetzt seinen Sohn wiedergefunden! — — — — — — — —

Als Rabbi Schimeon Rom verlassen hatte, bemerkten die Diener des Pabstes, daß ihr Herr sich immer mehr von ihnen zurückzog. Sie schrieben dies dem Einflusse des kabbalistischen Studiums zu. Der Pabst war fast für Niemanden zu sprechen; fast den ganzen Tag verbrachte er fastend und betend in seinem geheimen Cabinette.

Das päbstliche Palais in Rom hat viele geheime Ausgänge; zu allen diesen besitzt der Pabst die Schlüssel. Häufig pflegen die Päbste verkleidet ihren Palast zu verlassen, um die Stimmung des Volkes zu erforschen. Durch einen dieser geheimen Ausgänge ging in einer regnerischen Märznacht Elchanan, um niemals zurückzukehren; sorgfältig verschloß er den Ausgang und warf den Schlüssel in den gelben Tiberstrom. Da dem Pabste die Parole stets gemeldet wird, so öffnete sich für Elchanan das Stadtthor

ohne Schwierigkeit. Bis Bologna wanderte er zu Fuß; dann kaufte er Wagen und Pferde, miethete Diener und fuhr gen Norden.

Am anderen Tage wartete man lange vergeblich darauf, daß der Pabst erscheinen oder einen seiner Diener herbeirufen würde; endlich erbrach man die Thür und fand zur größten Ueberraschung die Gemächer des Pabstes leer. Die Aufregung, die diese Nachricht hervorrief, war furchtbar. Einige vermutheten eine Gewaltthat; man meinte, der Pabst sei von den Kaiserlichen bei Seite geschafft worden. Andere meinten, der fromme, engelsmilde Pabst sei lebendig in den Himmel gekommen. Wieder Andere behaupteten, er habe sich der schwarzen Kunst ergeben und sei ein Opfer derselben geworden. Daran, daß er freiwillig, all den Herrlichkeiten seiner hohen Stellung, der höchsten Macht, dem Ruhme, der allgemeinen, fast göttlichen Verehrung, dem unerschöpflichsten Reichthum entsagt habe, um fortan als armer, unscheinbarer Jude zu leben, — daran dachte Niemand.

XI.

Seitdem Rabbi Schimeon nach Hause gekommen und seiner Gattin die wunderbare Mähre von dem wiedergefundenen Sohne berichtet hat, verzehrt sich diese in Sehnsucht. In jedem fremden Wanderer meint sie ihren Sohn zu sehen, bis endlich der Tag gekommen ist, da er am treuen Mutterherzen ruht, der Langverlorene, doch nie ganz

Vergessene. — Elchanan widmet sich eifrig dem Studium des Talmuds; unter seines Vaters vorzüglicher Leitung lernt der talentvolle Mann mit großer Leichtigkeit, und bald wird ihm das Chaberdiplom ertheilt — er, dem alle Ehren und Würden der Welt, da er noch ein Jüngling, in den Schooß gefallen waren, der bisher des Lebens Herrlichkeiten mühelos erreicht hatte, hatte nunmehr als Mann ringen müssen nach dem Chabertitel, der sonst fünfzehnjährigen Talmudschülern zu Theil wird!

In der Gemeinde hatte Elchanan's Wiedererscheinen großes Aufsehen erregt; man erzählte sich vielerlei; doch das Rechte erfuhr man lange nicht, denn Rabbi Schimeon hatte die Seinen zum tiefsten Stillschweigen verpflichtet. Da zog Meschullam von Regensburg nach Mainz; er kam zum Rabbi, als Elchanan gerade bei seinem Vater war. Als Meschullam sich dem Rabbi vorstellte, ward Elchanan aufmerksam; ja, es war derselbe Mann, dessen Tochter Cardinal Felix befreit hatte. Aber auch Meschullam wurde aufmerksam. „Herr,“ sprach er zu Elchanan, „wenn ich nicht wüßte, daß es unmöglich wäre, ich würde Euch für einen vornehmen Herrn halten, dem ich sehr zu Dank verpflichtet bin.“

„„Und was macht Rahel, Eure Tochter?““ fragte Elchanan.

„Wie, Herr, wäre es möglich, daß ....“

„Das ist mein Sohn Elchanan,“ fiel ihm Rabbi Schimeon in die Rede, und schnitt damit jede weitere Frage ab.

Allein Meschullam's Neugier war aufs Höchste gespannt; er erkundigte sich in der Gemeinde nach Elchanan's Vergangenheit und vernahm viel Abenteuerliches; wiewohl ihm Niemand Auskunft zu geben vermochte, drängte sich

ihm doch immer mehr die Ueberzeugung auf, daß Elchanan der Befreier seiner Tochter gewesen. Meschullam war ein sehr würdiger allgemein geachteter Mann, und seine einzige Tochter Rahel war zu einem ebenso schönen wie tugendhaften Mädchen herangewachsen. An dem Tage, an welchem Elchanan, oder wie wir ihn von jetzt an nennen werden, Rabbi Elchanan, Meschullam's Schwiegersohn wurde, vernahm dieser die Erzählung von seines Eidams wunderbaren Schicksalen. Meschullam war zu stolz auf diesen Schwiegersohn, als daß er gegen seine Freunde nicht ein oder das andere Wort hätte fallen lassen. So wurden denn Rabbi Elchanan's Schicksale allmählich bekannt. Allein es fand sich kein Verräther in der großen Gemeinde; aber wenn auch Jemand das Gehörte hätte verrathen wollen, wo hätte er Glauben gefunden?

Rabbi Elchanan lebte einzig seinen Studien und seiner Familie. Bald umgab ihn ein Kreis lieblicher Kinder, und wenn er sich ihrer freute, mußte er lächeln, da er sich erinnerte, welch ein eifriger Apostel des Cölibats er dereinst gewesen.

Binnen weniger Jahre war Rabbi Elchanan ein bedeutender Talmudist; allein am meisten that er sich als Dichter hervor; einige seiner erhabenen Poesien sind uns noch heute erhalten. Sie geben Kunde, wie glücklich sich ihr Verfasser in der Religion Israels fühlte und welch ein begeisterter Bekenner derselben er geworden. Nichts Fremdes war von den Jugendeindrücken in seiner Seele zurückgeblieben. Aber nicht nur das dem Herzen entquillende Wort sollte das bethätigen, sondern auch die That, und zwar die höchste That, deren ein Mensch fähig ist.

XII.

Schwere Gewitterwolken zogen am Himmel herauf; das Abendland rüstete sich zum Kriege gegen das Morgenland; zwischen Christenthum und Islam bereitete sich ein furchtbarer Zusammenstoß vor. Tausende ließen sich das Kreuz anheften, um gen Osten zu ziehen und das heilige Land zu erobern. Der bis zum Wahnsinn gesteigerte Glaubenseifer der Kreuzfahrer wandte sich zunächst gegen die Juden. Ohne viele Mühe, ohne weite Reisen und Kriegsdrangsale konnte man diese Wehrlosen hinschlachten und berauben; Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften war ohne Gefahr unter dem Deckmantel der Religion zu erlangen.... Zuchtloses, ruchloses Gesindel schaarte sich zusammen und durchzog das Land unter der Anführung elender, nichtswürdiger Ritter, die nichts wollten, als ihrer Mordgier und Habsucht Genüge thun.

Dunkle Gerüchte von den Gräuelthaten der Kreuzfahrer gegen die Juden waren nach Mainz gedrungen; man hatte gehört, daß die Glaubensgenossen in Rouen waren getödtet worden, und daß die Juden von Trier in ihrer Todesangst die Taufe über sich hatten ergehen lassen. Mit Angst und Zagen sah man der Zukunft entgegen.

In einer Sabbatnacht warf sich Rabbi Schimeon unruhig auf seinem Lager hin und her; ihn ängstigte ein Traum. Drei alte Männer, denen der weiße Bart auf die Brust herniederwallte, sah er durch die Straßen von Mainz ziehen; sie sangen das Lied, das während des Herausnehmens der Thora aus der heiligen Lade gesungen wird:

„Ueber Alles werde erhoben, geheiligt, gerühmt, gepriesen der Name des Königs aller Könige, des Heiligen, gelobt sei Er!“

Dann erwachte Rabbi Schimeon und sann der Deutung des Traumes nach; sobald er jedoch wieder die Augen schloß, sah er wieder die drei Greise und hörte sie den Lobgesang anstimmen.

In der darauf folgenden Woche fastete Rabbi Schimeon Tag für Tag und betete zu Gott, daß Er ihm die Bedeutung des Traumes enthüllen möge. Als wieder die Sabbatnacht herankam, zeigten sich ihm abermals jene drei Greise; und zu ihm trat der Eine von ihnen und sprach: „Ich bin Abraham, Euer Vater, der ich mich habe werfen lassen in den glühenden Kalkofen zur Verherrlichung des göttlichen Namens.“

Und der Andere sprach; „Ich bin Jizchak, Euer Vater, der ich mich freiwillig dem Opfertode unterziehen wollte zur Verherrlichung des göttlichen Namens.“

„Ich bin Jakob,“ sprach der Dritte, „Euer Vater, der ich viel gelitten und meine Kinder erzogen habe zur Verherrlichung des göttlichen Namens.“

„Gehe hin, Schimeon, Rabbi von Mainz,“ sprachen dann alle Drei, „und ermahne unsere Kinder, auf daß sie den göttlichen Namen verherrl!chen. Ueber Alles werde erhoben, geheiligt, gerühmt, gepriesen der Name des Königs aller Könige, des Heiligen, gelobt sei Er!“

Am andern Morgen ließ der Rabbi die ganze Gemeinde, über 800 Personen, in die Synagoge bescheiden. Nach der Vorlesung des Thoraabschnittes stieg er die Stufen, die zur heiligen Lade führten, hinan und erzählte den

andächtig Hörenden das Traumgesicht des vorigen Sabbats und das der verflossenen Nacht.

„Meine Kinder,“ sprach er dann, „Ihr, meine treue Heerde, die ich geweidet habe nunmehr vierzig Jahre, o, höret meine Stimme. Es ziehen heran die Wahnbethörten und werden uns zwingen wollen, zu verleugnen unseren Gott. Sie werden uns tödten, wenn wir treu ausharren bei Ihm. Thuen wir den Feinden den Willen, so können wir dieses vergängliche Leben vielleicht um einige Jahre noch erhalten, aber wir sind dann preisgegeben der ewigen Verdammniß. Heiligen wir aber den Namen Gottes auf Erden, werfen wir hin das Leben, das nicht mehr Seinem Dienste geweiht sein soll, dann erwartet uns das ewige Heil und des künftigen Lebens Wonnen, die kein Auge geschaut hat, denn Gott allein. Was werdet Ihr thun, meine Kinder, was werdet Ihr thun?“

In der Synagoge erhob sich ein lautes Weinen; zwei Beispiele waren gegeben; in Rouen hatte man den Tod, in Trier, wenn auch nur zum Schein, die Taufe vorgezogen. Welchem Beispiele sollte die Gemeinde zu Mainz, die ihrerseits dann für ganz Deutschland maßgebend sein würde, Folge leisten? Noch schwankten die Gemüther, da näherte sich Rabbi Elchanan seinem Vater und bat um die Erlaubniß, zu der Gemeinde sprechen zu dürfen.

Und Elchanan erzählte in geflügelter Rede seine Schicksale; er schilderte die Pracht und die Herrlichkeit, der er entsagt hatte, um der heiligen Religion der Väter angehören zu können; er schilderte aber auch die Qualen, die er inmitten jener Pracht und jener Herrlichkeit erlitten.

„Wenn es mich,“ fuhr er fort, „der ich vom Judenthume wenig wußte, nicht ruhen ließ im fremden Glauben

trotz Hoheit und Glanz, wie werdet Ihr leben und glücklich sein können in einem aufgedrungenen Glauben, den Euer Nachdenken verwirft und gegen den Euer Herz sich auflehnt? O, meine Brüder, lieber augenblicklichen Tod denn tausendfache Qual; lieber den Tod in Reinheit und Heiligkeit und das ewige Leben, denn ein Leben in Sünde und den ewigen Tod! Lasset uns schwören allesammt mit heiligem Schwure, treu zu bleiben dem Gotte unserer Väter!"

Da erhob Alles die Hände gen Himmel und leistete den Schwur.

Darauf stieg Rabbi Schimeon wieder die Stufen, die zur heiligen Lade führten, hinan und rief; „Habt Ihr unsern Schwur vernommen, Ihr, unsere heiligen Väter, Abraham, Jizchak und Jakob? Ich habe meine Heerde benachrichtigt, und sie ist bereit, über sich ergehen zu lassen, was Gott verhängt hat. Du aber, Allmächtiger, höre das Gebet Deines treuen Dieners, der nie etwas Anderes erstrebt hat, als Deinen heiligen Geboten nachzuleben. Du hast gesprochen durch Deinen Propheten Jeschajah: „Und vor dem Unglück wird hinweggerafft der Gerechte!" Ist der Sinn des Prophetenwortes, daß der Fromme als Sühnopfer diene, so nimm mich an als ein solches Sühnopfer und schone dieser da; ist es aber fest und unabänderlich bei Dir beschlossen, das Unglück hereinbrechen zu lassen, so nimm mich hinweg, ehe es herannaht, und laß mich nicht schauen den Tod meiner Heerde, die ich vierzig Jahre geweidet habe. Die Aufgabe meines Lebens ist vollbracht, diese heilige Gemeinde hat geschworen, Deinen Namen zu verherrlichen auf Erden; mich aber laß es nicht schauen —

o, nimm mich zu Dir, mein Gott, Du, mein Hort, mein Erlöser!"

Und als er so gesprochen hatte, schloß er die Augen und sank um. Die Zunächststehenden sprangen herbei — Rabbi Schimeon, der Große, war nicht mehr: Gott hatte sein Gebet erhört, Gott hatte ihn zu sich genommen.

Da erhob sich ein furchtbares Klagegeschrei in der Synagoge, und der Fußboden derselben wurde naß von den strömenden Thränen wie von einem Regengusse.

XIII.

Unter lautem Jammer, unter ununterbrochenem Klagegeschrei hatte das Begräbniß Rabbi Schimeons stattgefunden. Seine Söhne hatten die Klagereden gehalten. „Glücklich Du, unser Vater," hatte Rabbi Elchanan gerufen, „den wir hier betten in den Schooß der Erde — wird uns, die wir Dich jetzt beklagen, die Wohlthat eines Begräbnisses zu Theil werden?"

Da brach die allgemeine Klage so heftig aus, daß Rabbi Elchanan innehalten und man das Grab schließen mußte.

Am dritten der sieben Trauertage um den großen Rabbi Schimeon nahte Rheingraf Emicho mit einer großen Menge verworfenen Gesindels der Stadt. Die geängstigten Juden, 800 an der Zahl, suchten Schutz beim Erzbischof Ruthard. Dieser war aber ein Verwandter Emicho's und stand mit ihm im Bunde; er veranlaßte die Juden, ihm

ihre Habe zur Aufbewahrung zu geben und versprach ihnen, sie zu schützen; allein als er sich des Vermögens der Juden bemächtigt hatte, gab er die Nachkommen Jakob's den Kreuzfahrern preis. Diese begannen ein furchtbares Gemetzel, da Niemand sich zur Taufe zwingen lassen wollte. Rabbi Elchanan ermahnte, ermunterte die Schwachen, so daß sie gern und freudig starben. Da ergriffen ihn die wüthenden Räuber, errichteten einen großen Scheiterhaufen und wollten Elchanan gewaltsam zu demselben hinanwegschleppen; Elchanan aber stieß sie zurück; freiwillig und freudig schritt er dem Scheiterhaufen zu und bestieg ihn so glücklich und froh, wie er niemals seinen Thron in Rom bestiegen hatte. Für einen Augenblick verstummte das Wuthgeheul der Mörder, das Wehgeschrei der Opfer. Aller Augen waren auf Rabbi Elchanan gerichtet. Dieser stand oben auf dem Scheiterhaufen, einem Könige gleich — um ihn züngelten schon die Flammen. Nunmehr wollte Elchanan die Menge anreden, sich als ehemaliges Oberhaupt der Kirche zu erkennen geben, um dem verstockten Gesindel zu zeigen, wen sie hier mordeten und wie heilig und hehr Israels Glaube sei; allein er besann sich rasch eines Anderen; er bedachte, daß man ihm doch nicht glauben, ihn als einen Wahnsinnigen verlachen würde. Da öffnete er den Mund und rief: „Höre Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist Einzig!“ und „Einzig!“ „Einzig!“ tönte es von allen Seiten, zugleich mit den letzten Seufzern der Sterbenden. Mitten aber durch die Menge, dem Scheiterhaufen zu, eilte ein Weib mit fünf Kindern, das jüngste ein Säugling noch; sie drangen durch die Flammen und stiegen auf die brennenden Holzblöcke bis zu Elchanan hinan. „Meine Rahel, meine Kinder!“ rief dieser, noch einmal die Seinen um-

armend. Dann tönte wiederum das „Einzig" von Aller Lippen, und bald ward es still — achthundert Nachkommen Abraham's, Jizchak's und Jakob's hatten Gottes Namen verherrlicht auf Erden: „Ueber Alles werde erhoben, geheiligt, gerühmt, gepriesen der Name des Königs aller Könige, des Heiligen, gelobt sei Er!" —

Noch war der Holzstoß, auf welchem Rabbi Elchanan und die Seinen ihr Leben der Heiligung des göttlichen Namens geweiht hatten, nicht niedergebrannt, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, der die brennenden Holzblöcke auf das Dach der nahen Synagoge führte, die dann auch bald in Brand gerieth; da lachten die wilden Kreuzfahrer darob, daß auch gleich der Judentempel niederbrenne; aber das Feuer griff um sich und legte einen großen Theil der Stadt in Asche; noch heute wird jener Platz „der Brand" genannt.

Erzbischof Ruthart und Graf Emicho theilten ihren Raub; allein sie konnten sich dessen nicht lange erfreuen. Zwei Jahre später zog Kaiser Heinrich IV. den Erzbischof zur Verantwortung; und dieser mußte in die Verbannung ziehen. Die Kreuzfahrer nahmen ein klägliches Ende; raubend und plündernd setzten sie ihren Weg nach Osten fort, bis sie von den Ungarn, als sie durch deren Land zogen, sämmtlich erschlagen wurden. Nicht Einer aus jenen Raubhorden erreichte das gelobte Land, nicht Einer kehrte in die Heimath zurück.

Auf dem jüdischen Friedhofe in Mainz wurde später das Grab Rabbi Schimeon's, des Großen, mit einem Denksteine geschmückt; als dieser im Laufe der Jahrhunderte zerfallen war, errichtete die heilge Genossenschaft der Kabranim im Jahre 5552, vor jetzt 75 Jahren, einen neuen

Denkstein, der noch heute die Stätte bezeichnet, wo der große Rabbi ruht. Rabbi Elchanan aber und den Seinen ward kein Begräbniß zu Theil, kein Stein zeugt von seinem merkwürdigen Leben, von seinem heldenmüthigen Tode — aber im Herzen der Söhne und Töchter seines Volkes erlischt sein Andenken dennoch nicht von Geschlecht zu Geschlecht, und wenn man der großen Männer aus der Vorzeit der jüdischen Gemeinde zu Mainz gedenkt, da erinnert man sich auch des geraubten Judenknaben, der Pabst geworden und alle Pracht und Herrlichkeit von sich geworfen, um den Glauben der Väter zu umfassen, dessen Wahrheit er dann auch noch mit seinem Tode besiegelt hat — da erinnert man sich Rabbi Elchanan's.

Die Verlassene.

I.

Der große israelitische Tempel zu P. ist festlich beleuchtet. Wiewohl in der ersten Nachmittagsstunde die Sonne hoch am Himmel steht, so hat man doch dadurch, daß man sämmtliche Vorhänge sorgfältig zugezogen, eine fast magische Wirkung der zahlreichen Gasflammen ermöglicht. Teppiche bedecken den Fußboden, und Blumen zieren die Gallerien. Vor dem Gebäude halten zahlreiche Equipagen, deren Kutscher ebenso wie die reichgallonirten Bedienten große Blumensträuße in den Knopflöchern zur Schau tragen. Drinnen tönen die Klänge einer mächtigen Orgel, den Gesang eines wohlgeschulten Chores tragend und begleitend. Vor der heiligen Lade steht der Rabbiner, das Brautpaar erwartend, denn es soll eine Trauung vollzogen werd.n. Die Räume des Hauses sind gefüllt bis auf den letzten Platz. Jetzt öffnet sich weit das Thor; Synagogen=

diener im schwarzen Ornat, das seidene Talith auf den Schultern, ziehen daher, Fackeln tragend; ihnen folgt der Bräutigam, geleitet von Freunden und Verwandten. Aller Augen sind auf ihn gerichtet.

„Welch' ein schöner Mann!" flüsterte eine junge Dame der älteren Nachbarin zu.

„Mais il a trop vécu!" *) antwortete diese, und das blasse, ziemlich blasirte, obgleich intelligente Gesicht des Bräutigams scheint die Wahrheit dieses Urtheils zu bestätigen.

Nachdem der Bräutigam sich dem Rabbiner gegenüber unter den Baldachin des Trauhimmels gestellt hat, öffnet sich wiederum die Thüre des Tempels; wiederum erscheinen die Fackelträger, denen diesmal die Braut folgt, von vielen weißgekleideten Jungfrauen umgeben.

„Hat die Braut keine Mutter mehr?" fragt die junge Dame, die vorhin den Bräutigam bewundert hatte, ihre Nachbarin.

„„Sie hat Vater und Mutter; allein diese haben nicht in die Heirath mit dem Dr. Sebulon gewilligt und bleiben deßhalb der Hochzeit fern. Auch sind die Eltern streng orthodox und besuchen die Reformsynagoge nicht. Der Bräutigam ist als Roué verrufen, und die Eltern wollten durchaus diese Heirath nicht dulden; allein das einzige Töchterchen hat ihren Willen durchgesetzt. Doch still, die Orgel schweigt, und der Prediger beginnt.""

Und der Prediger begann.

Hast Du schon einmal einen jüdischen Reformprediger

*) Aber, er hat zuviel gelebt!

predigen hören, lieber Leser? O, der hat nichts als süße Worte, die er genau denen anpaßt, zu denen er spricht. Kein Wort der Mahnung, keines des Tadels, keine leise Andeutung mißliebiger Verhältnisse, keine Erinnerung an Gottes Gebot — nur süße, süße Schmeichelworte, wie sie der Mensch gern hört.

Der Prediger sprach von der Intelligenz des Bräutigams, von dessen heiligem Beruf als Arzt, von der Energie der Braut, die sich trotz aller Hindernisse freigemacht von hemmenden, drückenden Vorurtheilen, von der Achtung, die der vorurtheilsfreie Jude bei intelligenten Andersgläubigen findet, von der Pflicht des Weibes, sich zu der geistigen Höhe des Mannes emporzuarbeiten. Dann legte er seine Hände auf das Brautpaar und segnete es. Der Bräutigam steckte den Trauring an den Finger der Braut und sprach die entscheidenden Worte.

Jetzt war sie sein Weib, geknüpft mit festen Banden an den Erkorenen, mit Banden, die nur der Tod oder der Scheidebrief lösen kann! Wer hätte in diesem Augenblicke des Glücks und des Jubels gedacht, daß Friederike Salz — so hieß die Braut — dereinst mit Sehnsucht auf die sichere Kunde vom ersten oder auf die Erlangung des zweiten warten würde?

Friederike Salz war die einzige Tochter des reichen P.'r Großhändlers Rabbi Simon Salz. Zwanzig Jahre war Rabbi Simon verheirathet gewesen, als ihm seine Gattin — die Eheleute hatten kaum noch auf Kindersegen gehofft — diese Tochter gebar. Das Glück der Eltern war so groß, ihre Liebe zu dem spätgeborenen Kinde so zärtlich, daß sie die Tochter gründlich verzogen. Friederikens noch so thörichte Wünsche wurden von den Eltern aufs Eifrigste

erfüllt, so daß sich in ihr ein keine Schranken kennender Eigenwille entwickelte. Da das Töchterchen gern lernte, so erhielt sie eine gediegene Ausbildung, die jedoch auf ihren Charakter keinen Einfluß gewann. Als Friederike fünfzehn Jahre zählte, war sie zu einem schönen geistvollen Mädchen erwachsen. Da kehrte der junge Dr. Sebulon von der Universität zurück und ließ sich in seiner Vaterstadt P. als Arzt nieder. Bald war unter Friederiken's Freundinnen nur von dem schönen, geistreichen Dr. Sebulon die Rede. Friederike sah ihn bei Bekannten; der junge Mann zeichnete sie vor Anderen aus, und Friederike war glücklich darüber. Die jungen Leute sahen sich öfter, und eines Tages besuchte Dr. Sebulon den reichen Großhändler und bat ihn um die Hand seiner einzigen Tochter.

Der alte Salz war ganz entrüstet über diese Frechheit, wie er es nannte.

„Wie, Herr Doctor," sagte er, „sind Sie mir nicht noch vor wenigen Wochen an einem Sabbat mit der brennenden Cigarre im Munde begegnet, und Sie wollen meine Tochter heirathen?"

„„Ich gestehe,"" entgegnete Dr. Sebulon, „„ich habe mich bis jetzt um die jüdischen Ceremonialgesetze wenig gekümmert, allein wenn Sie wünschen....""

„Wenn ich wünsche? Haha, das wäre mir eine schöne Frömmigkeit, die sich auf meinen Wunsch hin in Scene setzt! Nein, mein lieber Mann, daraus wird nichts."

„„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Salz, daß Ihr Fräulein Tochter mich liebt, und daß ich mit ihrer Einwilligung jetzt mit Ihnen rede.""

„Sollte das wahr sein? Das wäre ein großes Unglück!"

„„Herr, Sie beleidigen mich!““

„Ruhig, ruhig, Herr Doctor, wir kennen uns ja! Sie wissen es und ich weiß es, welche Wege Sie gewandelt, als Sie in Wien studirten.“

Dr. Sebulon schwieg beschämt.

„Wir sind jetzt fertig mit einander,“ sagte dann Herr Salz, „und es wäre mir jetzt lieb, allein zu sein; ich bin beschäftigt.“

„„Sie weisen mir die Thüre, Herr Salz? Bedenken Sie doch das Glück Ihrer einzigen Tochter!““

„Eben weil ich das bedenke, werde ich nie eine Verbindung mit Ihnen gutheißen.“

„„Aber Herr Salz, ich gelobe Ihnen, daß ich mich vollständig ändern werde.““

„Beweisen Sie das erst durch die That; es wäre das zu Ihrem eigenen Besten.“

„„Und wenn ich Ihnen binnen Jahresfrist keinen Anlaß zur Beschwerde gebe?““

„So gebe ich Ihnen meine Tochter doch nicht! Aus eigenem Antriebe muß die Besserung erfolgen. Eine Besserung um bestimmter irdischer Zwecke willen hat keinen Werth.“

Herr Dr. Sebulon ging im Zorne von dannen; aber nicht allein er zürnte, auch Friederike zürnte ihrem Vater, den sie einen Tyrannen nannte. Zum ersten Male sollte sie ihren Willen nicht durchsetzen! Sie weinte, sie tobte, sie bat, sie flehte, und als sie sah, daß Alles vergebens war, da wurde sie krank vor Zorn und Wuth. Friederike verstellte sich nicht, das lag ihrem Charakter fern; nein, sie wurde ernstlich krank. Da saß die Mutter vor ihrem Bette und weinte Tag und Nacht, und dem alten Vater rannen

die Zähren über die Wangen. Der berühmte Hausarzt erklärte, nicht helfen zu können. — Mit schwerem Herzen entschloß sich Herr Salz, den Dr. Sebulon rufen zu lassen; dieser erschien und Friederike erholte sich sichtlich. Nach wenigen Tagen war sie gesund. Jetzt beschwor die Mutter ihren Gatten, das Leben der Tochter nicht wieder zu gefährden.

Herr Salz ließ seine wiedergenesene Tochter in sein Zimmer kommen. Hier erzählte er ihr in Liebe und Güte alles Nachtheilige, was er von Dr. Sebulon wußte; allein Friederike blieb halsstarrig bei ihrem Entschlusse.

„Nun gut," sagte endlich Herr Salz, „Du magst ihn heirathen; ich fluche Dir nicht und gebe Dir eine bedeutende Mitgift; aber mein Kind bist Du nicht mehr von dem Tage an, da Du Frau Dr. Sebulon heißest. Ich sowohl wie Deine Mutter, wir werden Beide Dein Hochzeitsfest nicht mitfeiern. Nun wähle zwischen uns und ihm."

Wie wir gesehen haben, hat Friederike gewählt; aber auch Herr Salz hat sein Wort gehalten.

An der Hochzeitstafel jubelten Hunderte fröhlicher Gäste; allein die Eltern der Braut jubelten nicht mit ihnen.

Bis zum anderen Morgen drehten sich im Ballsaale die Hochzeitsgäste im Tanze, während Herr und Frau Salz einsam zu Hause saßen und weinten. Ihr Haus war wieder vereinsamt wie vor der Tochter Geburt; aber damals war ihre Zufriedenheit kaum durch unbefriedigte Wünsche gestört — und jetzt?

Wie wenig kann doch der Mensch beurtheilen, was ihm zum Guten gereicht, was nicht. Daher wünscht stets der

Jude dem Freunde: „Gott erfülle die Wünsche deines Herzens zum Guten!"

II.

Friederikens Hochzeit war im Spätherbst gefeiert worden; im Sommer des kommenden Jahres wollte das junge Ehepaar eine Hochzeitsreise machen. Vergeblich hatten Dr. Sebulon und dessen Frau eine Annäherung an die Eltern versucht; Herr Salz blieb unerbittlich, und seiner Frau war sein Wille Gesetz. Unterdeß hatte sich Friederike nicht über ihren Gatten zu beklagen; er war zärtlich und aufmerksam gegen sein junges Weib; auch hatte er ihr gestattet, den Haushalt in jüdischer Weise einzurichten und die jüdischen Ehegesetze zu halten. Friederiken's Mitgift war in sicheren Papieren angelegt, und die Praxis des geschickten und beliebten Arztes bestritt reichlich die Kosten des Haushaltes.

Vor dem Monat August konnte Dr. Sebulon seine Patienten nicht verlassen; da aber machte er sich frei, bestellte einige seiner Collegen zu seinen Vertretern und reiste mit seiner jungen Frau nach Wien, um den Festlichkeiten anzuwohnen, die zu Ehren der Rückkehr des Kaisers aus Ungarn veranstaltet wurden. Es war nämlich im Jahre 52; nur wenige Jahre zuvor hatte in Ungarn das Feuer der Revolution gelodert; die Revolution war mit Rußlands Hilfe niedergeworfen worden, die großen Generale der Ungarn waren besiegt, gefangen oder landesflüchtig, mit ihnen die berühmten Agitatoren, an deren Spitze Kossuth gestanden. Jetzt nun lag Grabesruhe auf dem Lande. Der Kaiser hatte dieses Kronland besucht und war überall gut

empfangen worden. Man glaubte, Ungarn sei nunmehr wieder gut österreichisch, habe seine Freiheiten und Privilegien vergessen und sei durch die Herzensgüte des Kaisers wieder an das Haus Habsburg gefesselt. Auch in den übrigen österreichischen Landen war nicht lange zuvor die Verfassung vom Jahre 48 aufgehoben worden, und das alte absolute Regiment hatte wieder begonnen. So war denn ein feierlicher Empfang in Wien befohlen worden, und man kam mit gewohnter Begeisterung dem Befehle nach; die größten Vorbereitungen wurden getroffen, und Hunderttausende von Fremden strömten nach Wien, um den Empfangsfeierlichkeiten beizuwohnen; unter ihnen auch Dr. Sebulon und seine Gattin.

Friederike war noch nie zuvor in Wien gewesen. Um also die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt in Muße zu genießen, waren die beiden Gatten schon Sonntag dorthin gereist, wiewohl die Feierlichkeiten erst Samstag und die folgenden Tage statthaben sollten.

Das war eine glückliche Zeit für die junge Frau! Ihr sonst so beschäftigter Gatte gehörte ihr jetzt ganz allein an; an seinem Arm durchzog sie ganz Wien, dessen Kunstschätze und Merkwürdigkeiten er nicht allein zeigte, sondern auch mit Verständniß erklärte. Ganze Stunden brachten sie in der Gemäldegallerie zu Belvedere zu; Nachmittags wurden gewöhnlich Ausflüge gemacht nach Nußdorf oder nach Baden, nach dem Kahlenberge oder nach Hietzing; den Abend brachte man dann im Theater zu, bald sich über die Komiker im Karltheater amüsirend, bald sich an dem klassischen Spiele der Künstler im Burgtheater ergötzend, bald dem prachtvollen Orchester im Kärnthnerthortheater lauschend. Auch der Freitagabend brachte seine Genüsse; der himmlische

Gesang Sulzers und seines Chors entzückte Friederiken; nur war es ihr unangenehm, daß sie in der offenen Frauenloge gleichsam zur Schau stand und mehr als eine Lorgnette auf sich gerichtet sah. Als sie beim Abendessen in der jüdischen Restauration sich darüber beklagte, da sagte einer der Bekannten ihres Mannes lachend: „Schauen's, gnädige Frau, unser Mannheimer hat heuer zwei Samstage nach'nander zwei Predigten gehalten: „der Blick nach Oben" und „der Blick nach Unten". Da haben wir uns halt getheilt; „den Blick nach Oben" haben wir Männer uns genommen, und „den Blick nach Unten" haben's sich halt die Damen reservirt!"

Der frivole Witz wurde reichlich belacht; Friederike aber meinte, daß es sich in der orthodoxen Synagoge ihrer Vaterstadt, unbehelligt von Lorgnetten, andächtiger beten lasse.

Samstag Nachmittags 3 Uhr empfing die mit Blumen, Teppichen und Fahnen gezierte Hauptstadt ihren geliebten Monarchen. Am Bahnhofe kam er an, umgeben von ungarischen Magnaten in ihrer Nationaltracht. Die kaiserliche Mutter, die Erzherzöge, die Spitzen der Behörden empfingen ihn; der Oberbürgermeister von Wien hielt eine begeisterte Rede; dann zog der prächtige Zug durch die Straßen, deren Fenster um hohen Preis an fremde Zuschauer vermiethet waren. Auch die Juden hatten den Rabbiner mit der Thorarolle dem Kaiser entgegengesandt; eine große Menschenmenge hatte sich um die jüdische Gruppe gesammelt, und die Wache war herausgerufen worden. Als später in den Festberichten dies letztere Factum rühmend hervorgehoben wurde, da verfehlte man nicht, bekannt zu machen, daß nur wegen der großen Volksmenge die Wache

ins Gewehr gerufen worden, daß damit aber keinerlei Ehre dem jüdischen Rabbi oder der Thora in seinem Arm bezweckt gewesen — es sollte eben den Juden trotz der allgemeinen Freude der Wermuthbecher nicht fehlen.

Abends war großartige Illumination; die Straßen schwammen in einem Lichtmeere; der hohe Thurm des Stephansdomes strahlte von unten bis oben in bengalischen Flammen. Mehr oder minder geistvoll ausgedachte Transparente mit mehr oder minder geistvollen Inschriften schmückten die Häuser. An der Synagoge in der Stadt war ebenfalls ein prachtvoll beleuchtetes Transparent angebracht: ein alter gefesselter Jude, dem ein Genius die Ketten abnahm, um sie dem Kaiser zu Füßen zu legen. Dr. Sebulon und seine Gattin standen vor diesem Bilde und betrachteten es mit großem Interesse, als eine Dame dem Dr. Sebulon auf die Schulter klopfte und ihn anredete; dieser wurde leichenblaß und konnte kaum antworten.

Fragend schaute ihn Friederike an; er aber stammelte:

„Fort, fort von hier; o, laß uns nach Hause eilen!"

Sie gingen in ihren Gasthof. Dr. Sebulon blieb einsilbig, und seine junge Frau hatte nicht den Muth, eine Erklärung von ihm zu fordern.

Als Friederike am anderen Morgen erwachte, erschrak sie über das Aussehen ihres Gatten. Besorgt fragte sie ihn nach seinem Befinden. Er antwortete, er müsse sich gestern Abend erkältet haben. Da sah er nach der Uhr.

„Ach," sagte er, „meine Uhr ist stehen geblieben; ich bringe sie zu einem mir bekannten, geschickten Uhrmacher. In einer Viertelstunde bin ich wieder hier."

„„Frühstücke doch erst!"" entgegnete Friederike.

„Bis das Frühstück kömmt, bin ich zurück; ohne Uhr weiß ich mir gar nicht zu helfen; der Uhrmacher wird mir eine andere geben, bis die meinige reparirt ist.“

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Die junge Frau erhob sich von ihrem Lager und machte Toilette. Das Frühstück wurde gebracht; Dr. Sebulon hatte es beim Fortgehen bestellt. Friederike wollte ihres Mannes Rückkehr erwarten, bevor sie frühstückte. Allein der Kaffee war längst kalt geworden, und ihr Mann war noch nicht zurückgekehrt. Sie fing an, besorgt zu werden und ging unruhig im Zimmer auf und ab. So wurde es 10 Uhr, 11 Uhr, Mittag — Dr. Sebulon war noch nicht zurückgekehrt. In tödtlicher Pein verbrachte die junge Frau den Tag, von dem sie sich so viel Vergnügen versprochen hatte, auf ihrem Zimmer. Es wurde Abend, und Dr. Sebulon war noch nicht zurückgekehrt.

Halbkrank vor Angst und Sorge lag Friederike auf dem Sopha; endlich schellte sie und ließ den Wirth bitten, zu ihr zu kommen. Dieser kam und hörte mit Verwunderung die Erzählung der jungen Frau; er schlug ihr vor, den Verlauf der Nacht abzuwarten und am Morgen die Polizei zu benachrichtigen.

Welch' eine Nacht verbrachte Friederike! Was war aus ihrem Manne geworden? Sie horchte auf, sobald sie die Räder eines Wagens rollen hörte. Einigemale hielten Wagen vor dem belebten Gasthofe. Friederike stürzte dann die Treppe hinab, um dem wiederkehrenden Gatten in die Arme zu eilen; allein — es waren Fremde, die ankamen. Getäuscht kehrte das arme Weib in ihr Zimmer zurück, um aufs Neue vergeblich zu harren.

Die Nacht wollte gar kein Ende nehmen. Endlich

dämmerte der Morgen; Friederike hatte kein Auge geschlossen. Um acht Uhr kam der Wirth, um sie aufs Polizeibüreau zu geleiten. Hier nahm man die Meldung mit Erstaunen entgegen. Der Paß des Dr. Sebulon war nicht abgeholt worden. Man fragte die Unglückliche, wie sie mit ihrem Manne gelebt habe, ob er Geld bei sich gehabt, ob er Schulden daheim habe. Ach, sie hatten so glücklich mitsammen gelebt, Nichts hatte den häuslichen Frieden getrübt, selbst das Mißverhältniß zu Friederiken's Eltern nicht. Geld hatte er nicht bei sich gehabt, vielleicht einige Gulden; selbst die Reisekasse lag noch wohlverwahrt im Gasthofe. Die pecuniären Verhältnisse waren die besten; war doch Friederiken's Mitgift in P. sicher angelegt und noch unberührt.

Tage vergingen; Dr. Sebulon blieb spurlos verschwunden; alle Nachforschungen der Polizei waren vergeblich. War er entflohen? Aber, warum hätte er den behaglichsten, glücklichsten Verhältnissen entfliehen sollen? War er ermordet worden? Aber warum sollte man ihn ermorden, da er doch nur wenige und unbedeutende Werthsachen bei sich getragen hatte? War ihm ein Unglück zugestoßen am hellen Tage, so hätte man doch eine Spur davon, so hätte man doch die Leiche auffinden müssen!

Nach acht Tagen reiste Friederike nach P. zurück; vom Bahnhof aus fuhr sie nicht in ihre eigene Wohnung, sie fuhr nach dem Hause der Eltern. Diese erschraken, als sie ihre Tochter sahen, sie erschraken noch mehr, als sie ihr verweintes Antlitz, ihre vom Kummer gebeugte Gestalt erblickten. Schluchzend warf sich Friederike ihrem Vater zu Füßen; Herr Salz hob sie empor und umarmte sie.

Wie erschraken die Eltern erst, als sie die Trauerkunde

von dem räthselhaften Verschwinden des Schwiegersohnes vernahmen! Herr Salz begab sich in der Begleitung eines geschickten Polizeiagenten nach Wien. Keine Spur war zu entdecken; Dr. Sebulon war an jenem Sonntag-Morgen bei keinem der zahlreichen Uhrmacher der großen Kaiserstadt gewesen.

Herr Salz ließ sich's weder Zeit noch Mühe verdrießen; auch scheute er keine Kosten; in alle Zeitungen des In- und Auslandes wurden Aufforderungen versandt, Preise wurden ausgesetzt für die geringste Kunde. Es war Alles vergebens: Dr. Sebulon blieb verschwunden.

III.

Friederike lebte wieder bei ihren Eltern wie vor ihrer Verheirathung; durch verdoppelte Liebe suchten die alten Leute das herbe Geschick der Tochter zu mildern; der vorangegangenen Zwistigkeiten wurde nicht mehr gedacht, und kein Wort des Vorwurfs traf das Ohr der ohnedies so Hartbetroffenen. So verging ein Jahrzehnt; da starb die Mutter, und wieder nach drei Jahren folgte ihr der Vater ins Grab. Jetzt stand Friederike ganz allein in der Welt.

Um sich zu zerstreuen, beschloß die arme Verlassene, nachdem das Trauerjahr um den Vater dahingegangen, eine größere Reise zu unternehmen; allein die kriegerischen Ereignisse des Jahres 66 hinderten sie daran. Im Frühjahr 67 verließ sie in Begleitung einer älteren, christlichen Freundin, welche sich ihr als Begleiterin angeboten hatte,

die Heimath. Nicht lange weilte sie in Wien; die schöne Kaiserstadt bot ihr zu schmerzliche Erinnerungen. In Dresden wurde der erste längere Aufenthalt genommen, und da war es namentlich die reichhaltige Gemäldegallerie, welche die Aufmerksamkeit der Damen auf sich zog. Als sie bewundernd vor dem berühmten Gänsedieb Murillo's standen, gesellte sich ein Herr zu ihnen. Herr Laditz war ebenfalls aus P.; er war ein guter Bekannter der Frau Skopp, der Begleiterin Friederikens. Auch er war auf einer Vergnügungsreise begriffen, und seltsamer Weise hatte er ganz denselben Reiseplan wie die beiden Damen; er wollte wie sie nach Berlin, Hamburg, Hannover, Köln, und von da nach Paris zur Weltausstellung reisen. So machte es sich von selbst, daß er ihr ständiger Begleiter wurde. —

Herr Laditz war ein schöner Mann von 36 Jahren; er hatte angenehme Manieren und war in allen Zweigen des Wissens sehr unterrichtet. Er war eigentlich Chemiker von Beruf; er hatte jedoch diesen Beruf mit dem literarischen vertauscht, indem er als Correspondent und Mitarbeiter mehrerer großer Zeitungen agirte. So war seine Reise nicht allein dem Vergnügen gewidmet; er schrieb für das Feuilleton einiger großen Blätter seiner Vaterstadt sowohl als auch der Landeshauptstadt Reiseberichte, und es amüsirte die Damen höchlich, wenn er ihnen Abends die Erlebnisse des Tages vorlas, oder wenn sie in irgend einer Conditorei die Zeitungen der Heimath vorfanden und in ihnen die Berichte über ihre eigene Reise lasen, in denen sie selbst manchmal, natürlich unter fingirten Namen, eine Rolle spielten. — Gegen Friederike war Herr Laditz außerordentlich zuvorkommend und höflich, und auch sie fand Gefallen an dem gebildeten Weltmanne. Herr Laditz war Protestant, und es kam Friederiken

nicht in den Sinn, daß er andere als bloß freundschaftliche Absichten in Bezug auf sie hegen konnte. Friederike zählte nunmehr 31 Jahre; ihre Schönheit hatte nicht durch die Jahre gelitten, und der alte Kummer war längst verschwunden. Freudig gab sie sich der schönen Gegenwart hin und wurde nicht müde, all das Neue in sich aufzunehmen, das ihr die Reise bot.

In Berlin war es, als Frau Skopp zum ersten Male die Frage an sie richtete, ob sie sich nicht wieder zu verheirathen gedenke.

„Ach," entgegnete Friederike! „ich bin verdammt, einsam durchs Leben zu wandeln. Die Gesetze meiner Religion erlauben mir nicht, jemals wieder einen Ehebund zu schließen, es sei denn, daß der Tod des armen Sebulon erwiesen würde."

„„Aber,"" fragte Frau Skopp, „„wird der seit 15 Jahren spurlos Verschwundene nicht für verschollen erklärt.""

„Nein, niemals, es bedarf stricter Beweise seines Todes so hat es mir mein Vater oft auseinandergesetzt."

Frau Skopp schwieg für jetzt; aber sie versäumte von nun an keine Gelegenheit, die hohen Vorzüge des Herrn Ladiz hervorzuheben, so oft sie mit Friederiken allein war. War Herr Ladiz zugegen, so brachte sie sehr häufig das Gespräch auf religiöse Fragen. Namentlich wurde der Unterschied der Religionen gern und oft besprochen. Herr Ladiz sprach dann mit hoher Achtung vom Judenthume und seinen Bekennern; natürlich stellte er als Christ das Christenthum höher; das Judenthum war ihm eine niederere Stufe des protestantischen Glaubens. Er hob dann so Manches hervor, was im Judenthume dem Nichtjuden als Härte, als Formenwesen, als beschränkte Anschauung erscheint.

„Aber," fügte er dann immer versöhnend hinzu, „unsere Zeit mit ihren humanen Ideen, mit ihrem gewaltigen Voranschreiten, gelangt dazu, die Gegensätze zu versöhnen, die Schroffheit der Anschauung abzuschleifen, auszugleichen überall und die Menschheit in Humanität und Toleranz zu vereinen. Mag auch die Erziehung noch so hohe Bollwerke aufgerichtet haben; der innige Verkehr im Leben trägt sie alle ab, und über sie hinaus reichen sich die Menschen die Bruderhand zu stets innigerer Vereinigung."

„Uebrigens," sprach er dann lächelnd weiter, „ist es ja am Ende gleichgiltig, in welcher Form wir das höchste Wesen verehren. Der gebildete Mensch gesteht allen diesen Formen ihre Berechtigung zu und beansprucht niemals ausschließlich für sich und die Seinen den Himmel."

Solche Gespräche, in denen Friederike Herrn Ladiţ durchaus nicht zu widerlegen im Stande war, konnten nicht ohne Einfluß auf sie bleiben, und während sie noch beim Beginne ihrer Reise streng nach den Anforderungen des jüdischen Religionsgesetzes gelebt hatte, wurde sie allmählich lockerer in der Beachtung derselben. Jedesmal, wenn Derartiges vorkam, winkte Frau Skopp Herrn Ladiţ bedeutsam zu.

Ehe man Berlin verließ, wollte man noch die verschiedenen Synagogen besuchen. Es war an einem Sabbat, und Herr Ladiţ hatte es so einzurichten gewußt, daß man zuerst in das Gotteshaus des orthodoxen Vereins Schochre Tob ging. Es war ein sehr heißer Tag, und in dem engen, dumpfen, niederen Raum*) war es kaum auszuhalten; man verließ

*) Der Verein Sch. T. hat seitdem ein geräumigeres Lokal als Bethaus eingerichtet.

daher die Synagoge noch vor dem Beginn der Predigt. — „Sehen Sie," sagte Herr Laditz zu Friederiken, „das ist das Judenthum der Vergangenheit."

Die Gesellschaft begab sich darauf in die neue, prächtige Synagoge in der Oranienburgerstraße. Das wunderschöne Gebäude machte einen überwältigenden Eindruck, die Orgel spielte ganz ausnehmend schön, der Chorgesang war unübertrefflich; aber das Haus war leer. Die wenigen Anwesenden verloren sich in dem großen Raume, und diese Wenigen unterhielten sich mit einander im Flüstertone.

„Sehen Sie," sagte Laditz beim Hinausgehen, als er die Damen am Fuße der Frauensynagoge wiedergefunden hatte, „das ist das Judenthum der Gegenwart. Es nähert sich den protestantischen Formen, nur fehlt noch Manches. Die Inhaber all jener leeren Sitze sind in ihren Läden und Comptoirs. Der Jude der Gegenwart feiert mit dem Christen den Sonntag, während er wie dieser den Besuch des Gottesdienstes den Pfaffen und den alten Weibern überläßt. Welche Ironie, einen Gottesdienst anzuberaumen für einen Tag, an welchem Alles mitten in der Werkthätigkeit begriffen ist — einen Gottesdienst, den Niemand besuchen kann und will!"

Am darauf folgenden Sonntag ging unsere Gesellschaft in die Synagoge des Reformvereins. Der Berliner Reformverein, im Jahre 1846 gegründet, hat den Sabbat auf den Sonntag verlegt. In der Synagoge sitzen Männer und Frauen in einem Raume, die ersteren ohne Kopfbedeckung. Die Gebete sind auf ein Minimum reducirt, das Hebräische ist auf das Schema und einen Theil der Keduschah beschränkt; die Feste werden stets auf einen Sonntag oder einen christlichen Feiertag verlegt; am Versöhnungstage verlassen die Andächtigen zur Mittagszeit das Bethaus, um sich nach mehr=

stündiger Pause wieder zusammenzufinden. In der Predigt wird alles spezifisch Jüdische streng vermieden oder nur deßhalb erwähnt, um es zu bekämpfen.

„Nun,“ sagte Friederike zu dem sie begleitenden Ladiß, als sie und Frau Skopp dieses Bethaus wieder verlassen hatten, „wenn Sie konsequent sein wollen, so müssen Sie das da als das Judenthum der Zukunft bezeichnen.“

„„Nicht doch, meine Gnädige,““ entgegnete Ladiß lächelnd, „„Nicht als das Judenthum der Zukunft, sondern als die Religion der Zukunft bezeichne ich das Ebengesehene. Das ist die reine Vernunftreligion, die kaum noch etwas spezifisch Nationales oder Confessionelles hat. Zu solcher Höhe wird sich auch der Protestantismus entwickeln, wie er ja bereits in den freien Gemeinden, oder der Katholicismus in den Deutsch-Katholischen Genossenschaften Ausdruck gefunden hat. Dann wird es eine Kirche geben, die den Sohn Amrams und den Sohn des Zimmermanns Joseph verehrt wie Solon und Lykurg, wie Sokrates und Plato, wie Schiller und Göthe, wie Déak und Garibaldi. Dann werden die confessionellen Formen, die kirchlichen Gebräuche aufhören, und Judenthum und Christenthum werden sich von allen Aeußerlichkeiten emancipiren und werden dann nur Eins sein. Der gebildete Mann, das intelligente Weib aber warten diese späte Zukunft nicht erst ab; sie zerbrechen ihre Fesseln schon jetzt.“

Aufmerksam hörte ihm Friederike zu; sie versank in tiefes Nachdenken, in welchem weder Frau Skopp noch Herr Ladiß sie störten.

IV.

Die Reise war fast vollendet; man hatte Hamburg, Köln, Paris gesehen; man war in der Ausstellung gewesen, hatte dort manchen Bekannten getroffen und sich im Ganzen köstlich amüsirt. Noch oft war das Gespräch auf religiöse Themata gekommen, und Herr Ladiß hatte in Friederiken eine gelehrige Schülerin gefunden. Der Sommer war fast zu Ende, und wir treffen die Gesellschaft auf der Heimreise auf einem Dampfbote rheinaufwärts fahrend. War das ein Genuß nach dem Getriebe und Gewoge in der geräuschvollen Weltstadt, das herrliche Rheinthal zu bewundern! Es war ein köstlicher Septembertag, fast zu heiß; aber auf dem Wasser herrschte eine angenehme Kühle. Friederike ging mit der Freundin auf dem Verdecke auf und ab; neben den Damen ging Herr Ladiß, all die verfallenen Burgen, an denen man vorüberfuhr, bei Namen nennend, bald anmuthige, bald schreckliche Sagen erwähnend, die sich daran knüpften, bald historische Erinnerungen herbeiholend. Da war der Kaiserstuhl bei Rhense, da war eine Burg des Kurfürsten von Trier, da drüben war's Kurkölnisch gewesen, und bis dahin hatte sich Kurmainz erstreckt. Die Damen hingen an seinen Lippen, er wußte so anmuthig zu erzählen, er wußte überall Bescheid. Die zerstörten Ritterburgen bauten sich wieder auf in seiner Gegenwart, die Berge und Felsen wurden lebendig durch seine Erzählungen. Jetzt wird Coblenz und Ehrenbreitstein passirt, da liegt das schöne Stolzenfels und drüben Oberlahnstein. Immer

schöner und romantischer wird die Gegend; nur langsam fährt das Dampfbot stromaufwärts, doch noch zu schnell für den, der all die köstlichen Bilder ins Auge fassen will. Da ist der Loreleifelsen, den Heine verewigt hat in seinem wundervollen Liede, da liegt St. Goar und drüben St. Goarshausen; ehemals war das eine preußisch, das andere nassauisch; jetzt sind sie beide preußisch. Unzählige Schiffe bedecken den grünen Rheinstrom, auf dem linken wie auf dem rechten Ufer fahren die Eisenbahnzüge hin und her, die Berge durchbrechend, in den Bergen auf Augenblicke verschwindend, um dann wieder zu erscheinen jenseits der Berge.

„Ja," ergreift Ladißs das Wort, nachdem Alle eine Zeit lang stumm den herrlichen Anblick genossen, „hier haben wir ein echtes Bild der Neuzeit; die Burgen der Raubritter kleben noch an den Felsen; aber sie sind zerfallen, unschädliche Ruinen. Sicher ziehen die Schiffe ihre Straße auf- und abdampfend auf dem geduldigen Strome, der oben und unten und in der Mitte überbrückt ist mit zahlreichen Prachtbrücken, auf beiden Seiten befördern die Schienenwege die hin- und hereilende Menschheit. — Mit den Burgen des Mittelalters, mit seinen Raubrittern, mit den Religionskriegen seiner letzten Jahrhunderte sind auch die Vorurtheile desselben gefallen. Alle Völker, alle Menschen verbrüdern sich, und in Genf tagt gegenwärtig ein Congreß, um Pfaffen und Tyrannen zu stürzen, dagegen aber den allgemeinen, ewigen Frieden der Völker zu begründen."

Er schwieg, wie um Athem zu holen, Muth zu gewinnen.

„Friederike," sagte er dann — er nannte sie schon eine Zeit lang beim Vornamen — „wir sind jetzt fast vier

Monate beisammen gewesen; es war die schönste Zeit meines Lebens! Friederike, ich habe Sie achten, ich habe Sie lieben gelernt; Ich glaube Ihrer nicht unwürdig zu sein. Friederike, wollen Sie die Meinige werden?"

Friederike schrie laut auf, so daß die übrigen Passagiere des Dampfboots aufmerksam wurden.

„Entfernen Sie Sich jetzt," sagte Frau Skopp zu Laditz, „lassen Sie mich mit meiner Freundin allein."

Und Laditz ging an das andere Ende des Dampfboots; dort beugte er sich über das Geländer und blickte in die grüne Fluth.

Friederike aber setzte sich nieder und weinte bitterlich. Frau Skopp ließ sie sich ausweinen.

„Nun," fragte sie endlich, „darf unser Freund hoffen?"

Ein neuer Thränenstrom brach aus Friederikens Augen hervor.

„Ach," schluchzte sie, „ich soll untreu werden dem Glauben der Väter, soll meine frommen Eltern im Grabe so beleidigen! — Nimmermehr!"

„Was aber wollen Sie thun? Wollen Sie Ihr ganzes Leben vertrauern? Können Sie als Jüdin sich wieder verheirathen? Doch ein Anderer, Geschickterer soll selber für sich sprechen."

Sie rief Laditz herbei.

„Friederike," sagte dieser, als ihm Frau Skopp die Worte der armen Verlassenen wiederholt hatte, „ich würde mich nicht einen Augenblick bedenken, um Ihretwillen Jude zu werden. Für mich ist die Religion eine bloße Form. Aber, wie mir unsere Freundin erzählt hat, dürfen Sie als Jüdin nicht wieder heirathen. Lassen Sie Sich also taufen, werden Sie protestantisch. Dann lassen wir den Dr.

Sebulon als verschollen erklären, und unserer Vereinigung steht nichts mehr im Wege.“

Friederike bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ schluchzte sie.

„„Würden Sie meinen Antrag annehmbar finden, wenn wir als Juden mitsammen leben könnten?““

„Ich achte und ehre Sie und würde mir keinen besseren Lebensgefährten wünschen.“

„„Nun gut, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Wir landen bald bei einer großen Stadt, in der sich eine alte jüdische Gemeinde und ein auch in unserem Vaterlande gekannter Rabbiner befindet. Gehen Sie zu diesem Rabbinen. Gestattet er Ihnen, Sich wieder zu verheirathen, so trete ich aus dem österreichischen Unterthanenverbande und werde Jude. Gestattet man Ihnen aber die Heirath nicht, so bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als die jüdische Religion und deren starre Formen mit der freieren protestantischen zu vertauschen; dann werden Sie Christin, und ein protestantischer Geistlicher wird unsern Ehebund einsegnen.““

Laditz schwieg, und Friederike blickte starr vor sich nieder.

Das Dampfboot war indeß in die Nähe des Binger Loch's gekommen. Der Strudel warf weißen Schaum empor.

„Friederike,“ nahm Laditz wieder das Wort. „sehen Sie diese Felsen, an denen sich die Wogen brechen, so daß sie brodeln und schäumen? Das ist das Binger Loch. Früher war es bei weitem enger. Da konnten die Schiffe nur mit großer Gefahr dasselbe passiren. Alle, die sich darauf befanden, sanken in die Knie und beteten; aber häufig fruchtete das Gebet nichts, und das Schiff zerschellte, und

die Menschen starben eines vorzeitigen Todes. In neuerer Zeit ist man klüger geworden; man hat die Felsen gesprengt, und die Schiffe fahren ungehindert durch. Sprengen auch Sie die hemmenden Felsen, und passiren Sie dann Ihren Lebensweg frei und glücklich. — Gehen Sie auf meinen Vorschlag ein?"

„„Ich gehe darauf ein!"" sagte sie, ihm die Hand reichend.

Laditz führte ihre Hand an seine Lippen.

Der schöne Rheingau blieb von den Dreien unbemerkt. Nicht Bingen mit seiner Burg, in der einst Heinrich V. seinen Vater Heinrich IV. gefangen hielt, nicht Rüdesheim, wo einst Karl der Große die ersten Reben pflanzte; nicht Johannisberg, nicht Ingelheim wurden von unseren Reisenden beachtet; Alle waren zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt, als daß die Außenwelt noch Interesse für sie gehabt hätte.

Die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden, als das Dampfboot das Ziel seiner Tagfahrt erreichte.

V.

In seinem Studierzimmer saß der Rabbiner, bei welchem Friederike Rath suchen sollte. Es mochte ungefähr 10 Uhr Vormittags sein; um 1 Uhr hatte der Rabbiner eine Trauung zu vollziehen. Vor ihm lag aufgeschlagen das Buch der Lehre, und zwar der Wochenabschnitt Ki Tabo;

er wollte den Text suchen für die Trauungsrede. Da fielen ihm die Worte auf:

„Und du sollst bauen daselbst einen Altar dem Ewigen, deinem Gotte, einen Altar von Steinen, du sollst nicht schwingen wider sie Eisen. Aus ganzen Steinen sollst du bauen den Altar des Ewigen, deines Gottes, und sollst darbringen darauf Ganzopfer dem Ewigen, deinem Gotte. Und du sollst schlachten Freudenopfer, und sollst genießen dort und dich freuen vor dem Ewigen, deinem Gotte. Und du sollst schreiben auf die Steine all die Worte dieser Lehre, wohl erklärt.“

Und die gelesenen Worte erschienen ihm passend als Text zur Traurede. Die Ehe sollte verglichen werden mit dem Altare Gottes. Weint doch der Altar, nach dem Ausspruche der Weisen, so sich Jemand scheidet von dem Weibe seiner Jugend. Jemehr der Rabbiner den Worten der heiligen Schrift nachdachte, desto passender erschien ihm der Text. Eine Fluth von Gedanken, Symbolen und Vergleichungspunkten stieg in ihm auf, und er ergriff die Feder, um die Predigt zu skizziren.

Da ward ihm eine Dame gemeldet, die ihn nothwendiger Weise sprechen müsse. Als er zustimmend winkte, trat Friederike herein.

„Habe ich die Ehre,“ fragte sie, „den Herrn Rabbiner zu sprechen?“

„„Die Ehre ist für mich. Wollen Sie nicht freundlichst Platz nehmen?““

„Ich wollte mir erlauben, Herr Rabbiner, mir in einer wichtigen Angelegenheit Ihren Rath zu erbitten, oder vielmehr Ihre Ansicht zu hören.“

„„Sie können über mich verfügen.““

„Ich bin aus P. und heiße Sebulon; mein Mann war Doctor der Medicin. Wir reisten ein Jahr nach unserer Hochzeit nach Wien. Mein Mann ging aus, um Etwas zu besorgen und kehrte nicht wieder. Seitdem ist er spurlos verschwunden.“

„„Schrecklich! Haben Sie keine Vermuthung, was aus Ihrem Herrn Gemahl geworden sein kann?““

„Keine. Wir hatten sehr glücklich zusammen gelebt, unsere pecuniären Verhältnisse waren glänzend; es muß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein.“

„„Hat man seine Leiche gefunden?““

„Nein, er blieb ganz spurlos verschwunden; Sie können Sich leicht denken, daß mein seliger Vater die größten Anstrengungen machte, irgend eine Spur zu erlangen — sie waren alle vergebens.“

„„Traurig, traurig!““

„Fünfzehn Jahre lang habe ich meinen Mann betrauert; meine Eltern sind unterdeß gestorben, und ich stehe jetzt ganz allein in der Welt.“

„„Ihr Geschick ist in der That beklagenswerth.““

„Jetzt aber, Herr Rabbiner, will ich mich wieder verheirathen; darf ich das?“

„„Nur in einem von zwei Fällen. Entweder wird der Tod Ihres Mannes evident bewiesen, oder Ihr Gatte lebt noch und übergibt Ihnen den Scheidebrief; in jedem dieser Fälle dürfen Sie Sich wieder verheirathen.““

„Diese zwei Fälle gehören in das Gebiet des Unmöglichen; ich bin fest überzeugt, daß mein Mann nicht mehr lebt. Was hätte ihn auch zur Flucht veranlassen sollen? Und wenn er auch geflohen wäre, so hätte er doch wohl Kunde von sich gegeben. Nein, er lebt nicht mehr; aber

seinen Tod zu erweisen, das ist unmöglich. War es während der verflossenen fünfzehn Jahren nicht möglich, wie sollte es jetzt geschehen?"

„„Ich beklage Ihr hartes Loos, Frau Doctor; allein unter diesen Verhältnissen dürfen Sie nicht wieder heirathen. So lange der Tod Ihres Mannes nicht unzweifelhaft ist, so lange sind Sie an ihn gebunden.""

„Das heißt, Herr Rabbiner, nach jüdischen Gesetzen; aber die protestantische Kirche gestattet die Wiederverheirathung, sobald der Verschollene für bürgerlich todt erklärt ist."

„„Was wollen Sie damit sagen?""

„Daß ich mich taufen lassen werde, um wieder heirathen zu können."

Der Rabbiner erschrak, als er das hörte; doch faßte er sich.

„„Madame,"" sagte er, „„Sie werden vielleicht wissen, daß unsere heilige Religion 613 Gebote enthält. 610 von diesen dürfen wir übertreten, sobald es sich um eine Lebensgefahr handelt. Der Todtkranke darf am heiligsten Fasttage Speise nehmen; für den Todtkranken darf man den Sabbat entweihen; um aus Todesgefahr zu retten, darf man alle Gebote und Verbote verletzen bis auf drei. Diese drei sind so wichtig, so heilig, daß man lieber sein Leben hingeben soll, ehe man sie verletzt. Diese drei sind: Mord, Ehebruch und die Verleugnung unserer heiligen Religion — und zwei von diesen furchtbaren Verbrechen, Religionsverleugnung und Ehebruch, wollen Sie auf einmal begehen, und das sagen Sie mit kaltem Blute?""

„Nein, nein, Herr Rabbiner, nicht mit kaltem Blute. Gott ist mein Zeuge, Er weiß, wie schwer es mir wird,

die Religion meiner Väter zu verlassen. Allein, sagen Sie, was soll ich thun? Soll ich mein Leben einsam vertrauern? Noch stehe ich in dem Alter, bin ich in den Verhältnissen, daß ich mir einen Gatten wählen kann; ich stehe an der Grenzscheide der Jugend; noch einige Jahre, und ich bin vereinsamt für immer."

„„Und ist denn das ein so schweres Unglück, unverheirathet zu sein? Könnten Sie Sich nicht eine Thätigkeit wählen, die Ihnen Zerstreuung, Unterhaltung gewährt, die Ihr Leben zu einem nützlichen macht?

„Ich kenne keine solche Thätigkeit; ich bin im Wohlstande erzogen und habe nur gesellschaftliche Fertigkeiten erlernt. Uebrigens habe ich lange genug ein Leben der Trauer und Einsamkeit geführt; ich bin dessen müde; ich will noch glücklich werden."

„„Und glauben Sie, daß Sie das vermeintliche Glück durch zwei so furchtbar schwere Verbrechen werden erkaufen können?""

„Hoho, Herr Rabbiner, die Sache ist nicht so schlimm, wie Sie sie darstellen. Einen Ehebruch begehe ich nicht, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß mein Mann todt ist. Und der Religionswechsel? In unserer aufgeklärten Zeit ist man über die starren Formen hinaus; alle Radien führen zum Mittelpunkte, alle Religionen haben gleichen Inhalt und gleichen Zweck. Bedenken Sie, wir schreiben ein tausend acht hundert und sechs und sechzig."

„„Sie irren, Madame, wir schreiben bereits sieben und sechzig; allein, mögen auch noch Jahrhunderte oder Jahrtausende vergehen, der Welt kann keine größere Aufklärung werden als die, welche ihr vom Sinai geworden durch das Licht der göttlichen Offenbarung. Der Ehebruch und

der Abfall von unserer heiligen Religion sind, wie der Mord, die schrecklichsten Verbrechen. Wenn Ihre Eltern noch lebten, so würden sie sich um der abtrünnigen Tochter willen trauernd auf die Erde setzen müssen, wie um eine Gestorbene."

Friederike schauderte, als sie das hörte; sie fing heftig an zu weinen. Dann sagte sie unter Thränen:

„Ich will ja gerne Jüdin bleiben, gestatten Sie mir nur, daß ich heirathen darf."

„„Ich habe nichts zu gestatten; ich bin nur Verkünder und Erklärer des göttlichen Gesetzes, und dieses verbietet Ihnen die Heirath, es sei denn, daß einer der von mir bereits erwähnten zwei Fälle eintreten möchte. Glauben Sie doch nicht, daß Sie je glücklich werden können, wenn Sie gegen Gottes Gebot handeln.""

„Aber kann denn das Gott wollen? Warum hat Gott grade mir so Schweres beschieden?"

„„Welcher Mensch könnte in Gottes unerforschliche, weise Pläne eindringen? Kann, darf der Lahme, der Blinde, der Taube fragen, warum Gott ihm einen verstümmelten Körper gegeben? Er muß es in Ergebung tragen. — Sehen Sie, Madame, auch Ihnen hat Gott ein hartes Loos zugewiesen. Beweisen Sie Ihre Charakterstärke, Ihre hingebende Liebe zum Vater im Himmel dadurch, daß Sie Ihr Geschick in Ergebung und Frömmigkeit tragen. Sprechen Sie: Du hast es so gewollt, o Herr, Dein heiliger Wille geschehe!"

„Ich habe aber nicht diesen hingebenden Charakter, ich besitze diese resignirte Frömmigkeit nicht!"

„„So suchen Sie Sich dieselbe zu erwerben!""

„Ich danke Ihnen, Herr Rabbiner! Sie haben mir Ihre Ansicht gesagt, Ihren Rath ertheilt; ich werde nun meinen Entschluß fassen.“

„„Gebe Gott, daß derselbe kein verbrecherischer sei!““

„Verbrecherisch gewiß nicht, wenigstens in meinem Sinne nicht. Leben Sie wohl!“

„„Sie ebenfalls. Gott schütze Sie vor Ihren eigenen Leidenschaften.““

Friederike ging, und der Rabbiner schaute ihr lange betrübt nach. Dann erinnerte er sich der bevorstehenden Trauung. Nur mit Mühe sammelte er seine Gedanken; den ganzen Tag mußte er der armen Verlassenen und ihrer harten Kämpfe, ihrer schweren Versuchungen gedenken. Hatten seine Worte Eindruck auf sie gemacht? Wird sie untergehen oder überwinden? Wird er vielleicht jemals Kunde von ihrem Entschlusse, von ihrem ferneren Geschicke erhalten? Endlich gelang es ihm, all die aufsteigenden Gedanken zurückzudrängen und den Pflichten seines Amtes wiederum mit ungetheilter Aufmerksamkeit obzuliegen.

VI.

Friederike kehrte in den Gasthof zurück, in welchem sie ihre Reisegesellschaft zurückgelassen hatte; sie fand Herrn Labitz und Frau Skopp beisammen. Beide blickten sie erwartungsvoll an. Friederike war keines Wortes mächtig. Sie warf sich in einen Sessel und weinte laut.

„Hat der heuchlerische Pfaffe," fragte Herr Laditz, „Ihnen die Hölle recht heiß gemacht?"

„„Ich habe keinen heuchlerischen Pfaffen vorgefunden,"" entgegnete Friederike, sich fassend. „„Ich habe einen Mann angetroffen, welcher mir ruhig und fest die Vorschriften der Religion erklärt, und dabei die größte Theilnahme an meinem harten Geschicke an den Tag gelegt hat.""

Laditz biß sich in die Lippen; dann fragte er:

„Und welchen Entschluß haben Sie gefaßt?"

„„Ich werde einen protestantischen Geistlichen aufsuchen. Aber nicht hier, nicht hier!""

„So reisen wir heute noch nach F.!"

In F. begab sich Friederike zu einem der dort functionirenden protestantischen Pfarrer, der sie freundlich empfing; auch ihm erzählte sie ihre Geschichte und legte offen die Motive dar, welche sie zum Glaubenswechsel veranlaßten. Der Pfarrer machte anfangs Schwierigkeiten; er bestellte sie auf den Nachmittag wieder. Unterdeß machte ihm Laditz einen Besuch. Als Friederike dann Nachmittags wiederkam, erklärte der Pfarrer, daß er hoffe, die Wahrheiten des Christenthums würden allmählich im Herzen der Neubekehrten Wurzel fassen. Auch auf vorgegangenen Unterricht wolle man verzichten in Erwägung, daß ein so unterrichteter Mann wie Laditz diesen nachträglich ertheilen könne. So sollte denn der Taufact am folgenden Tage vollzogen werden.

Friederike, die auf der ganzen Reise mit Frau Skopp stets ein gemeinsames Zimmer gehabt hatte, wollte in der kommenden Nacht allein sein, um sich noch einmal zu sammeln vor dem bevorstehenden entscheidenden Schritte; sie hatte sich daher im Gasthofe ein besonderes Zimmer geben

und in dasselbe ihre Sachen bringen lassen. Nachdem sie herzinnig gebetet hatte, begab sie sich zur Ruhe. Allein sie konnte lange die ersehnte Ruhe nicht finden.

Immerwährend traten die Gestalten ihrer verstorbenen Eltern vor sie hin und maßen sie mit vorwurfsvollen Blicken. Endlich schlossen sich ihre Augen zum Schlummer. Der Traum führte sie nach ihrer Vaterstadt in die Tage der Jugend, zu der Stunde, da sie zu Sebulon gesprochen: „Dein auf ewig!“ — Sie erwachte; ein namenloser Schmerz erfaßte sie; das Band, das sie einst gegen den Willen der Eltern unter so großen Opfern geschlungen, es war noch nicht gelöst, und doch wollte sie aufs Neue sich binden! Sie konnte es auf ihrem Lager nicht mehr aushalten; sie stand auf und sah nach der Uhr; es war erst Mitternacht. Sie legte sich wieder nieder und verfiel aufs Neue in einen unruhigen Schlummer. Ein fürchterlicher Traum bemächtigte sich ihrer; sie fühlte sich an zwei feurige Rosse gebunden; auf der einen Seite stand der Rabbiner und trieb das eine Roß nach Osten, auf der anderen Seite stand der Pfarrer und trieb das andere Roß nach Westen — sie mußte zerrissen werden; sie schrie laut auf vor Angst und Schmerz; da erwachte sie. Ach, es war ein trauriges Erwachen! Hatte ihr der Traum das Bild ihres künftigen Lebens gezeigt?

Sie barg das Haupt in die Kissen und entschlief zum dritten Male. Diesmal führte sie das Traumgebilde in das Elternhaus zurück, sie wollte den Eltern einen guten Morgen wünschen; als sie eintrat, rief ihr der Vater entgegen: „Hinweg, Verfluchte, Abtrünnige, Du häufest Schande auf das Haupt Deiner Eltern! O, hätte ich nie ein Kind gehabt!“

Da warf sie sich dem Vater zu Füßen, umklammerte seine Knie und rief: „Vater, ich will Deine Tochter bleiben, will keine Abtrünnige, keine Verfluchte werden, will einst neben Dir ruhen im Grabe!"

Und der Vater sprang auf und umarmte und küßte sie und rief: „Meine Tochter, ich werde Dich wiedersehen droben im Himmel!"

Auch die Mutter umschlang sie unter heißen Freudenthränen.

Und Friederike erwachte zum dritten Male, diesmal nicht in Schmerz und Trauer, in Furcht und Angst, sondern in reiner, himmlischer Freude. Sie stand auf, zündete die Kerzen an und warf sich in ihre Reisekleider; es war 4 Uhr Morgens; der erste Zug ging um 5 Uhr ab. Friederike packte rasch ihre Sachen, schrieb ein Briefchen an Frau Skopp und Laditz, schellte dem Hausknecht, zahlte ihre Rechnung und ließ sich nach dem Bahnhofe fahren. Wenige Stunden nachher trat sie beim Rabbiner in der Rheinstadt ein.

„Herr," sagte sie, „Sie haben angefangen, mir guten Rath zu ertheilen; verlassen Sie mich auch jetzt nicht!"

Dann erzählte sie Alles, was sich ereignet hatte.

Der Rabbiner rieth ihr, in einer anständigen jüdischen Familie ein Unterkommen zu suchen und fürs Erste in dieser Stadt zu bleiben, damit sie gegen alle Bemühungen des Herrn Laditz und der Frau Skopp in Sicherheit sei. Sie folgte seinem Rathe.

Der Rabbiner schrieb an einen Bekannten nach P. und bat ihn, sich über die Person und den Charakter des Herrn Laditz und der Frau Skopp nähere Auskunft zu verschaffen.

Nach acht Tagen schrieb der Freund, daß Frau Skopp gleich nach ihrer Rückkehr gegen Herrn Ladiß einen Prozeß anhängig gemacht habe. Herr Ladiß weigere sich nämlich, die versprochene Summe zu zahlen, so wie die Reisekosten der Frau Skopp zu ersetzen, da der Zweck der Reise, die Erlangung der Hand der vermögenden Frau Dr. Sebulon, nicht erreicht sei.

Der Rabbiner sandte das Schreiben sofort an die arme Betrogene, die man planmäßig ins Verderben hatte locken wollen.

Als Friederike den Brief gelesen, warf sie sich zur Erde nieder und dankte Gott unter heißen Thränen für die rechtzeitige Rettung. Dann schrieb sie an den Banquier in P., bei dem sie ihr Vermögen deponirt hatte, und beauftragte ihn, der Frau Skopp ihre Reisekosten zu ersetzen, auch sonst vermittelnd einzuschreiten, und wo möglich mit nicht allzugroßen Geldopfern die Beilegung des Prozesses zu erwirken. Bald erhielt sie die Nachricht, daß Frau Skopp durch den Ersatz der Reisekosten war befriedigt worden, und daß dieselbe auf alle weiteren Ansprüche auf Herrn Ladiß verzichtet hatte.

VII.

In der Woche vor dem Neujahrsfeste trat zu dem Rabbiner in der mehrerwähnten Stadt am Rhein ein Mann ins Zimmer, den Kummer und Elend vor der Zeit gealtert zu haben schienen.

„Herr Rabbiner," sagte er in einem Tone, welcher den gebildeten Mann verrieth, „ich komme als ein Hilfesuchender zu Ihnen. Ich habe weder Zeugnisse noch sonst etwas Derartiges, und die Geschichte meines Unglücks klingt so romantisch, so mährchenhaft, daß ich fürchten muß, keinen Glauben zu finden."

„„Setzen Sie Sich, mein Herr!"" sagte der Rabbiner sanft, „„und erzählen Sie.""

Beide nahmen Platz, und der Fremde begann:

„Ich heiße Sebulon und bin aus P., wo ich als Arzt praktisirte."

Der Rabbiner sprang überrascht auf.

„„Sie sind der Dr. Sebulon aus P?"" fragt er erregt.

Auch der Fremde hatte sich erhoben.

„Sie wissen von mir?"" fragte er erstaunt.

„„Ja,"" entgegnete der Rabbiner, „„ich kenne die Geschichte eines Dr. Sebulon aus P., der vor 15 Jahren plötzlich verschwunden ist!""

„Aber nicht in P., sondern in Wien," entgegnete der Fremde, „wohin ich mit meiner jungen Frau eine Vergnügungsreise gemacht hatte."

„„Und der sind Sie? Mein Herr, man hat den Dr. Sebulon Jahre lang vergeblich gesucht und keine Spur von ihm gefunden! Und jetzt treten Sie hier herein und behaupten, Sie seien der von allen Behörden vergeblich Gesuchte! Sie werden begreifen, daß ich Ihnen unmöglich aufs Wort glauben kann.""

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Räthsel meines plötzlichen Verschwindens löse und Ihnen ausführlich die Geschichte meines Unglücks erzähle."

„„Erzählen Sie!““

„Als ich in meinen Jünglingsjahren in Wien studirte, habe ich dort ziemlich locker gelebt. Jung, reich und unabhängig — meine Eltern waren todt und hatten mir ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen —, ohne feste religiöse Grundsätze, gerieth ich in lockere Gesellschaft. Wenn ich auch bei Tage meinen Studien oblag, so verbrachte ich doch meine Abende stets fröhlich. Ich machte die Bekanntschaft einer Schauspielerin, die meinetwegen alle ihre Liebhaber verabschiedete; sie hing fest an mir; aber ich ward nach Jahresfrist des Verhältnisses überdrüssig und zog mich zurück; sie konnte das nicht ertragen, sie flehte und bettelte um meine Liebe; ich aber blieb kalt. Da schwur sie mir Rache, fürchterliche, grausame Rache; ich lachte ihrer. Adele verließ Wien, um an der Bühne einer Provinzialstadt ein Engagement anzunehmen. Auch ich kehrte, nachdem ich meine Studien beendet und das Staatsexamen glänzend bestanden hatte, nach meiner Vaterstadt zurück, wo ich bald eine ausgebreitete Praxis und ein heißgeliebtes Weib gewann. Fast ein Jahr nach meiner Hochzeit reiste ich mit meiner jungen Frau nach Wien, wo zu Ehren des Kaisers glänzende Festlichkeiten stattfanden. Als ich mit meiner Frau eines Abends in der wundervoll illuminirten Kaiserstadt promenirte, redete mich plötzlich eine Dame an. Wie erschrak ich, als ich Adele erkannte! Ich antwortete ihr kaum und eilte mit meiner Frau nach Hause. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht. Der Racheschwur der Verschmähten tönte mir immer in die Ohren, wilde Träume quälten mich; es war mir, wie wenn eine Schlange, mit Adelen's Antlitz, mich umschlungen hielt, um mich zu tödten.“

Dr. Sebulon hielt erschöpft inne. Nach fünfzehn Jahren noch erschütterte ihn die Erinnerung.

VIII.

„Am anderen Morgen," fuhr Dr. Sebulon in seiner Erzählung fort, „wollte ich meine Uhr repariren lassen. Als ich von meinem Hôtel aus einige Straßen durchwandert hatte, kam ein Fremder auf mich zu."

„Sie sind der Dr. Sebulon aus P.?" fragte er hastig.

„„Zu dienen, mein Herr!"" antworte ich ihm.

„O, kommen Sie eilig zu einer plötzlich Erkrankten! Bitte, kommen Sie mit mir, ich finde in der Schnelligkeit keinen anderen Arzt."

„Ich folgte ihm arglos, und er führte mich in ein schönes Haus, in ein elegantes Boudoir. Da saß auf dem Sopha — Adele. Ich erschrak, als ich sie erkannte. Ich sah mich nach meinem Begleiter um — er war verschwunden."

„Wo ist die Kranke?" fragte ich.

„„Hier,"" sagte Adele, „„Ich bin die Kranke. Sebulon, Du kennst mich doch noch?""

„Ich kenne Sie noch, mein Fräulein; da ich aber sehe, daß Sie vollkommen gesund sind, so erlauben Sie wohl, daß ich mich wieder entferne?"

„„Sebulon, wer wird so rasch von einer Freundin scheiden, die man seit Jahren nicht gesehen hat? Bleib und setze Dich zu mir; ich habe Dir viel zu erzählen.""

Zu meinem Erstaunen vernahm ich nun, daß Adele unterdeß sehr reich geworden. Sie hatte einen Bruder ge-

habt, der sich grade in Californien befand, als dort die Goldlager entdeckt wurden. Derselbe hatte ungeheure Reichthümer erworben, war dann mit seinen Schätzen, aber auch mit zerrütteter Gesundheit nach Europa zurückgekehrt. Er war bald darauf gestorben, und die einzige Schwester war seine Erbin.

Adele bat mich flehentlich, zu ihr zurückzukehren, ihre Schätze mit ihr zu theilen und in einem fernen Lande in Hülle und Fülle mit ihr zu leben und zu genießen. Sie bot mir alle ihre Reichthümer zur unbeschränkten Verfügung an. Ich aber blieb standhaft ihren Verlockungen gegenüber. Ich wollte mein junges Weib, meine behagliche und geachtete Stellung nicht aufgeben; ich wollte den Weg der Sünde und des Lasters nicht wieder betreten; ich wollte mir die Achtung meiner Schwiegereltern erwerben.

Als Adele sah, daß alles Bitten und Flehen vergeblich war, sprang sie wuthschnaubend auf.

„So sollst Du denn meine Rache fühlen, Verräther!“ rief sie und zog an einer Glockenschnur.

Zwei Männer stürzten herein und fesselten mich; mit Gewalt wurde mir eine Substanz in den Mund gegossen, die mich betäubte. Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einer Zwangsjacke, wie man sie Tobsüchtigen anlegt, im Eisenbahnwagen. Jene zwei Männer, die mich gefesselt hatten, saßen mir gegenüber. Erst kürzlich habe ich erfahren, daß sie einen Paß besaßen, demzufolge sie einen Irrsinnigen in eine berühmte Londoner Irrenanstalt geleiten sollten.

Ich will Ihnen keine Schilderung von dieser furchtbaren, entsetzlichen Reise machen. Sie ging für meine Peiniger glücklich von Statten. Wir kamen in London an, und ich wurde an eine Privat-Irrenanstalt abgeliefert,

deren Besitzer uns bereits erwartet hatte. Jenes wüthende Weib zahlte meinem Peiniger eine bedeutende Summe.

Anfangs stellte ich mich ungebehrdig und wollte mit Gewalt meine Freilassung erzwingen; allein die gräßlichsten Mißhandlungen brachten mich bald zur Ruhe. Mein Loos war ein so schreckliches, daß ich fürchtete, in der That den Verstand zu verlieren. Da ward mir ein kleines, hebräisches Gebetbuch, das ich nicht zu meinem Gebrauche, sondern zu dem meiner Frau bei mir geführt und das man mir gelassen hatte, zum rettenden Talisman. Aus ihm betete ich und fand in der Erhebung zu Gott Ruhe und Frieden und den Muth, mein entsetzliches Geschick zu ertragen. Ergeben ertrug ich nunmehr mein Loos und erlangte dadurch größere Freiheit, mich innerhalb der Anstalt zu bewegen. Glücklicherweise bin ich Arzt, und ich benutzte die Gelegenheit zu eingehenden Studien der Geisteskrankheiten, zu deren Beobachtung mir so vielfache Gelegenheit sich bot. Wärter, Hilfsärzte und Kranke gewannen mich bald lieb. Nur davon durfte ich nicht reden, daß ich gesund sei und widerrechtlich gefangen gehalten werde. Das kostete mich sofort die Freiheit auf einige Tage und brachte mich in Gefahr, arg mißhandelt zu werden.

In dieser Weise lebte ich vierzehn Jahre. Da wurde im vorigen Jahre ein Leidensgefährte in die Anstalt gebracht. Unbegreiflicher Weise, wahrscheinlich durch meinen lange fingirten Gleichmuth irregeleitet, ließ man mich mit dem neuen Ankömmling in Berührung kommen. Ich erkannte bald, daß derselbe gesund war. Er ward von habsüchtigen Verwandten, die ihn beerben wollten, gefangen gehalten. Gewissenlose Aerzte hatten sich erkaufen lassen, ihn für irrsinnig zu erklären. Wir verständigten uns bald;

unseren gemeinsamen Bemühungen gelang es, einen Wärter durch das Versprechen einer großen Belohnung zu veranlassen, dem Advocaten Sir Oliver's, so hieß mein Leidensgefährte, ein Briefchen zu überbringen. Der Brief that seine Wirkung. Eines Tages erschien plötzlich eine königliche Commission, aus Gerichtsärzten bestehend, in der Anstalt, die Sir Oliver zu sehen verlangte. Auch darauf war der Director vorbereitet. Sir Oliver erhielt einen Schlag auf den Hinterkopf, der ihn solchergestalt betäubte, daß er der Commission als ein Blödsinniger erscheinen mußte. Schon wollten die Gerichtsärzte befriedigt die Anstalt verlassen, als ich Gelegenheit fand, zu ihnen zu dringen und ihnen mitzutheilen, wie man Sir Oliver in diesen Zustand versetzt hatte. Sie kehrten wieder um und warteten; der Betäubte erholte sich langsam und enthüllte den Aerzten die Intrigue, der er zum Opfer geworden. Auch ich trat vor und erzählte mein trauriges Geschick. Es gelang mir, die Commission zu überzeugen, daß ich ebenso bei Verstande war wie jeder andere gesunde Mensch. Sir Oliver und ich, wir wurden sofort in Freiheit gesetzt; der Director wurde verhaftet. Sein Proceß schwebt noch; er wird wahrscheinlich nach einer Verbrechercolonie deportirt werden.

O, Herr Rabbiner, können Sie Sich den unendlich großen Genuß der wiedererlangten Freiheit vorstellen? Ich war wie vom Tode erstanden. Da aber stieg der quälende Gedanke in mir auf: „Was ist aus deinem Weibe geworden?"

Sir Oliver gab mir das nöthige Reisegeld und ich eilte gen Osten.

Aber der lange Aufenthalt in jenem furchtbaren Kerker hatte mich unpraktisch gemacht. Auf der Reise — in Ca=

lais — wurde mir mein Koffer gestohlen, in welchen ich unvorsichtiger Weise auch meine Brieftasche gelegt hatte. Ich hätte dort bleiben und nach London an Sir Oliver oder auch nach P. um Geld schreiben können; aber ich hätte dann mehrere Tage verweilen müssen, und meine Sehnsucht nach der Heimath ist so groß! Ich zog es vor, meine Uhr und meinen Ring zu verkaufen, hoffend, daß das Geld dafür mir die Reisekosten nach P. bestreiten würde. Ich habe mich geirrt. Mein Gesundheitszustand erlaubt mir nicht anders als langsam zu reisen. Ich habe deßhalb mehrfach übernachten müssen und meine Baarschaft hat nur bis hierher gereicht. Wollen Sie mir fünfzig Gulden als ein Darlehen verschaffen, Herr Rabbiner? Vielleicht ist ein wohlhabender Glaubensgenosse bereit, mir diesen Liebesdienst zu erweisen."

„Mein Herr," antwortete der Rabbiner, „Ihre Erzählung trägt das Gepräge der Wahrheit; ich habe sie mit größerem Interesse angehört als Sie vielleicht ahnen. Allein, wodurch wollen Sie die Identität Ihrer Person erweisen?"

„„Das ist mir hier nicht möglich; in P. gibt es Hunderte, die mich wiedererkennen würden."

Der Rabbiner befand sich in der größten Verlegenheit. Was sollte er thun? Sollte er dem Fremden mittheilen, daß seine angebliche Gattin sich in derselben Stadt befinde? Aber wer bürgte dafür, daß die ebengehörte Erzählung auf Wahrheit beruhe? Sie trug zwar das Gepräge der Wahrheit, allein erwiesen war es nicht, daß der Fremde wirklich der Dr. Sebulon sei. Es tauchten im Gedächtnisse des Rabbinen Erinnerungen auf, daß es schon mehrfach sich ereignet hatte, daß intriguante Menschen durch künstliche

Lügengewebe unter dem Scheine der Wahrheit sich reiche, verlassene Frauen erringen wollten, vorgebend, sie seien die vor vielen Jahren verschwundenen Gatten. Und Friederike selbst? Sie war noch leichter zu täuschen als ein Fremder Unbetheiligter.

Unterdessen erinnerte sich der Rabbiner, daß in dem, benachbarten Badeorte W zwei achtbare, gesetzestreue israelitische Kaufleute aus P. verweilten; sie hatten ihm vor wenigen Wochen einen Besuch gemacht und die Absicht ausgesprochen, bis nach dem Neujahrsfeste in W. zu bleiben. Vielleicht vermochten sie nähere Auskunft über die Person des Fremden zu geben.

„Herr," sagte er endlich zu diesem, „in dem benachbarten Badeorte W. befinden sich zwei ihrer Landsleute, deren Namen ich vergessen habe; aber ich kenne den Namen des Gasthofes, in welchem dieselben Wohnung genommen haben, und werde sie daher leicht auffinden können. Fahren Sie mit mir zu diesen; sie werden Ihnen gewiß die erforderliche Summe vorstrecken."

Der Fremde willigte ein, und so fuhren denn Beide mit dem nächsten Zuge nach W.

IX.

Die beiden Kaufleute aus P., Herr Wiesenborn und Herr Winterstein, waren im Begriff, das Hôtel „Zu den Vier Jahreszeiten", wo sie wohnten, zu verlassen, um sich nach dem Kurgarten zu begeben, als eine Droschke vor dem-

selben Hôtel vorfuhr. Winterstein erkannte sofort den im Wagen sitzenden Rabbiner.

„Ei, Herr Rabbiner," rief er erfreut, „sollen wir die Ehre Ihres Besuches haben?"

Unterdeß stand Wiesenborn wie erstarrt da; sein Auge haftete an dem Begleiter des Rabbinen.

„Sebulon," rief er endlich, „bist Du vom Tode erstanden?"

Jetzt faßte ihn auch Winterstein ins Auge.

„Wahrhaftig," rief er, „Dr. Sebulon oder dessen Geist! Sebulon, Sebulon, sollte es möglich sein?"

„Winterstein, Wiesenborn! Freunde meiner Kindheit, seid Ihr es wirklich?" rief jetzt Sebulon — und in den Armen lagen sich die Freunde.

Man ging in das Hôtel zurück, in das Zimmer der beiden Kaufleute.

Zuerst mußte Sebulon erzählen; er berichtete kurz die Leidensgeschichte, die wir bereits kennen. Dann theilten die beiden Kaufleute mit, was sie von Friederiken und deren verstorbenen Eltern wußten.

Der Rabbiner hatte bis jetzt als stummer Zuhörer dagesessen.

„Nunmehr," sagte er, „ist die Reihe an mir, zu erzählen; auch ich kann über diese Angelegenheit berichten."

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten ihm die Anderen zu da er von dem weiteren Verlaufe der Geschichte, von Friederikens Reise, den Versuchungen, denen sie ausgesetzt war, ihrer Ueberwindung und endlich von dem Zutagetreten jener schändlichen Intrigue sprach, deren Opfer Friederike fast geworden wäre. Als der Rabbiner schwieg, fragte Dr. Sebulon:

„Und wo weilt mein armes Weib jetzt?"

„„In meinem Wohnorte!"" entgegnete der Rabbiner.

„O," rief Sebulon, „schnell, schnell, führen Sie mich zu ihr!"

„„Gemach, mein Herr, ich muß die arme Frau erst vorbereiten. Fahren wir zusammen nach Hause. Sie und Ihre Freunde verweilen in meinem Studirzimmer. Ich lasse unterdeß Ihre Frau rufen, rede mit ihr in meinem Empfangzimmer und werde dann sehen, was weiter werden wird.""

So geschah es denn auch.

Als Friederike in das Empfangzimmer des Rabbiners geführt wurde, sagte er zu ihr:

„Ich habe Sie rufen lassen, Madame, um Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich habe Nachrichten erhalten, die Ihren verschwundenen Gatten betreffen."

„„Ists möglich? Lebt er noch?""

„Er lebt noch."

„„Und hat mich böswilliger Weise verlassen?""

„Nein, das hat er nicht. Haben Sie vielleicht von einer Schauspielerin Namens Adele gehört?"

„„Gewiß! Mein seliger Vater hat mir erzählt, daß Sebulon während seiner Studienjahre mit einem solchen Weibe in Verbindung gestanden. Gott, sollte er mich ihr geopfert haben?""

„Nein, nein, Madame, beruhigen Sie Sich, ich will Ihnen Alles mittheilen."

Und der Rabbiner erzählte. Thränen des Mitgefühls entströmten reichlich den Augen des armen Weibes bei der Schilderung der Qualen ihres Gatten. Die alte Liebe zu dem Freunde ihrer Jugend erwachte mit erneuter Macht.

„„Wo ist er jetzt?"" rief sie, als der Rabbiner seine

Erzählung beendet hatte, „„er soll kommen, sofort kommen; ich will wieder sein Weib, sein treues, hingebendes Weib sein!““

Da ging der Rabbiner hinaus, den harrenden Gatten zu rufen. Niemand war bei dem Wiedersehen zugegen. Aber im Nebenzimmer vernahm man das heftige, laute Weinen Friederiken's und das Schluchzen des Dr. Sebulon.

X.

Nach dem Laubhüttenfeste empfing der Rabbiner folgendes Schreiben:

„Ehrwüdiger Herr!

Sie werden meinen Brief vom Rüsttage des Neujahrsfestes mit meinen und meiner lieben Frau erneuten Danksagungen empfangen haben. Gegenwärtiges bezweckt, Ihnen weitere Mittheilungen über die Schicksale von Personen zu machen, an deren Glücke Sie so großen Antheil haben.

Wir haben uns hier wiederum häuslich niedergelassen, und ich habe bereits eine ausgebreitete Praxis. Sie können Sich leicht denken, daß unser wunderbares Geschick nicht geringes Aufsehen erregt hat, und wir sind die Löwen des Tages. Viele Kranke lassen sich nur deßhalb von mir behandeln, um mich zu sehen und zu sprechen.

Wir haben unser Haus nach echt-jüdischer Weise eingerichtet, und ich sowohl wie meine Frau sind fest entschlossen, keinen Finger breit von Gottes Geboten abzuweichen. In der Zeit des Kummers und des Elends lernt

man es, zum Allvater emporzublicken und von Ihm allein das zeitliche wie das ewige Heil zu erwarten.

Von London habe ich die Nachricht erhalten, daß der Director der Irrenanstalt und seine Helfer zu langjähriger Deportation verurtheilt sind; aus seinem Vermögen wird mir eine beträchtliche Entschädigungssumme gezahlt werden.

Adele hat sich dem strafenden Arme der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Sie ist wahnsinnig geworden und in einer Irrenanstalt untergebracht. מדה כנגד מדה.*) lehren die Weisen.

Herr Ladiß ist mit Zurücklassung vieler Schulden nach Amerika entwichen; man sagt, es sei auch ein Fälschungsprozeß gegen ihn anhängig.

Frau Skopp wagt es kaum, ihre Behausung zu verlassen; sie ist der Gegenstand allgemeiner Verachtung.

Und nun, Herr Rabbiner, empfangen Sie noch einmal meinen und meiner Frau innigsten, glühendsten Dank.

O, ich mag den Gedanken nicht ausdenken: wenn meine Frau an einen Reformrabbiner gerathen wäre, und dieser hätte ihr nach der in jüngster Zeit beliebten Theorie gesagt, daß das jüdische Gesetz auch in Ehesachen dem Landesgesetze nachstehen müsse, nach welcher Theorie man in Berlin und Hamburg wiederholt in der Praxis verfahren und ungeschiedene Ehefrauen copulirt hat — dieser Ladiß wäre Jude geworden, und meine Frau . . . . . doch, ich schweige lieber; schon der bloße Gedanke daran macht mich krank.

Sie aber, Herr Rabbiner, möge der Allgütige segnen

---

*) Maaß für Maaß.

immerdar. Er verleihe Ihnen Kraft und Ausdauer in Ihrem heiligen Berufe, und alle Wünsche Ihres edlen Herzens erfülle Er zum Guten.

Und nun habe ich Ihnen noch in meinem Namen und in dem meiner lieben Frau eine Bitte vorzutragen: Veröffentlichen Sie unsere Geschichte, auf daß sie Anderen in ähnlicher Lage zur Lehre und zur Warnung diene. Verändern Sie gefälligst die Namen der Personen und deuten Sie meinen Wohnort nur an. Es wird allerdings viele Leute geben, welche die Namen errathen werden, da unsere Erlebnisse vielfach bekannt geworden; daran liegt jedoch Nichts.

Nachdem uns so viel Liebes und Gutes von Ihnen erwiesen worden, dürfen wir wohl erwarten, daß Sie uns auch die Erfüllung dieser Bitte nicht abschlagen werden.

Leben Sie recht, recht wohl!

In unaussprechlicher Hochachtung und Verehrung
verharrt

Ihr ergebener

Dr. Sebulon.

P., den 29. Oktober 1867."

Das Licht der Diaspora.

I.

In Konstantinopel.

Konstantinopel! Willst Du die schönste Stadt der Welt kennen lernen, so gehe nach Konstantinopel. Nicht Pecking mit seinen Wundern, nicht London mit seinem Welthandel, nicht das neuerstandene, kaiserlich prächtige Paris, nicht die alte, ewige Roma, selbst nicht das wunderherrliche Neapel — sie alle halten den Vergleich nicht aus mit der glanzvollen Stadt, die am Ufer dreier Meere sich hinausdehnt in diese, bezaubernd und entzückend den, der das prächtige Stambul zum ersten Male schaut. Und doch, was ist die heutige Residenz des Sultans gegen die Stadt, die einst die Metropole der östlichen Hälfte des römischen Weltreichs gewesen? „Diese Hauptstadt," sagt Benjamin de Tudela, der Konstantinopel besuchte, als es noch der Mittelpunkt des oströmischen Reiches war, „ist die Königin der Städte; sie nimmt jedes Jahr die Steuern der Unterthanen des oströmischen Kaiserreichs in sich auf; ihre großen

Paläste sind voll Seide, Purpur und Gold; man sagt, daß Konstantinopel an jedem Tage seinem Kaiser 20,000 Goldstücke zahle, welche man als Steuer erhebt von seinen Läden, Gewölben und Märkten, von den Kaufleuten aus Persien und Aegypten, aus Rußland und Ungarn, aus Spanien und Italien, die zu Lande und zu Wasser hierherreisen nach der Hauptstadt der Welt."

In diese Blüthezeit Konstantinopels fällt unsere Geschichte.

Der Mitkaiser Johann Zimisces war im Jahre 976 der gewöhnlichen Zeitrechnung gestorben und hatte den beiden Söhnen des verstorbenen Kaisers Roman II., Basil und Konstantin, den Alleinbesitz des Thrones überlassen. Während Konstantin, seines Namens der Achte, sich einem behaglichen Wohlleben und Zerstreuungen aller Art überließ, ergriff Basil II. mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung. Klug wußte er alle Schmarotzer vom Hofe zu entfernen; er verstand es, die Heerführer Leo Bardanes und Leo Phocas, die den beiden Brüdern den Thron streitig machen wollten, unter sich zu entzweien und so Beide zu verderben. Siegreich bekämpfte er die Feinde des Reichs und schlug die Bulgaren aufs Haupt. Unter seiner kräftigen und weisen Regierung herrschte im ganzen großen Kaiserreiche Friede und Wohlstand, namentlich in Konstantinopel.

Aber nicht allein der Sitz des Reichthums und der Pracht war Konstantinopel zu jener Zeit, sondern auch Kunst und Wissenschaft blühten dort. Während das Abendland durch die Völkerwanderungen, durch die Eroberungs- und Zerstörungszüge roher Nationen in Barbarei versunken war, hatte sich hier die griechische Cultur, die hellenische Wissenschaft erhalten. Zahlreiche Gelehrte und Kaufleute lebten in der öst-

lichen Hauptstadt; unter ihnen nahm ein Jude, Rabbi Gerschom ben Jehuda, der Franke genannt, einen hohen Rang ein. Er war ein Gold- und Silberarbeiter, und die Kunstwerke, die aus seiner Werkstätte hervorgingen, wurden besonders geschätzt.

Rabbi Gerschom war zu Metz in Frankreich geboren. Schon in früher Jugend widmete er sich mit großem Eifer dem Talmudstudium, das durch Anregung der großen Weisen von Mainz, der Chachmé Magenza, in ganz Lotharien — so nannte man damals die links vom Rhein liegenden Länder, ein Name, der noch heute in „Lothringen" widerklingt — eifrigst betrieben wurde. Bald führte die Sehnsucht nach den großen Weisen von Mainz den jungen Gerschom nach dieser Stadt, wo damals Rabbi Kalonymos aus Lucka (der Dritte dieses Namens), der Verfasser vieler Festgebete und anerkannter Rechtsgutachten (Teschuboth) als Rabbiner wirkte; ihm stand Rabbi Abun zur Seite, den man noch heute „den Großen" nennt; auch Rabbi Jehudah, der Stammvater des berühmten Rabbi Elasar von Worms, und die beiden gelehrten Brüder Rabbi Jekuthiel und Rabbi Jthiel. Als Rabbi Kalonymos von Lucka Mainz verließ, um nach Frankreich zu gehen, da trat an die Spitze des Rabbinats von Mainz Rabbi Lion, den die Zeitgenossen als einen wunderbaren, ausgezeichneten Gelehrten (Mupհla) rühmen. Zu seinen Füßen saß Rabbi Gerschom und trank mit Durst aus dem ihm gebotenen Becher der Weisheit.

Das Talmudstudium war in jener Zeit noch tausendmal schwieriger als in der Gegenwart. Man besaß damals gar keine Hilfsmittel — nur der Lehrer vermochte Aufschluß zu ertheilen. Damals hatte Rabbi Schelomoh Jizchaki (Raschi) noch nicht seinen lichtvollen Commentar geschrieben, noch hatte

Rabbi Nathan von Rom nicht seinen Aruch, sein talmudisches Lexicon, verfaßt, noch hatte Rabbi Jizchak Phaßi nicht seine maßgebenden Halachoth geschrieben, noch hatten Raschi's Enkel, die Baalé Toßaphot, ihre scharfsinnigen Erläuterungen zum Talmud nicht ans Licht treten lassen, noch hatte nicht Maimonides den ganzen ungeheuren talmudischen Stoff in ein System gebracht, noch konnten nicht die Werke eines R. Salomon ben Adereth, eines R. Ascher ben Jechiel die Augen der Lernenden erleuchten, noch hatten nicht Rabbi Salomon Lurja und R. Samuel Jdeles den Talmud kritisch erläutert, noch hatten nicht R. Jakob ben Ascher, R. Moses Isserles den Tisch gedeckt (Schulchan Aruch), an den sich der Lernende heutzutage bequem setzen kann, um sämmtliche Halachoth nur einzunehmen — all die Hilfsmittel, über die unsere Zeit gebietet, gab es noch nicht; kein Compaß, kein Ruder, kein Steuer führten den auf dem Meere des Talmuds Schiffenden zum sicheren Ziele. Was man lernen wollte, mußte man vom Lehrer lernen; ohne die unmittelbare Leitung des Lehrers war der Lernende rathlos.

Als nun Rabbi Gerschom zu den Füßen seiner Lehrer in Mainz saß, da kam ihm der Gedanke, die Erläuterungen derselben an den Rand des Talmuds zu schreiben, und so den künftigen Schülern das Selbststudium zu ermöglichen. Aber um dieses große Werk auszuführen, mußte er das Talmudstudium an seiner Quelle aufsuchen, er mußte nach Babylon reisen, um von dem Gaon selbst den ganzen Schatz der mündlichen Lehre in seiner ungetrübten und nie unterbrochenen Tradition zu erlangen und in sich aufzunehmen. Nach Babylon waren die größten Lehrer Israels von Nebucadnezar vertrieben (החרש והמסגר), in Babylon war die Gotteslehre auch nach der Rückkehr eines Theiles der Juden nach Palä=

stina immer heimisch geblieben. Als während der hasmonäischen Bürgerkriege die Thora in Vergessenheit zu gerathen in Gefahr kam, da zog Hillel der Babylonier nach Palästina, um sie neu zu begründen; als Rabbenu Jehuda, der Heilige, den Codex der Mischnah sammelte, da kamen Rabbi Chija und seine Söhne von Babel, um diesen zu ergänzen; als aber erst die blutigen Verfolgungen der Römer das Studium der Thora in Palästina fast ganz vernichtet hatte, da war es Babylonien, wo es neu erblühte, bis Rabina und Rab Asché den Talmud niederschrieben. Hier in den Schulen von Sura und Pumbeditha war der eigentliche Sitz der Lehre. Die Vorsteher dieser Schulen, die Geonim, waren die Lehrer von ganz Israel, bis zum Tode Rabbenu Hai's, des letzten Gaon, im Jahre 1038 der gewöhnlichen Zeitrechnung.

Zu der Zeit unserer Geschichte war die Schule von Sura schon eingegangen; aber noch blühte die Schule von Pumbeditha unter dem großen Gaon Scherira. Zu ihm reiste Rabbi Gerschom, nachdem er sich vorher mit Deborah, der Tochter seines Lehrers Rabbi Lion, verlobt hatte.

Mehrere Jahre saß Rabbi Gerschom zu den Füßen seines Lehrers in Pumbeditha; aber nicht nur den Talmud und die Bedeutung eines jeden schwierigen Wortes in demselben lernte er verstehen, sondern auch alle anderen Wissenschaften, welche die damalige Zeit kannte. Rabbi Gerschom, der eine wunderbare Fassungskraft und ein Gedächtniß besaß, das niemals verlor, was in dasselbe war niedergelegt worden — wie ein wohlverpichtes, hermetisch verschlossenes Faß, das keinen Tropfen verlieren, in dem kein Tropfen verdunsten kann — lernte Griechisch und Arabisch, Persisch und Lateinisch, er lernte alle Pflanzen und Steine kennen und die Geheimnisse der Natur, er lernte die Eigenarten der Thiere und Vögel

verstehen und benutzen, er lernte alle Kunstfertigkeiten, er beobachtete den Lauf der Gestirne und die Gesetze desselben. Mit besonderem Fleiße widmete er sich der Kunst des Gold- und Silberarbeiters; diese Kunst sollte ihn ernähren, während er unabhängig von aller Welt seinen großen Talmud-Commentar schreiben wollte.

Mitten in all diesen Studien traf Rabbi Gerschom die Trauernachricht, daß sein Vater gestorben; er eilte in die Heimath, um sein Erbe anzutreten. In Konstantinopel mußte er einige Tage des Schiffes harren, das ihn nach Frankreich führen sollte. Da kam ihm die Ueberzeugung, daß nur in dieser großen Metropole sein künftiger Wohnsitz sein dürfe. Hier konnte er seine Kunst verwerthen wie nirgendwoanders, hier konnte er im Umgange mit den großen Künstlern und Gelehrten der Hauptstadt lernen, was ihm etwa an Wissen und Können noch fehlte.

Rabbi Gerschom kam nach Metz und verkaufte das Haus und die Aecker seines Vaters; dann eilte er nach Mainz, wo sein theurer Lehrer Rabbi Lion und dessen nunmehr zur holden Jungfrau erblühte Tochter Deborah in Liebe und Treue seiner harrten.

Ungern ließ Rabbi Lion den werthen Schwiegersohn und die geliebte Tochter in die Ferne ziehen; allein Rabbi Gerschom beharrte bei seinem Entschlusse, und da Deborah keinen anderen Willen kannte als den ihres Gatten, so mußte auch Rabbi Lion nachgeben. Dreißig Tage nach der Hochzeit nahm man schmerzvollen Abschied. Von Mainz nach Konstantinopel ist noch heute eine große Reise; wie mühselig und beschwerlich sie aber zu jener Zeit war, davon hat der Jetztlebende kaum eine Vorstellung. Nicht allein daß es keine Eisenbahnen und Dampfboote gab, es

waren nicht einmal Wege gebahnt, und vielfach mußte man mitten durch von uncivilisirten Nationen bewohnte Länder reisen, oft mußte man undurchdringliche Wälder passiren, nicht überall gab es Fähren zum Ueberschreiten der Flüsse, und Räuber und Wegelagerer machten selbst kleine Reisen gefährlich. Nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren kam Rabbi Gerschom mit seiner jungen Gemahlin in Konstantinopel an. Hier miethete sich der kunstfertige Goldarbeiter eine Werkstatt und begann bei Tage Becher, Ringe und Ketten von seltener Schöne zu verfertigen, während er bei Nacht seinen Studien oblag. Bald war der Laden des fränkischen Künstlers berühmt, und es wurde Mode am kaiserlichen Hofe, nur solche Schmuckgegenstände zu tragen, die der kunstreiche Franke angefertigt hatte. Rabbi Gerschom mußte sich nunmehr Gehilfen nehmen, die dann nach seiner Angabe Alles verfertigten. So gelangte er bald zu großem Wohlstande, und nichts fehlte zu seinem Glücke als der Kindersegen, denn seine Ehe war unfruchtbar.

II.

Melitta.

Zu ihrem größten Kummer bemerkte Deborah, daß ihr Gatte sehr häufig betrübt und niedergeschlagen war. Ach, sie kannte nur zu gut die Ursache seiner Trauer. Zehn Jahre waren sie bereits verheirathet, und noch ertönte keine fröhliche Kinderstimme in dem einsamen Hause!

Unterdeß hatte sich das Geschäft Rabbi Gerschom's immer mehr gehoben; er war nicht allein ein berühmter Künstler, er war auch ein reicher Mann geworden.

Eines Tages wurden ihm besonders erfreuliche, gewinnverheißende Aufträge gegeben. Nachdem er seinen Laden geschlossen, das Abendgebet verrichtet und das Nachtessen eingenommen, begab er sich wie gewöhnlich in sein Studirzimmer, um im Talmud zu forschen. Aber seine Gedanken schweiften ab von dem aufgeschlagenen Buche: „Herr, mein Gott," sprach er vor sich hin, „was willst Du mir noch geben? Was nützt mir Ruhm und Reichthum, da weder Sohn noch Tochter mir erwachsen, für die ich mich freudig mühen möchte? Ach, eine lange, ununterbrochene Kette ist es, die von Adam, dem ersten Menschen, zu mir herabreicht, und ich soll das letzte Glied dieser Kette sein, soll gleich einem abgehauenen Baumstamme nicht weiter Schößlinge treiben? Auf mir ruht der Geist meiner großen Ahnen; ich erfülle die Aufgabe, die Abraham der Welt gebracht hat, bin ein Diener des Gottes Jakob's, ein Schüler unseres großen Lehrers Moscheh — und ich soll keinen Sohn aufnehmen in den Abrahamsbund, kein Kind erziehen zum Diener meines Gottes, keinen Sohn unterrichten in der Lehre Moscheh's, die da ist ein Erbtheil der Gemeinde Jakob's?"

So sprach der Rabbi, und tiefe Wehmuth bemächtigte sich seiner. Er glaubte allein zu sein; aber seine Worte waren belauscht worden. Herein trat Deborah und beugte sich über ihren Gatten.

„Geliebter Mann," sprach sie, „es betrübt mich sehr, daß Du Dich so bekümmerst, um so mehr, da ich die Ursache Deiner Leiden bin. Mein Schooß ist unfruchtbar.

Wohlan, laß mich dem Beispiele Sarah's, Rahel's und Leah's, unserer frommen Mütter, folgen. Laß mich Dir noch ein Weib zuführen *), damit es Dir Kinder gebäre und Dein Haus künftig nicht vereinsamt sei."

„„Das wolltest Du thun, Geliebte? O, Du edles Weib, Du würdige Tochter unserer erhabenen Stammmütter! Doch nein, ich nehme dieses Dein großes Opfer nicht an; um Deinetwillen nehme ich es nicht an. Weißt Du nicht, daß Hagar ihre Herrin kränkte, als sie das erlangt hatte, was der Sarah noch versagt geblieben war?""

„Sorge nicht um mich, mein Geliebter! Wenn ich ein Opfer bringe, so will ich es auch ganz bringen. Ich werde Dein Haus, wenn Du noch ein Weib heimführen willst, nicht zu einer Stätte des Zankes und des Streites machen; ich werde Deine neue Gattin nicht mit Neid und Eifersucht verfolgen; ich werde, wie bisher, nur Dein Glück, Deine Zufriedenheit vor Augen haben und nur dafür leben. Möge die neue Gattin Deine Liebe erlangen, ich werde mich mit Deiner Achtung und Freundschaft begnügen."

„„Du bist ein edles Weib! O, daß mir Gott Kinder aus Deinem Schooße bescheeren möchte — sie würden unserem Vater Jizchak gleichen an Frömmigkeit und Edelsinn. Nein, ich nehme Dein Opfer nicht an. Komm, wir wollen zu Gott beten — vielleicht erhört er unseren Herzenswunsch, wie er den Jizchak's und Ribkah's gewährt hat.""

Und Beide beteten in innigster, heißer Herzensandacht.

---

*) Zu der Zeit unserer Erzählung war die Polygamie den Israeliten aller Länder noch gestattet und bei ihnen auch nicht ungewöhnlich.

Aber Gottes unerforschliche Weisheit gewährte die Bitte nicht; der Allwissende hatte in Seinem hohen Rathe es anders beschlossen.

Wiederum verstrich ein Jahr; von Tag zu Tag wurde Rabbi Gerschom reicher und angesehener; aber das Lächeln eines Kindes erfreute ihn nicht.

Um diese Zeit lebte in Konstantinopel ein Händler, Namens Menachem, der aus dem Lager Rabbi Gerschom's Silberwaaren entnahm, um sie in der Stadt zu verkaufen. Der Mann war fromm und brav, auch nicht unerfahren im jüdischen Schriftthum; seine Frau war ihm früh gestorben und hatte ihm eine einzige Tochter von seltener Schöne hinterlassen. Melitta war der Stolz ihres Vaters; in der ganzen, großen Kaiserstadt gab es keine schönere Jungfrau als sie. Aber die schöne Hülle barg keine edle Seele. An äußerem Flitter hing Melitta's Herz; nicht hatte einer Mutter sorgsame Hand ihre Erziehung geleitet; den Vater, dem es schwer wurde, sich zu ernähren, und der den ganzen Tag mit seinen Waaren hausirte, sah sie wenig. So war das Mädchen herangewachsen ohne geistige und sittliche Pflege. Sich zu putzen und zu schmücken, das war der einzige Wunsch ihres eitlen Herzens.

Einst saß Melitta in der Weinlaube des Gärtchens, das hinter dem Hofe ihres Vaters lag; da ritt ein junger, schöner Offizier von der Leibgarde des Kaisers vorüber. Der junge Michael, der Paphlagonier, war einer der schönsten Ritter des kaiserlichen Hofes; sein Onkel war der einflußreiche Eunuch Johann, einer der Wenigen, denen Kaiser Basil II. gestattete, an der Regierung Theil zu nehmen. Als Michael das junge Mädchen erblickte, hielt er wie geblendet sein Pferd an.

„Holdeste,“ rief er hinüber, „bist Du ein Engel, aus der anderen Welt gesandt, um diese Erde zu verschönern, o, so gönne mir noch länger Deinen beglückenden Anblick! Bist Du aber ein Menschenkind, so beschwöre ich Dich, mir Deinen Namen und den Namen Deines Vaters zu nennen, damit ich hintrete vor ihn und um Dich werbe.“

Melitta wollte fliehen, als der schöne Ritter also sprach. Dieser aber war schon vom Pferde gestiegen; schnell band er das Roß an einen Pfahl und schwang sich über die niedere Mauer. Er hielt die Fliehende fest und überhäufte sie mit den Namen der überschwenglichsten Zärtlichkeit.

Melitta floh nicht mehr; auch sie war von dem Anblick des schönen Jünglings bezaubert.

„Wie heißest Du, Götterkind?“ fragte sie dieser.

„„Melitta, hoher Herr!““

„Welch schöner Name! Melitta, die Biene, bereitet uns Honig — so auch Du, Du süßeste der Frauen! Und Dein Vater?“

„„Mein Vater ist Menachem, der Händler.““

„Ah, ein Jude! Doch das schadet nichts; ich führe Dich aus Deines Vaters Hütte in den Palast des Kaisers. Wisse, ich bin Michael, der Paphlagonier, ein Centurio in der Leibwache des Kaisers. Mein Oheim ist der mächtige Minister Johann. Noch heute rede ich mit meinem Oheim. Er liebt mich und erfüllt jeden meiner Wünsche. Willigt er ein, und ich zweifle nicht daran, dann wirst Du Christin und mein Weib.“

Melitta's Herz zitterte, als Michael so sprach. Ihre Eitelkeit war aufs Höchste erregt. Sie, das Weib eines vornehmen Ritters, erscheinend bei den Hoffesten, geschmückt

mit Gold und Diamanten, gekleidet in Seide und Purpur! Sie entwand sich den Armen des Ritters nicht mehr, sie erwiederte seine Liebkosungen; erst als die Tritte der alten Magd vernehmbar wurden, die da kam, um Melitta ins Haus zu rufen, riß diese sich los und entfloh. Der Ritter sprang wieder über die Mauer, bestieg sein Roß und galoppirte davon.

Der Eunuch Johann, ein Günstling des Kaisers Basil, hatte seiner Schwester Sohn, den schönen Michael, aus Paphlagonien kommen lassen, weil er auf ihn ehrgeizige Pläne baute. Basil war unverheirathet und hatte oft genug erklärt, niemals einen Ehebund schließen zu wollen. Sein Bruder und Erbe, der Kaiser Konstantin VIII., hatte nur zwei Töchter, Zoë und Theodora. Die jüngere, Theodora, war für einen Prinzen des deutschen Kaiserhauses bestimmt, für den späteren Kaiser Otto III., dessen frühzeitiger Tod jedoch diesen Plan nicht zur Ausführung kommen ließ. Damals aber galt Zoë für die einzige Erbin des Kaiserthrones. Diese Prinzessin war von heißem Geblüte, im höchsten Grade leidenschaftlich. Auf sie hatte der listige Johann seine Pläne gebaut. Was galt es ihm, daß die Prinzessin schon einem Gatten bestimmt war? In der Geschichte der Byzantinischen Kaiser kam es ja nicht selten vor, daß der Kaiser seine Gemahlin oder die Kaiserin ihren Gatten in ein Kloster sperren oder gar vergiften ließ, um einen neuen Ehebund zu schließen, wie es die Leidenschaft eingab! War Zoë erst Kaiserin, so konnte sie ihren Gatten verstoßen und den schönen Michael zu ihrem Herrn erheben; dann aber war der Eunuch Johann der eigentliche Beherrscher des Kaiserreichs.

Man kann sich daher leicht vorstellen, daß Johann

nicht in den Wunsch seines Neffen, die Tochter des Juden Menachem heimzuführen, willigte.

„Bist Du wahnsinnig, thörichter Junge?“ schrie er ihn an, als Michael ihm sein Vorhaben eröffnete, „habe ich Dich deßhalb aus Paphlagonien hierherkommen lassen an den glanzvollen Hof des Kaisers, damit Du der Schwiegersohn eines Juden wirst und Schande bringst über Deine ganze Familie? — Erfahre ich, und ich habe meine Lauscher überall, daß Du die Judenmaid wieder besuchst, so fürchte meinen Zorn! Ich verbanne Dich vom Hofe und werfe Dich gerade so in Dein Nichts zurück, wie ich Dich erhoben habe.“

Als Michael zu diesem Zornesausbruch schwieg, wurde Johann milder gestimmt. Er weihte den Neffen in seine ehrgeizigen Pläne ein und zeigte ihm als Ziel den glänzenden Kaiserthron. Michael war wie betäubt; er schwur seinem Oheim, seinen Besuch bei der Judenmaid nicht wiederholen zu wollen.

Am folgenden Tage saß Melitta wieder in der Weinlaube des Gartens hinter dem Hause ihres Vaters, mit hochklopfendem Herzen den schönen Ritter erwartend; aber sie harrte vergebens; Michael kam weder an diesem noch an einem der folgenden Tage. Melitta wartete und harrte so lange, bis sie des Wartens und Harrens überdrüssig wurde.

Um diese Zeit hatte Deborah immer häufiger ihren Gatten gebeten, sich noch ein Weib zu nehmen. Endlich hatte Rabbi Gerschom ihren Bitten nachgegeben und sie selbst beauftragt, ein passendes Mädchen für ihn zu suchen. Deborah wollte nun zeigen, wie rein und uneigennützig sie Rabbi Gerschom liebe; das schönste Mädchen Konstantino-

pels sollte die seine werden. Da wurde ihr von Melitta erzählt; sie suchte sie auf und war von ihrer Schönheit entzückt. Sie sprach mit dem Vater. Diesem war der Schwiegersohn, der reiche, fromme und gelehrte Rabbi Gerschom, schon recht, und da dessen Weib selbst für ihn warb, so hob ihn das über jedes Bedenken hinweg, das ihn wohl sonst gehindert hätte, seine Tochter einem schon beweibten Manne in die Ehe zu geben.

Nach wenigen Monaten führte Rabbi Gerschom sein junges Weib in sein Haus. Er liebte sie innig und befriedigte mit Freuden ihr Verlangen nach Gold und Seide, nach Edelsteinen und anderem Schmucke. Auch Melitta war glücklich; hatte sie doch, was ihr Herz begehrte, und der schöne Ritter war längst vergessen. Deborah aber war im höchsten Grade betrübt; sie sah sich vernachlässigt um eines eitlen Weibes willen; sie erkannte bald die großen Fehler und den furchtbaren Leichtsinn Melitta's; ihr blieb deren Herz- und Gefühllosigkeit nicht verborgen. Allein, sie schwieg; hatte sie selbst doch Rabbi Gerschom bewogen, eine zweite Gattin zu nehmen, hatte sie selbst doch ihm diese gewählt! Bittere Sorgen beschwerten ihr Herz; aber sie mußte schweigen, zu Allem schweigen, was sie auch Schlimmes von ihrer Nebenbuhlerin ersah. Also hatte sie es ihrem Gatten versprochen; und sie hielt ihr Versprechen, sie schwieg; o, hätte sie lieber geredet!

III.

Die Feuersbrunst.

Wir haben schon erfahren, daß der Eunuch Johann, der erste Minister des Kaisers Basil II., ein ehrgeiziger,

ränkevoller Mann war; doch lebte ein Gefühl in seiner Brust, das noch stärker war als sein Ehrgeiz, noch größer als seine Habsucht: das war sein Haß gegen die Juden. Von griechischer Abkunft, theilte er das Vorurtheil seiner Stammesgenossen gegen die Nachkommen Jakob's; dazu kam noch, daß ihn ein Jude einst vor ganz Konstantinopel lächerlich gemacht hatte. Als nämlich Johann noch nicht der einflußreiche Minister war, saß er eines Tages mit mehreren Freunden in einer Taverne. Die Gesellschaft war wohlgemuth, denn sie hatte dem edlen Cypernweine wacker zugesprochen. Da trat ein armer, barfüßiger Jude herein und bot den Gästen seine geringen Waaren an. Johann wollte den Juden verspotten und rief ihn zu sich; als der Hausirer vor ihm stand und ihm die Waaren anpries, sagte Johann:

„Behalte Deine Waaren, ich kaufe sie nicht; aber belehren will ich Dich. Siehe, wer hoch zu Roß sitzt, ist ein Fürst, wer zu Wagen reist, ein Edelmann, wer fest in seinen Schuhen auftritt, ist ein Mensch. Was ist aber der, welcher nicht einmal ein Stück Leder hat, die Blöße seiner Füße zu bedecken? — Weißt Du's nicht? ich will's Dir sagen: ein elender, schmutziger Jude!"

Da flammte das Auge des Juden voll Zorn; doch er mäßigte sich und antwortete ruhig:

„Ich danke Euch, hoher Herr, für Eure gütige Belehrung; doch will ich Euch eine andere, nicht minder gute Lehre dafür geben. Seht, des Mannes Zierde ist der Bart, seiner Augen Lust ist sein Weib, seines Herzens Freude sind seine Kinder! Gelobt sei Gott, der Dir, Eunuch, das Alles versagt hat!"

Eilig raffte der Jude seine Waaren zusammen und

verließ die Taverne. Johann saß wie erstarrt da, bis ihn das Gelächter seiner Gefährten wieder zu sich brachte. Da knirschte er mit den Zähnen, da ballte er die Faust und schwur Rache nicht nur diesem, sondern allen Juden.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Zorneswort des armen Hausirers durch Konstantinopel verbreitet. Der Eunuch Johann war schon damals sehr verhaßt; er war zu jener Zeit ein Parteigänger des Usurpators Nicephor II., den später Johann Zimesces in seinem Schlafgemach ermordete. Die Gegenpartei bemächtigte sich sofort jenes Ausspruches, der den Eunuchen bis ins Herz getroffen hatte, und oftmals mußte Johann es hören, daß einer seiner Gegner ihm zurief; „Des Mannes Zierde ist der Bart!“ Rasch fiel dann ein Anderer ein: „Seiner Augen Lust ist sein Weib!“ und ein Dritter rief: „Seines Herzens Freude sind seine Kinder!“ „Gelobt sei Gott,“ schrien dann Alle, „der Dir, Eunuch, das Alles versagt hat!“

Und jedesmal, wenn Johann so verhöhnt wurde, knirschte er mit den Zähnen und ballte die Faust und schwur Rache den Juden.

Jetzt nun war Johann der mächtige Minister des Kaisers Basil II.; jetzt glaubte er die Zeit der Rache gekommen; allein all sein Mühen scheiterte an dem festen, gerechten Sinne des Kaisers. Er bedurfte eines Vorwandes, um den Juden zu schaden, und dieser wollte sich lange nicht bieten.

Unterdeß sollte die Hauptstadt des oströmischen Reiches von einem furchtbaren Unglücke heimgesucht werden.

Es war in einer dunkeln Nacht, als plötzlich ein Lichtschein am Horizonte aufleuchtete. Bald erschollen die Sturmglocken in der ganzen Stadt; eine Feuersbrunst war aus-

gebrochen. Die vielen hölzernen Häuser, Tavernen und Läden wurden bald vom Feuer ergriffen, das sich wie eine ungeheure Riesenschlange durch die Stadt wälzte. An Löschen war kaum zu denken; die Löschanstalten waren in jener Zeit im höchsten Grade unvollkommen, und die hölzernen Hütten der Armen wären auch durch die vortrefflichsten Löschmittel nicht zu retten gewesen. — Ach, welch herzzerreißender Jammer durchtönte da die Stadt! Da das Feuer mitten in der Nacht ausgebrochen, so hatte es viele Leute im Schlafe überrascht. Manche retteten noch das nackte Leben, Andere kamen im Feuer um, wieder Andere stürzten sich in die Flammen, um Weib und Kind zu retten und wurden von dem brennenden, zusammenstürzenden Gebälk begraben. Mütter riefen verzweiflungsvoll nach ihren Kindern, Kinder jammerten um die verbrannten Eltern, Alle um die verlorene Habe.

Rabbi Gerschom's Haus war eins von den ersten, das vom Feuer bedroht war; er hatte sich aber noch nicht zu Bette gelegt — er schrieb an seinem Talmudcommentar. Das rettete ihn und die Seinen. Rasch weckte er seine Frauen, belud sie mit Gold und Edelsteinen, während er selbst seine kostbaren Manuscripte ergriff, und eilte dann mit seinen Weibern zu einem Freunde in einen entfernten Stadttheil. Hier ließ er die Frauen in Sicherheit zurück, um schleunigst die Brandstätte wieder aufzusuchen. In der kurzen Zeit seiner Abwesenheit hatte das Feuer eine furchtbare Ausdehnung gewonnen; viele Straßen waren schon ein Opfer desselben geworden. Zu der Wuth des entfesselten Elementes gesellte sich die der menschlichen Leidenschaften; Räuber durchzogen die Straßen, um zu morden und zu plündern. Da gedachte Rabbi Gerschom seines

Schwiegervaters Menachem, der zwar ziemlich entfernt von den Brandstätten, aber einsam in seinem Hause wohnte. Er eilte, ihn aufzusuchen; doch fand er die Hausthür erbrochen, den Greis in seinem Blute schwimmend. Räuber hatten ihn getödtet, um die Gold- und Silberwaaren zu rauben, die er in seinem Hause gehabt hatte.

Am anderen Morgen bot die reiche und glänzende Hauptstadt ein Bild des Jammers. Dreißigtausend Menschen hatten Habe und Obdach verloren; viele Hunderte waren in den Flammen umgekommen; wohl nicht weniger waren von verruchten Räuberhänden erschlagen worden.

Rabbi Gerschom bangte davor, seiner geliebten Melitta den schrecklichen Tod des Vaters anzuzeigen. Allein sie nahm die Trauernachricht gefaßter auf, als Rabbi Gerschom erwartet hatte. Er pries sie ob ihrer Ruhe und Gemüthskraft; allein Deborah kannte ihre Gefährtin besser; sie wußte, daß das, was Ergebung und Geisteskraft schien, nichts als Selbstsucht und Leichtsinn war; doch Deborah schwieg, wie sie es sich gelobt hatte.

Melitta grämte sich mehr um den Verlust ihrer schönen Gewänder als um den Tod ihres Vaters. Auch war ihr der Gedanke fürchterlich, daß sie, weil ihr Gatte einen großen Theil seines Vermögens verloren, sich künftig einschränken müsse.

Die Feuersbrunst sollte ein noch viel schrecklicheres Uebel im Gefolge haben. Die vielen obdachlosen Menschen hatten in Kirchen und öffentlichen Gebäuden untergebracht werden müssen, woselbst sie, eng zusammengepfercht, nur schlechte Luft athmeten; zugleich kam die heiße Jahreszeit heran, diesmal ganz ungewöhnlich heiß. Da brach die Pest aus, der furchtbarste Feind der Menschheit. Die unglück-

lichen Opfer dieser gräßlichen Krankheit starben zu Tausenden, und es gab nicht Hände genug, um die Leichen zu verscharren.

Rabbi Gerschom, der den größten Theil seiner Habe verloren hatte, dachte daran, seine Werkstatt wieder einzurichten, als die Pest ausbrach. Da gab er sofort den Gedanken daran auf, um den unglücklichen Kranken zu helfen. Er hatte während seines Aufenthaltes in Pumbeditha auch die Arzneikunde studirt. Er eilte von Haus zu Haus, von Kranken zu Kranken, und wo er erschien, da wich fast immer der Todesengel. Seine Arzneimittel, die er selbst bereitete und mitbrachte, linderten in den meisten Fällen sofort die Schmerzen und hoben nach wenigen Tagen die Krankheit. Es währte nicht lange, und sein Ruf als Arzt war begründet. Schon sein Erscheinen erweckte Vertrauen; sein freundlicher Zuspruch erquickte die Kranken, belebte die Hoffnung der Angehörigen; seine Arzneimittel bewirkten stets, wenn die Krankheit nicht schon zu weit vorgeschritten war, die Genesung.

Unterdeß herrschte in Konstantinopel die düsterste Stimmung. Der Eunuch Johann hatte aussprengen lassen, daß das Feuer in dem Hause eines Juden ausgebrochen; es bedurfte nicht mehr, um den Pöbel mit Feindseligkeit gegen die Nachkommen Jakob's zu erfüllen. An jedem Tage zogen Pöbelhaufen vor den Palast des Kaisers und verlangten die Bestrafung der Juden. Lange weigerte sich Kaiser Basil, dem Verlangen des Volkes nachzugeben. Der Eunuch Johann aber wußte geschickt die Juden zu beschuldigen; er verstand es, einflußreiche Geistliche für seine Pläne zu gewinnen; er ängstigte selbst den Kaiser so lange mit dem Schreckbilde einer Revolution, bis dieser dem vereinten

Drängen des Ministers, der Geistlichen und der Volkshaufen nachgab und ein Edict erließ, das die Juden nach einer Frist von drei Monaten aus dem ganzen oströmischen Reiche verbannte: sollte später noch ein Jude oder eine Jüdin im ganzen Reiche betroffen werden, so sollten sie den Tod durchs Schwert finden, es sei denn, daß sie es vorzögen, die Taufe zu empfangen.

Wer malt den Schrecken und das Entsetzen der armen, unglücklichen Juden — die zu Hunderttausenden in den zahlreichen Provinzen des großen. oströmischen Reiches wohnten — als sie diese furchtbare Kunde erhielten! Auswandern sollten sie, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden könnten! Zwar war es ihnen gestattet, ihr Eigenthum mit sich zu führen — wer aber wollte ihre unbewegliche Habe kaufen, da sie dieselben verkaufen m u ß t e n? Im ganzen, großen Reiche wurden in den Synagogen Gebete, in den Gemeinden Fasttage festgesetzt. Ach, die Tage des Haman waren wiedergekehrt, und Elend und Noth bedrohten das Volk des Herrn. Keine Waffe blieb den Unglücklichen zu ihrer Vertheidigung, als einzig ihr Gebet zu dem Herrn des Weltalls, der Seine Lämmerheerde weidet und sie vor den hereinbrechenden Wölfen schützt.

IV.

Prinzessin Theodora.

Während die Juden in der größten Angst und Verzweiflung zum Herrn des Weltalls beteten, wachte der All-

gütige über sie und bahnte bereits die Wege, auf denen ihnen Hilfe kommen sollte.

Im kaiserlichen Palaste zu Konstantinopel herrschte große Bestürzung. Prinzessin Theodora, die jüngste Tochter Kaiser Konstantins VIII., war der Liebling des ganzen Hofes und namentlich ihres Oheims, des Kaisers Basil II. Sie zeichnete sich durch Schönheit, Sanftmuth und Gutmüthigkeit aus; dabei war sie stets munteren Sinnes, so daß sie häufig die schweren Regierungssorgen des Kaisers Basil hinwegzuscherzen vermochte. Jetzt hatte sie plötzlich ein tiefer, unauslöschlicher Trübsinn befallen. Die Prinzessin war in sich gekehrt und stille geworden. Sie gab keine Antwort auf Alles, was man sie fragte; sie blieb theilnahmlos bei Allem, was man unternahm, sie zu zerstreuen. Endlich weigerte sie sich auch, zu essen und zu trinken, so daß sie dem sicheren Tode entgegen zu gehen schien. Die bedeutendsten Aerzte wurden herbeigerufen; die verschiedensten Versuche wurden gemacht, allein nichts hatte den gewünschten Erfolg. Mit gewaltigen Anstrengungen nur gelang es, der sich Weigernden ein wenig Speise und Trank einzuflößen; in Folge dessen wurde die Prinzessin immer schwächer, so daß sie nach Verlauf weniger Wochen ihr Lager nicht mehr verlassen konnte.

Unterdeß hatten die Juden in Konstantinopel begonnen, Vorbereitungen zu ihrem Abzuge zu treffen. Sie hatten zuvor alle Mittel versucht, das böse Verhängniß abzuwenden. Sie hatten eine Deputation zu Kaiser Basil gesandt; diese war gar nicht vorgelassen worden. Sie hatten dem Eunuchen Johann große Summen für seine Verwendung zu ihren Gunsten geboten — er hatte sie höhnisch abgewiesen. — Für Rabbi Gerschom war die Ausweisung von

keinem Belang; er konnte nach Metz zurückkehren, in seine Heimath, oder nach Mainz, in die Heimath seiner Gattin Deborah; in beiden Städten hätte man den Hochgelehrten, Vielerfahrenen mit offenen Armen aufgenommen; seine große Kunstfertigkeit hätte ihm überall seinen Unterhalt mit Leichtigkeit erworben; aber er hatte Mitleid mit seinen unglücklichen Glaubensgenossen und sann Tag und Nacht auf Rettung für dieselben. Da erfuhr er von der Krankheit der Prinzessin und er beschloß, sie zu heilen; der Preis dafür sollte die Zurücknahme des Verbannungsdecrets sein.

In Konstantinopel lebte damals ein angesehener Patricier, Namens Roman Argyropolus; für ihn hatte Rabbi Gerschom einst einen prachtvollen Becher gearbeitet. Roman sollte dem Rabbi Zutritt bei Hofe verschaffen.

Als Rabbi Gerschom zu Roman kam, erschrak dieser sehr. „Mein theurer Rabbi," rief er, „Ihr wollt gewiß meine Verwendung für die Juden ansprechen! Sparet Eure Mühe, da kann ich nicht helfen!"

„„Ihr täuscht Euch, gnädiger Herr,"" entgegnete der Rabbi, „„ich weiß, daß Ihr dem mächtigen Einflusse des Eunuchen Johann nicht entgegentreten könnt. Um etwas Anderes wollte ich Euch bitten. Wißt Ihr, daß ich nicht mehr als Goldschmied arbeite?""

„Ich habe davon gehört; Ihr seid ein Arzt geworden; Ihr habt vielen an der Pest Erkrankten das Leben gerettet! O, Ihr könnt Alles, was Ihr wollt! Ihr seid ein so geschickter Mann wie kein Zweiter auf Erden!"

„„Ihr habt ein zu gütiges Urtheil über mich! Ich vermag sehr wenig; allein Gott hat mir geholfen, meine geringen Kenntnisse nützlich anzuwenden. Und so hoffe ich auch

unter göttlichem Beistande die Prinzessin Theodora zu heilen, wenn Ihr mir Zutritt zu Kaiser Basil verschaffen wollet.""

„Wie, Ihr getrautet Euch, die dem Tode verfallene Prinzessin zu heilen? Wißt Ihr aber auch, daß man beschlossen hat, sie nicht mehr zu quälen und keinen Arzt mehr zu ihr zu lassen, da aller Aerzte Kunst sich als vergeblich erwiesen?"

„„Ich habe es vernommen, und dennoch hoffe ich, wenn man die Kranke mir anvertraut, sie wiederherzustellen.""

„Und wenn es Euch mißlingt, Rabbi? Dann seid Ihr der Rache des Eunuchen Johann verfallen, der alle Juden tödtlich haßt."

„„Mag es darum sein! Wenn es mir aber gelingt, die Kaisertochter wieder gesund zu machen, so hoffe ich Gnade für meine unglücklichen, unschuldig verfolgten Glaubensgenossen zu erlangen. Dieser Preis ist's wohl werth, daß ich mein Leben wage.""

„Nun denn, so bleibet hier und wartet meine Rückkehr ab; ich eile zu Kaiser Basil, um ihm Euren Vorschlag mitzutheilen."

Bekümmert saß Kaiser Basil II. in seinem Privatkabinette; ihm, dem Unvermählten, Kinderlosen, waren des Bruders Töchter so theuer, wie, wenn sie seine Kinder gewesen; namentlich war es Theodora, die er so zärtlich liebte, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann. Vor ihm stand der Eunuch Johann.

„Vielleicht," sprach der Kaiser, „ist die Krankheit Theodora's eine Strafe des Himmels ob des Verbannungsedictes gegen die Juden."

„„Verzeiht, mein Herr und Kaiser,"" entgegnete der Eunuch, „„wenn ich Euch zu widersprechen wage. Jenes

Edict kann uns Allen nur die Gnade und den Segen des Himmels erwerben. Hat doch der Patriarch Alexius das Alles aus der Schrift sonnenklar bewiesen.""

Ein Diener meldete den Patricier Roman Argyropolus, der auch alsobald eintrat, als der Kaiser zustimmend gewinkt hatte.

„Was bringst Du, Roman?" rief ihm Basil entgegen.

Der Patricier beugte sein Knie; dann erhob er sich wieder und sprach:

„„Großmächtigster Kaiser, ich komme, um unter göttlichem Beistande der Prinzessin Theodora Leben und Gesundheit wiederzuschaffen."

„Da würde ich Dir sehr, sehr dankbar sein! Doch wie vermöchtest Du das?"

„„Es lebt hier in Konstantinopel ein weiser, fränkischer Arzt, vor dessen Kunst der Todesengel entflieht und jede Krankheit entweicht!""

„O, geh mir mit den Aerzten! Haben sie mein armes Kind nicht schon genug gequält?"

„„Verzeiht, großmächtigster Kaiser! Dieser Arzt ist nicht wie die anderen. Während die Pest wüthete, ist kein Pestkranker gestorben, zu dem er rechtzeitig gekommen!""

„Und wie heißt dieser Wundermann?"

„„Rabbi Gerschom, der Franke.""

„Der Goldschmied?" fragte der Kaiser verwundert.

„Der Jude!" rief Johann verächtlich.

„„Derselbe,"" entgegnete Roman. „„Er ist gelehrt und in allen Wissenschaften und Künsten erfahren, wie kein anderer Mensch. Was er unternimmt, gelingt, und was er versprochen, hat er noch stets gehalten.""

„Es wird ein Zauberer sein," rief Johann zornig, „der

mit sündhaften, höllischen Künsten Euer Reich versündigt, gnädigster Kaiser! Laßt ihn nicht kommen; hütet Euch vor den Künsten der Hölle.""

„Erlaubt, Herr Minister," entgegnete Roman, „daß ich Euch hierin widerspreche. Der Rabbi ist kein Zauberer; aber gelehrt, geschickt und erfahren in Allem, was der Menschengeist erforschen und ergründen kann." —

„„Gut,"" sagte der Kaiser, „„ich will ihn kommen lassen und ihm die Behandlung der Prinzessin anvertrauen. Aber schwören muß er zuvor, daß er keine Zaubermittel anwenden wird, und eröffnet sei ihm, daß er sein Leben verwirkt habe, wenn ihm die Heilung mißlingt. Gelingt sie ihm aber auf natürlichem Wege, durch die Mittel seiner Wissenschaft, so werde ich ihn kaiserlich belohnen. Rufe ihn, Roman."

Der Patricier eilte in seine Wohnung, wo Rabbi Gerschom seiner harrte. Beide gingen nach dem kaiserlichen Palast.

Rabbi Gerschom verneigte sich tief vor dem Kaiser; allein er beugte sein Knie nicht.

„Warum," herrschte ihn der Kaiser an, „beugst Du Dein Knie nicht?"

„„Ich bin ein Jude, gnädigster Kaiser; nur vor dem Gotte des Himmels und der Erde dürfen wir knien. Aber glaubet mir, wir verehren die Majestät Eures Thrones ebenso tief und aufrichtig, wie die Bekenner anderer Religionen.""

„Wie heißest Du?"

„„Gerschom, Sohn des Jehudah. Hier nennt man mich den Franken.""

„Stammst Du aus Frankreich?"

„„Aus Metz, hoher Herr, das in Lotharien liegt und dem deutschen Kaiser unterworfen ist.“

„Wie kömmst Du nach Konstantinopel?“

„„Ich habe an den Ufern des Euphrat meinen Studien obgelegen. Als ich von dort zurückkehrte, gefiel es mir am Besten in der Nähe Eures glanzvollen Thrones, in der Hauptstadt der Welt.““

„Du verstehst zu reden, Jude. Warst Du nicht ehedem ein Goldschmied?“

„„Wohl, großmächtigster Kaiser; allein die Wuth der verderblichen Krankheit, der Pest, ließ mich meiner medicinischen Studien wieder gedenken.““

„Ich habe vernommen, daß Du mit Erfolg jene fürchterliche Seuche bekämpft hast. Es stehen Dir wohl höhere Mächte, Zaubermittel zu Gebote?“

„„Das sei ferne von mir, gnädigster Herr; ich kenne keine Zaubermittel, gebiete nicht über höhere Mächte. Allein Gott, der Einige, Einzige, Allmächtige, hat mein Gebet erhört und mich meinen Mitmenschen nützlich werden lassen.““

„Und Du willst Dich unterfangen, die Prinzessin Theodora, an der die geschicktesten Aerzte vergeblich ihre Kunst versucht haben, zu heilen?“

„„Ich hoffe, daß der allmächtige Gott meinen Geist erleuchten und mich lehren wird, die richtigen Mittel anzuwenden.““

„So schwöre mir bei Gott, dem Herrn, den auch Ihr Juden fürchtet, daß Du keinerlei Zauberei anwenden wirst!“

„„Ich schwöre es bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden!““

„Und wenn es Dir nicht gelingen sollte, die Prinzessin zu heilen?“

„„So sei mein Leben verwirkt.““

„Gut, ich werde Deiner nicht schonen; wird aber Dein Mühen von guter Wirkung sein, so werde ich Dich kaiserlich belohnen! Roman, führe den Juden zu der Kranken; Gott sei mit Dir, Gerschom!“

V.

Die Heilung.

Als Rabbi Gerschom in das Krankenzimmer der Prinzessin trat, fand er diese dem Tode nahe; ihr Auge blickte matt und theilnahmlos; ihr Pulsschlag ging so leise, daß es der größten Aufmerksamkeit bedurfte, ihn überhaupt zu fühlen. Rathlos stand der Arzt am Krankenbette. Da ordnete er an, daß man ihn allein lasse mit der Kranken. Als alle Anwesenden das Zimmer verlassen hatten, warf sich Rabbi Gerschom zur Erde nieder und betete heißinnig zum Allerbarmer.

„Herr, mein Gott,“ rief er, während heiße Thränen seinen Augen entströmten, „hilf mir und sei mir gnädig. Du, mein Gott, der Du die geheimsten Gedanken der Menschen kennst, Du weißt es und offenbar ist es vor Deinem heiligen Throne, daß ich nicht um meinetwillen, nicht um Geld und Gut zu erwerben, nicht um Ruhm und Ehre zu erlangen, es übernommen habe, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Ach, ich habe es nur gethan, um mein Volk zu erretten von Verbannung und Tod. Allmächtiger, was ist bei Dir unmöglich? Du, der Du Leben verleihst allem Lebendigen, der Du Todte erweckest zum Leben, den Sohn der

Zarphatith durch Elijahu, den Sohn der Schunamith durch Elischah und Tausende vertrockneter Gebeine durch Jecheskel, erhöre mich und erleuchte meinen Geist, daß ich dem Leben wiedergewinne die Sterbende dort! O, thue es um Deines großen Namens willen, thue es um der Kinder Deines Volkes willen, um der Säuglinge willen, die nicht gesündigt haben, um der Schulkinder willen, die in Deiner heiligen Lehre unterrichtet werden. El no, repho no loh! Gott, ich bitte, heile, ich bitte, heile sie!" —

Erschöpft schwieg der Rabbi. Er erhob sich von dem Fußboden und trocknete sein von Thränen überströmtes Antlitz. Jetzt schaute er die Kranke an — und siehe, der thierische schlaffe, starre, verstandlose Ausdruck ihres Auges war verschwunden; es leuchtete wieder Verständniß aus den Augen; die gottgeborene Seele war zurückgekehrt.

Ein Gefühl der höchsten Wonne durchströmte des Rabbi Herz; die eigentliche Ursache der Kranlheit, die tiefe Melancholie, war gehoben; es galt nunmehr, die Kranke zu kräftigen und zu stärken. Aber dazu bedurfte es der größten Sorgfalt. Durch die lange Vorenthaltung der Nahrung waren die Werkzeuge der Ernährung und der Verdauung im höchsten Grade geschwächt, und die Kräftigung derselben konnte nur sehr langsam vor sich gehen.

Rabbi Gerschom rief die Diener herbei. Er selbst ließ sich ins Schlachthaus führen und aus seiner Wohnung ein Schlachtmesser holen. Nachdem er das letztere geschliffen, schlachtete er nach jüdischem Ritus einen Ochsen, indem er ihm Schlund und Luftröhre zerschnitt, und während das Thier noch zuckte, schnitt er rasch ein Stück Fleisch da heraus, wo dem Stiere der tödtliche Schnitt war beigebracht worden. Dies Fleisch ließ er in ganz feine Stückchen zerhacken und

dann eine Brühe davon kochen, und zwar so lange, bis dem Fleische jede Kraft entzogen war. Von dieser starken Brühe flößte er von Viertelstunde zu Viertelstunde der Prinzessin einige Löffel voll ein. Theodora erholte sich sichtlich; ihr Puls fing rascher an zu schlagen, und nachdem sie mehrere Stunden in kurz aufeinander folgenden Zwischenräumen die Brühe genommen, schlief sie ein. Rabbi Gerschom ließ unterdeß wieder solche Kraftbrühe in großer Menge bereiten; er selbst wich jetzt nicht von dem Bette der Kranken. Um Mitternacht erwachte die Prinzessin.

„Wo bin ich?" lispelte sie.

„„Ihr seid von einem bösen Traume erwacht!"" antwortete der Arzt.

„Und wer seid Ihr?"

„„Ich bin Euer Arzt, der Euch unter göttlichem Beistande dem Leben und der Gesundheit wiedergeben wird. Jetzt aber nehmt diese Brühe; sie wird Euch kräftigen!""

Die Prinzessin war noch zu schwach, um selbst den Löffel zum Munde zu führen; sie ließ sich jedoch geduldig die Brühe einflößen. Dann schlief sie aufs Neue ein.

Auch Rabbi Gerschom legte sich auf einen Divan, um zu schlafen, nachdem er einer Dienerin befohlen hatte, am Krankenbette zu wachen.

Am anderen Morgen früh erschien die Kaiserin, die Mutter der Kranken, um nach der geliebten Tochter zu sehen. Diese erkannte sie, zum ersten Male nach vielen Wochen.

„Meine Mutter," sprach sie, „ich bin wohl sehr krank gewesen?"

Die hohe Frau fing an zu weinen, und Rabbi Ger-

schom bat sie, das Zimmer zu verlassen, überhaupt jede Störung und Aufregung von der Kranken fern zu halten.

Schnell verbreitete sich die Kunde von der Wiedergenesung der Prinzessin im ganzen Palast. Die beiden kaiserlichen Brüder Basil und Konstantin kamen, um die geliebte Kranke zu sehen und sich von der Besserung ihres Zustandes zu überzeugen; allein Rabbi Gerschom bat sie, das Krankenzimmer noch nicht zu betreten.

Unterdeß zogen Eilboten durch das ganze Reich, um die Thiere und Kräuter herbeizuschaffen, deren der Rabbi zur Kräftigung und Stärkung der Kranken bedurfte. Er selbst bereitete jede Speise und jeden Trank; acht Tage noch schwebte die Prinzessin zwischen Tod und Leben. Die Erschöpfung war eine zu große gewesen. Am neunten Tage erklärte sie der Rabbi außer Gefahr. Schon durfte sie gewöhnliche Speise und gewöhnlichen Wein zu sich nehmen. Nur mußte ein jedes Uebermaaß vermieden werden; denn der Appetit der Genesenden war grenzenlos. Deßhalb maß ihr Rabbi Gerschom selbst die Speisen zu und zwang sie, auf jeden Mehrgenuß zu verzichten.

Wiederum nach acht Tagen durfte die Prinzessin das Bett verlassen. Jetzt erst gestattete der weise Arzt den Eltern, der Schwester und dem kaiserlichen Oheim, die dem Leben Wiedergewonnene zu umarmen.

Noch acht Tage blieb Rabbi Gerschom im Palaste. Dann erklärte er, daß die Prinzessin keines Arztes mehr bedürfe.

Ehe Rabbi Gerschom den Palast verließ, wurde ihm der Befehl, vor Kaiser Basil zu erscheinen.

„Du hast Dein Versprechen erfüllt. Prinzessin Theodora ist gesund. Ich und die Meinen, wir werden Dir

ewig dankbar sein; doch nunmehr ist es Pflicht, Dich kaiserlich zu belohnen, wie ich es Dir versprochen habe. Hier sind 50,000 goldene Dareiken; ich werde sie in Dein Haus senden."

„„Eure Gnade ist groß, hoher Kaiser, und Euer Geschenk wahrhaft kaiserlich. Allein, verzeiht Eurem Knechte, daß er es nicht annehmen kann.""

„Wie, Du verschmähst mein kaiserlich Gnadengeschenk?"

„„Nicht doch, hoher Herr, aber ich möchte um Anderes bitten. Mein Volk, meine Stammesgenossen, die Verehrer des einzigen Gottes, sind bei Euch verleumdet worden; sie sollen vertrieben werden aus Eurem großen Reiche, ohne daß sie wissen, wohin sie sich wenden könnten. Und weßhalb soll sie dieses harte Geschick treffen? Sie haben kein Unrecht begangen, kein Verbrechen sich zu Schulden kommen lassen. O, mächtiger Kaiser, gebt mir als einzige Belohnung das Versprechen, Gnade, Erbarmen zu üben mit meinem Volke und es nicht zu vertreiben aus den Ländern, die ihm seit Jahrhunderten zur Heimath geworden.""

„Und wenn ich das Verbannungsdekret zurücknehme, so verlangst Du keine andere Belohnung?"

„„Keine, mein Herr und Kaiser!""

„Und was werden Dir Deine reichen Glaubensgenossen zahlen? Etwa mehr als 50,000 Dareiken?"

„„Hier schwöre ich bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich jede Belohnung von Seiten meiner Glaubensgenossen zurückweisen werde!""

„Du bist ein edler Mann! Um Deinetwillen werde ich jenes Dekret widerrufen, — allein, mein Schatz wird dadurch großen Schaden nehmen; ich wollte die Güter der Juden

aufkaufen lassen, um sie später wieder zu verkaufen; denn ich brauche Geld, viel Geld zum Kriege wider die Bulgaren."

„„Meine Glaubensgenossen werden in den Schatz meines gnädigsten Kaisers diejenige Summe liefern, die ihnen aufgelegt wird und die ihre Kräfte nicht übersteigt.""

„Nein, nein! der Patriarch soll nicht sagen, ich habe mir den Widerruf des Verbannungsdekrets abkaufen lassen. Aber die 50,000 Dareiken, die ich Dir geben wollte ....."

„„Mögen sie als Sold dienen für das siegreiche Heer meines gnädigen Kaisers.""

Huldvoll entließ der Kaiser den Rabbi. Noch an demselben Tage wurde bekannt gegeben, daß der Kaiser das Verbannungsdekret gegen die Juden zurückgenommen habe, daß die Nachkommen Jakobs auch fürderhin unbehelligt wohnen und verkehren dürften im oströmischen Kaiserreich.

Wie dankbar waren da die Juden dem edlen Rabbi Gerschom! Wie reich wollten sie ihn beschenken, als sie vernahmen, daß er ihrethalben ein Gnadengeschenk von 50,000 goldenen Dareiken abgelehnt habe! Rabbi Gerschom aber wies, eingedenk seines Schwures, jedes Geschenk zurück.

Der Jubel und die Freude, die unter den Juden des ganzen oströmischen Reiches herrschten, waren grenzenlos. Dankfeste wurden gefeiert dem allgütigen Gott. Die Tage Mordechai's und Esther's waren wiedergekehrt. Den Juden war Licht und Freude und Wonne und Ehre, und als ein zweiter Mordechai, als ein Erretter seines Volkes, wurde Rabbi Gerschom gefeiert und gepriesen.

Der Eunuch Johann sah in ohnmächtiger Wuth seinen Lieblingsplan scheitern; sein Haß gegen die Juden wandte

sich nunmehr dem einen Manne zu, der Israel errettet hatte. Johann knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust. Er schwur, Rabbi Gerschom verderben zu wollen.

VI.

Der Thron des Salomo.

Als Rabbi Gerschom aus dem Palaste des Kaisers nach Hause zurückkehrte, eilten ihm seine beiden Frauen entgegen.

„Gelobt sei Gott," rief Deborah, als ihr Gatte von der Aufhebung des Verbannungsdekrets berichtet hatte, „gelobt sei Gott, der Dich gewürdigt hat, der Retter Deines Volkes zu werden!"

Melitta schwieg; ihr war es leid, daß ihr Gatte die 50,000 Dareiken verschmäht hatte; wie hätte sie im Besitze eines solchen Vermögens sich schmücken und putzen können! Was kümmerte sie das Schicksal der Glaubensgenossen, wenn nur sie in Freude und Wohlstand leben konnte!

„Und Du, Melitta," fragte der Rabbi, „freust Du Dich nicht meines schönen Erfolges?"

„„Wohl,"" antwortete sie mürrisch, „„es hätte Dir aber der geizige Basil das viele Geld dennoch schenken können!""

„Beunruhige Dich darob nicht, meine Tochter," sprach sanft der Rabbi, „es wird Dir mit göttlicher Hilfe in meinem Hause nie an etwas fehlen."

Melitta antwortete nicht; im Herzen aber grollte sie ihrem Gatten, weil er ein so großes Vermögen zu erwerben abgelehnt hatte. Reich sein, sehr reich sein, um mit vollen Händen ausstreuen, verschwenden und des Lebens Freuden im reichsten Maaße genießen zu können, das war ihrer niedriggesinnten Seele einzige Sehnsucht. —

Rabbi Gerschom ging noch von Zeit zu Zeit in den Palast des Kaisers, um sich nach dem Befinden der Prinzessin zu erkundigen.

Eines Tages traf er in dem Gemache Theodorens deren kaiserliche Oheim, der ihn huldvoll anredete.

„Sage mir, Rabbi," sprach der Kaiser, „Du hast auch den Talmud studirt?"

„„Wohl, mein kaiserlicher Herr.""

„Was für ein Werk ist das?"

„„Im Talmud ist die mündliche Lehre enthalten.""

„Das verstehe ich nicht; erkläre mir das deutlicher."

„„Als Gott sich unserem Lehrer Moscheh auf Sinai offenbarte, da gab Er ihm das Gesetz, um es niederzuschreiben; die einzelnen Gesetze aber erklärte er ihm mündlich; diese Erklärung lehrte Moscheh mündlich weiter, und so pflanzte sie sich fort von Mund zu Mund, bis unsere Weisen, nach der Zerstörung des zweiten Tempels und der Zerstreuung Israels nach allen Ländern, auch diese Erklärung niedergeschrieben haben, um sie vor der Gefahr zu schützen, vergessen zu werden. Diese Niederschrift der Weisen, das ist der Talmud, der aber auch außerdem viele Weisheitslehren, geschichtliche Mittheilungen und Beschreibungen der Sitten und des Lebens unserer Väter enthält.""

„Berichtet auch der Talmud vom Throne Salomo's?"

„„Der Talmud selbst nicht, aber andere Schriften, die mit ihm zusammenhängen.““

„Kannst Du mir den Thron des weisen Königs beschreiben?“

„„Gewiß, gnädigster Kaiser.““

„O, so thue es; ich bin begierig, Näheres von diesem berühmten Kunstwerke zu erfahren.“

„„Den Thron Salomo's hatte Hiram, der Sohn einer Wittwe zu Tyrus, mit großer Weisheit angefertigt. Er war aus reinem Golde gemacht, das des Königs Schiffe von Ophir herbeigeführt hatten, und mit vielen Diamanten, Smaragden, Saphiren und anderen Edelsteinen geziert. Zwölf goldene Löwen standen zwölf goldenen Adlern gegenüber, und zwar so, daß der rechte Vorderfuß eines jeden Löwen den linken Flügel eines jeden Adlers berührte; sie alle trugen den Thron. Sechs Stufen führten hinauf zum Königssitz; auf der ersten Stufe ruhte ein goldener Stier und ihm gegenüber ein goldener Löwe; auf der zweiten Stufe lag ein goldener Wolf und ihm gegenüber ein goldenes Lamm; auf der dritten Stufe breitete ein goldener Adler seine Fittige aus, dem ein goldenes Kameel gegenüber lag; auf der vierten Stufe fand man einen Adler und einen Pfau, beide von Gold; auf der fünften eine goldene Katze und einen goldenen Hahn, und auf der sechsten eine Taube und einen Sperber, beide von Gold. An der Spitze des Thrones hatte eine goldene Taube einen goldenen Sperber im Schnabel. Noch war dort ein goldener Leuchter mit sieben Armen, auf welchen die Namen der Stammväter und der Propheten eingegraben waren, die vor Salomo gelebt hatten. Wenn nun der König die erste Stufe

betrat, so erhoben sich der Stier und der Löwe und brüllten, und alles Gethier auf den Stufen des Thrones erhob seine Stimme, sobald Salomo's Fuß die Stufe berührte, auf dem es ruhte. Sobald der König sich aber gesetzt hatte, so schwieg Alles; nur der Adler von der vierten Stufe flog auf, in seinem Schnabel die Krone tragend, die die er dem Könige aufs Haupt setzte; er schwebte dann über dem Könige, bis dieser sich wieder erhob; dann nahm er ihm die Krone vom Haupte und brachte sie an ihren Ort, und die Thiere und Vögel erhoben sich wieder und brüllten und schrien und girrten, bis Salomo den Thron verlassen hatte.""

„Wunderbar, wunderbar!" rief der Kaiser, als der Rabbi schwieg. „Glücklich der Fürst, der ein solches Wunderwerk besitzen möchte! Aber das ist wohl ohne die Hilfe der Geister, über die Salomo herrschte wie über die Menschen, nicht herzustellen?"

„„Doch, mein Herr und Kaiser; es waren nur kunstvoll eingerichtete Räderwerke im Innern des Thrones, die das Alles bewirkten.""

„Und könntest Du vielleicht ein ähnliches Kunstwerk schaffen?"

„„Ich glaube, es unter göttlichem Beistande herstellen zu können.""

„O, wenn Du das vermöchtest, ich würde Dich so reich belohnen, wie noch nie ein Künstler belohnt worden ist."

„„Mein gnädigster Kaiser möge jedoch bedenken, daß das Gold aus Ophir in unseren Tagen nicht in so reicher Menge vorhanden, wie zu Salomo's Zeit. Der Thron des weisen Königs wog viele, viele Centner Goldes, und kein

Fürst der Welt wäre heutzutage im Stande, so viel Gold herbeizuschaffen.""

„Du hast Recht. Doch könnte man nicht einen solchen Thron von Silber erbauen?"

„„Gewiß, großmächtiger Kaiser!""

„Und willst Du ihn mir bauen?"

„„Meines Kaisers Wunsch ist mir Befehl. Allein, die Bedingung muß ich vorausschicken, daß man mir nicht nachrechne; ich bedarf zu diesem Werke vieler Gehilfen und kann nicht verhüten, daß etwa während der Arbeit manches Stückchen Silber bei Seite geschafft wird. Auch muß das Metall geläutert und von den Schlacken gesäubert werden; dadurch wird natürlich das Gewicht verringert.""

„Sorge nicht, Rabbi! Ich werde nicht kleinlich mit Dir verfahren. Nur mache Dich sobald als möglich ans Werk; ich werde Befehl ertheilen, daß Alles nach Deinen Wünschen eingerichtet und Dir so viel Silber verabfolgt wird, wie Du verlangst. Ich brenne vor Begierde, auf dem Throne Salomo's zu sitzen."

Alsbald ward eine große Werkstatt für Rabbi Gerschom eingerichtet; er miethete viele geschickte Gehilfen, und der Schatzmeister lieferte ihm ungeheure Massen gediegenen Silbers aus der kaiserlichen Schatzkammer.

Tag und Nacht arbeitete der Rabbi an dem wunderbaren Kunstwerke, denn der Kaiser drängte ihn sehr. Täglich kam dieser mit seinem Hofstaate, um sich nach dem Fortschritte der Arbeit umzusehen; mit wahrhaft kindlicher Freude sah Basil das Werk voranschreiten, und der Gedanke, auf einem solchen Throne sitzen zu können, beglückte ihn über die Maaßen. Mit diesem Throne wollte er den Gesandten der barbarischen Völker imponiren, die oftmals vor ihm

erschienen; sie sollten daheim von dem oströmischen Kaiser wie von einem höheren Wesen erzählen; davon erhoffte er den Erfolg, daß die wilden Nachbarvölker sich fürchteten vor der Majestät seines Thrones und nicht wagen würden, die Grenzen des Reiches zu beunruhigen.

Unterdeß schritt die Arbeit rüstig fort; mehr als hundert Gehilfen waren thätig, Alles nach den Angaben des Meisters zu verfertigen. Dabei geschah es, daß manches Stückchen Silber entwendet wurde, ohne daß es Rabbi Gerschom verhindern konnte; auch wurden beim Umschmelzen der Barren und Geräthe, die aus der Schatzkammer kamen, viele Schlacken ausgesondert. Rabbi Gerschom aber nahm nichts für sich von dem anvertrauten Gute; nur was er zur Löhnung der Arbeiter und zum Unterhalte der eigenen Familie brauchte, wurde ihm vom kaiserlichen Schatzmeister besonders eingehändigt.

Für seine Frauen und auch fürs Talmudstudium gewann Rabbi Gerschom jetzt wenig Zeit. Tag und Nacht beschäftigte sein Denken und Thun das wunderbare Werk, das zu vollenden er übernommen hatte.

Jedesmal, wenn der Kaiser in die Werkstatt Rabbi Gerschoms kam, unterhielt er sich mit ihm aufs huldvollste und bewunderte stets nicht wenig die hohen Geistesgaben des seltenen Mannes. Bald kam es dahin, daß Basil nichts Wichtiges unternahm, ohne vorher den Rath und das Urtheil Rabbi Gerschoms gehört zu haben. Der Eunuch Johann ward darob mit Zorn und Angst erfüllt. Seine Wuth war um so größer, je ohnmächtiger sie sich fühlte; schon sah er im Geiste den Rabbi an seiner Stelle als des Kaisers Berather. Wie wird ihn der Kaiser erst belohnen und erheben, wenn das Kunstwerk vollendet sein wird!

Einst fragte der Kaiser im Beisein des Eunuchen den Rabbi nach seinen Familienverhältnissen. Rabbi Gerschom erzählte von seinen beiden Frauen, von Deborah, der Tochter des Rabbi Lion aus Mainz, und von Melitta, der Tochter des ermordeten Händlers Menachem. Als Johann die letztere nennen hörte, ward er stutzig. Wer hatte Melitta schon in seiner Gegenwart genannt? Ha, war das nicht das Mädchen, welches Michael, der Paphlagonier, einst liebte? „Wahrlich, sie ist's!" sprach Johann vor sich hin. „Vielleicht wird diese Entdeckung von Nutzen für mich sein."

VII.

Untreu!

Der prachtvolle Thron war vollendet. Da er voraussichtlich nicht durch die Thüren des Palastes, die zum Thronsaale führten, zu verbringen war, so hatte man die Pforten erweitert. Basil II. hatte alle Großen seines Reiches nach Constantinopel berufen, damit sie der Aufstellung des Thrones beiwohnten. Sie alle waren im Thronsaale versammelt, als Rabbi Gerschom das in Decken gehüllte Kunstwerk herbeibringen ließ. Als man die Hüllen entfernte, da ging ein bewunderndes „Ach!" durch die Reihen. Sahen doch die Thiere aus wie wenn sie lebten! Leuchteten doch die Diamanten in ihren Augen wie Augensterne lebender Wesen!

Als man lange jedes einzelne Stück — jedes für sich

ein vollendetes Kunstwerk — bewundert hatte, fragte der Kaiser:

„Wie kommts, daß die Taube den Sperber im Schnabel hat, die unschuldige, sanfte Taube den wilden Raubvogel?“

„„Das soll uns lehren,““ sprach der Rabbi, „„daß durch die Allmacht Gottes die Unschuld Herr wird über den bösen Räuber. — Wird mein gnädigster Herr jetzt den Thron zu besteigen geruhen?““

Basil setzte seinen Fuß auf die unterste Stufe; da erhob sich mächtiglich der Stier und brüllte, und der Adler stieg auf, die gewaltigen Schwingen entfaltend. Schnell trat der Kaiser zurück; ein Gefühl der Angst überkam ihn.

„Besteige Du, o Meister,“ sprach er, „zuerst den Thron, damit ich sehe, wie man hinaufkommt, ohne beschädigt zu werden.“

Athemlose Stille herrschte im Saale, während Rabbi Gerschom furchtlos dem Throne zuschritt; und als er die erste Stufe bestieg, da erhob sich brüllend der Stier und schreiend stieg der Adler auf; und als er die zweite Stufe betrat, da sprang der Wolf auf und öffnete seinen silbernen Rachen und streckte lechzend die Zunge hervor, und auch das Schaf stand auf und erhob seine klagende Stimme; ebenso erhoben sich der Adler und das Kameel auf der dritten, der Adler und der Pfau auf der vierten Stufe; dieser breitete sein glänzendes, reich mit Edelsteinen besetztes Gefieder aus und entfaltete sein köstliches Rad; auf der fünften Stufe erhoben sich die Katze und der Hahn und schrien, wie wenn sie lebten, und auf der sechsten ebenso die Taube und der Sperber. Rabbi Gerschom blieb eine Zeitlang aufrecht stehen auf dem Throne, da hörte man das Geschrei der Thiere, das Rauschen der Fittige der

Vögel, und in allem dem war kein wirres Durcheinander, sondern eine wundervolle Harmonie. Dann setzte er sich und plötzlich schwieg Alles; aber der Adler auf der vierten Stufe stieg empor, die Krone im Schnabel haltend, flog hoch auf und setzte die Krone sanft auf des Rabbi Haupt; dann flog er wieder empor und blieb schwebend über dem Haupte des Sitzenden.

In höchster Spannung war Alles jeder Bewegung des Rabbi gefolgt; jetzt brach ein wahrer Beifallssturm los; der Kaiser klatschte in die Hände.

Als sich Rabbi Gerschom erhob, nahm der Adler die Krone von seinem Haupte, und während er herunterstieg, begann das Concert der Thiere aufs Neue, bis er die unterste Thronesstufe verlassen hatte.

Nunmehr bestieg der Kaiser den Thron, und dasselbe Schauspiel wiederholte sich.

Der Kaiser war überglücklich; er verließ den Thron und umarmte den Rabbi vor seinem versammelten Hofe. Dann zog er einen kostbaren Ring von seinem Finger, reichte ihn dem Meister und sprach:

„Ich werde Dich reich, sehr reich belohnen; fürs Erste nimm diesen Ring; in welche Fährlichkeit Du immer kommen magst, so laß ihn mir vorzeigen, und Du kannst meiner Gnade sicher sein."

Rabbi Gerschom dankte dem Kaiser und kehrte in sein Haus zurück.

Der Eunuch Johann war außer sich vor Zorn und Neid; er ging in seinen Palast und ließ seinen Neffen, Michael, den Paphlagonier, zu sich rufen.

„Michael," sagte er, als dieser erschien, „erzähltest Du mir nicht, daß Du ein Judenmädchen liebtest?"

„„Aber ich kann Euch schwören, Herr, daß ich das Mädchen nicht wiedergesehen habe, wie ich es Euch versprochen.““

„Ich weiß es, und nicht deßhalb fragte ich Dich. Weißt Du, was aus dem Mädchen geworden?“

„„Nein, mein gnädiger Oheim.““

„So will ich es Dir sagen. Ihr Vater ist bei dem großen Brande umgekommen; sie hatte schon früher den Meister Gerschom geheirathet, von dem alle Welt jetzt spricht.“

„„Und warum erzählt mir mein Oheim das?““

„Höre mir genau zu, ich habe einen gewichtigen Plan vor, zu dessen Ausführung ich Deiner bedarf.“

„„Mein Oheim möge nur über mich gebieten.““

„Du kennst die hohen Absichten, die ich mit Dir habe. Du, meiner Schwester Sohn, sollst einst Herr und Kaiser dieses großen Reiches werden. Du weißt aber auch, daß es nur dann möglich ist, wenn ich an der Spitze der Geschäfte bleibe, bis die beiden kaiserlichen Brüder gestorben sein werden. Jetzt aber ist meine Stellung gefährdet.“

„„Was sagt Ihr, mein Oheim? O, das ist nicht möglich.““

„Es ist leider nur zu wahr!“

„„Und wer steht Euch im Wege?““

„Dieser elende Jude, dieser Gerschom.“

„„Möge ihn Gott in die tiefste Hölle versenken! Aber Ihr scherzet, gnädigster Oheim. Wie könnte Euch ein Jude, ein niederer Jude verdrängen?““

„Es ist kein Scherz, es ist bitterer Ernst. Der Kaiser ist in ihn vernarrt und hält ihn für den weisesten Menschen auf Erden, wie wenn alle seine Künste nicht verfluchtes Zauberwerk wäre.“

„„Soll ich Mörder dingen und ihn aus dem Wege räumen?““

„Nicht doch, nicht doch! Es darf keine Gewalt angewandt werden. Wir müssen durch Klugheit unser Ziel erreichen. Ich kenne Basil; er ist wankelmüthig und mißtrauisch. Ein mißlungener Mordversuch könnte uns den Kopf kosten. Nein, man muß dem Juden in anderer Weise beikommen. Wenn Du sein Weib gewinnen könntest! Vielleicht erführe man etwas von seinen Zauberkünsten und könnte ihn dann anklagen! Gehe in sein Haus; Du erzähltest mir ja, daß die Jüdin Dich liebte.“

„„Ich habe sie aber seitdem verlassen; sie wird mir zürnen!““

„Ersinne zu Deiner Entschuldigung ein Mährchen, sage ihr, Du hättest in den Krieg müssen und kehrtest erst eben zurück. Versprich ihr, sie zu heirathen, wenn erst ihr Mann beseitigt sein wird. Gib ihr Gold und Edelgesteine; ich werde Dir Alles reichlich ersetzen.“

An demselben Tage noch begab sich Michael in das Haus Rabbi Gerschom's. Melitta war allein zu Hause. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, als sie den Ritter erblickte. Dieser eilte auf sie zu und wollte sie umarmen. Melitta entwand sich ihm.

„Herr,“ rief sie vorwurfsvoll, „was wollt Ihr von mir? Ihr habt mich verlassen und seid nicht wiedergekehrt. Ich bin eine verheirathete Frau.“

„„Melitta,““ sprach Michael mit trübem Tone, „„warum hast Du mir das gethan?““

„Warum seid Ihr nicht wiedergekehrt?“

„„O, wie unglücklich fühlte ich mich, da ich nicht wiederkehren konnte. Schon Tags darauf, als ich Dir Liebe schwur,

mußte ich in den Krieg ziehen gegen die Bulgaren. Zwei volle Jahre war ich fern von Constantinopel, fern von Dir, und verzehrte mich in Sehnsucht. Oftmals war mein Leben in Gefahr in der blutigen Feldschlacht, da warst Du mein steter Gedanke. Ich wünschte zu leben, um Dich wiederzusehen. Gestern kehrte ich endlich zurück. Ich suche meinen Oheim auf und gestehe ihm meine Liebe; seine Zärtlichkeit für mich will mir keinen Wunsch versagen; ich frage nach Deinem Vater und höre, er sei gestorben; ich frage nach Dir und vernehme, Du seiest die Gattin eines garstigen Juden geworden! Melitta, Melitta, warum hast Du mir das gethan?““

Der Heuchler erhob seine Stimme und weinte.

Auch Melitta weinte.

„Ach,“ rief sie, „konnte ich denn wissen, daß Du meiner noch gedenkest? Hättest Du mir nur eine Nachricht zukommen lassen!“

„„So hast Du meine Briefe nicht erhalten?““

„Nicht einen.“

„„Ja, ja, so geht es leider im Kriege; alle Wege sind unsicher und die Boten kommen nicht an.““

„Verlaßt mich jetzt, Herr, mein Mann oder Deborah könnten nach Hause zurückkehren.“

„„Wer ist Deborah?““

„Das ältere Weib meines Mannes.“

„„Was, dieser Heide hat zwei Frauen, hat neben Dir Engel noch ein anderes Weib? Und das duldest Du? Nein, das muß anders werden!““

„Was gedenkt Ihr zu thun?“

„„Noch weiß ich es nicht; aber das weiß ich, daß Du dennoch mein Weib mußt werden. Sieh, Holdeste, was ich Dir mitgebracht habe aus Feindes Land!“ “

Bei diesen Worten zog er ein kostbares, goldenes Armband hervor, das mit Edelsteinen reich besetzt war. Bewundernd hing Melitta's Auge daran.

„„Nimm es,“ “ sagte Michael, „„es ist für Dich bestimmt.“ “

Melitta zögerte; aber Michael sprach: „Du wirst Dich doch nicht weigern, das Geschenk zu nehmen, daß ich für Dich mit meinem Blute gewonnen habe?“

Und Melitta nahm das Armband. Stürmisch umarmte sie der Ritter. Dann ging er, nachdem ihm Melitta für morgen eine Zusammenkunft an einem heimlichen Orte versprochen hatte. Täglich kamen sie von nun an zusammen, ohne daß Rabbi Gerschom oder die treue Deborah Etwas bemerkten.

VIII.

Die Belohnung.

Als Rabbi Gerschom nach der Aufstellung des Thrones so außerordentliches Lob und so ungetheilte Bewunderung geerntet hatte, kehrte er nach Hause zurück. Seine Frauen eilten ihm entgegen, und er mußte ihnen Alles erzählen. Allein er war nicht fröhlich; sein Herz war voll trüber Ahnungen; er hatte das von Neid und Haß verzerrte Gesicht des

Eunuchen Johann gesehen, und das hatte ihn mit Schrecken erfüllt. Es war ihm daher eine große Beruhigung, als ihm der Kaiser den Ring gab mit der Versicherung, daß er durch diesen stets den Schutz des Kaisers anrufen könne.

Rabbi Gerschom zog sich bald in sein Studirzimmer zurück. Hier holte er den geliebten Talmud herbei. Ach, wie lange hatte er sich nicht eingehend damit beschäftigen können! All sein Sinnen und Denken hatte der Thron Salomo's in Anspruch genommen.

Rabbi Gerschom war in seinem Talmudcommentar bis zum Tractat Chagiga vorgedrungen. Er hielt gerade an der Stelle, da der Talmud erzählt, daß Menachem, welcher neben dem Naßi Hillel Präsident des Synhedriums gewesen, hinweggegangen sei. „Wohin war er gegangen?" fragt der Talmud. Abaja sagt: „Er hätte sich einem schlechten Lebenswandel ergeben." Raba sagt: „Er wäre in den Dienst des Königs übergetreten."

„Fast möchte es mich bedünken," sprach Rabbi Gerschom, „daß zwischen Abaja und Raba keine Meinungsverschiedenheit obwaltet. Tritt Jemand in den Dienst des Königs, so geht an dem prunkvollen Hofe die Sittenreinheit, die Charakterfestigkeit verloren. Wie viele Schmarotzer und Schmeichler umschwirren den Fürsten! Keiner hat den Muth einer Meinung, Niemand tritt offen auf! Durch Ränke und Hinterlist sucht Einer den Anderen zu verdrängen! — Habe doch auch ich, während der Zeit, daß ich im Dienste des Kaisers stehe, das Talmudstudium, das da ist die Quelle unseres Lebens, vernachlässigt! War es nicht eitle Ruhmbegierde, die es mich unternehmen ließ, für den Kaiser den Thron Salomo's herzustellen? Möge Gott mir meine Sünde verzeihen! Wie

viele unbezahlbare Stunden habe ich doch dadurch der Thora entzogen?"

So sprach er vor sich hin in düsterster Stimmung, bis er auch die überwand und aus der Lehre unseres Gottes Frohsinn und Heiterkeit schöpfte.

Nach einigen Tagen versammelte der Kaiser seinen Staatsrath, damit dieser bestimme, welch glänzende Belohnung dem Verfertiger des Thrones zu Theil werden solle. Dem Kaiser erschien jede Belohnung zu gering für das wunderbare Kunstwerk.

„Ihr Räthe meiner Krone," redete der Kaiser den versammelten Staatsrath an, „Ihr wißt, weßhalb ich Euch berufen habe. Ihr Alle kennt den vorzüglichen Mann, der meines Bruders Tochter vom Tode errettet und mir den wunderbaren Thron gebaut hat. Ich möchte ihn belohnen, wie noch kein Fürst seinen Diener belohnt hat; ich möchte ihn erheben, wie Pharao den Joseph erhoben hat zum Herrscher des Reiches und Mitregenten. Glücklich das Reich, in welchem die Weisheit auf dem Throne sitzt! Allein er ist ein Jude, und wie könnte ich einem Juden Theil geben an der Regierung meiner Völker? Deßhalb muß ich auf eine andere Belohnung sinnen; doch scheint mir jede gering im Vergleiche zu seinen Verdiensten. Deßhalb rathet Ihr mir, Ihr Herren. Was soll geschehen dem Manne, den Euer Kaiser ehren will?"

Während der Anrede des Kaisers war der Eunuch Johann blaß geworden wie ein Todter; er wollte sprechen; allein die Stimme versagte ihm vor Ingrimm und Zorn.

Unterdeß erhob sich der Patriarch, der erste Geistliche des Reiches, und sprach:

„Mein Herr und Kaiser, auch ich bewundere den weisen Juden nicht minder wie Ihr es thut; auch ich möchte wünschen, daß ein so großer Geist hervorragenden Antheil nehme an der Regierung des Landes. Ihr sagtet, großmächtigster Kaiser, daß das nicht möglich sei, weil Gerschom ein Jude ist. So mag er doch seine Irrthümer abschwören und sich dadurch der Erhebung würdig machen. Ein so weiser Mann muß ohnehin ja von der Wahrheit des Christenthums überzeugt sein."

„„Ihr mögt Recht haben, Patriarch,"" entgegnete der Kaiser, „„wenn er sich aber dennoch weigert?""

„Dann verdient er die Gnade meines frommen und rechtgläubigen Kaisers nicht."

Basil ließ einen Diener kommen und befahl ihm, den kaiserlichen Staatswagen vorfahren und augenblicklich den Rabbi herbeiholen zu lassen.

„Rabbi," redete der Kaiser den Meister an, als dieser eingetreten war, „ich möchte Dich für Deine hohen Verdienste belohnen wie einst Pharao den Joseph belohnte. Schwöre die Irrthümer Deines Glaubens ab, werde Christ, und Du sollst der erste Rath meiner Krone werden."

Rabbi Gerschom erschrak, als er diesen wohlgemeinten Vorschlag vernahm. Was sollte er dem Kaiser entgegnen? Konnte er die Annahme dieses Vorschlages verweigern, ohne den eigenen Glauben höher zu stellen und dadurch den Kaiser, die anwesenden Kirchenfürsten und Staatsräthe aufs Tiefste zu verletzen und zu erzürnen? Da fiel ihm ein, was er dieser Tage über Menachem, den einstigen Genossen Hillels, gedacht hatte, und er entgegnete rasch:

„Großmächtigster Kaiser, machet mich nicht zum Rathe

Eurer Krone, lasset mich bleiben was ich bin und auch fürder meiner Kunst und meiner Wissenschaft leben. Ihr habt ja der einsichtsvollen Räthe genug; ich aber hange der Wissenschaft und der Forschung an. Laßt diese mich fördern; Ihr wißt ja, ich kann auch so meinen Mitmenschen nützlich sein."

„„Du willst mir ausweichen,"" entgegnete der Kaiser, „„Du willst nicht Christ werden!""

„Und wie sollte ich untreu werden dem Glauben meiner Väter, sollte um irdischen Vortheils willen verleugnen, was ich für wahr erkannt habe?"

„„Nicht um irdischen Vortheils willen,"" fiel der Patriarch ein, „„sondern um Eures ewigen Heiles willen! Ein so weiser Mann wie Ihr muß längst die Irrthümer Eures Glaubens eingesehen und die Heilswahrheiten des Christenthums anerkannt haben!""

„Laßt uns," erwiderte Rabbi Gerschom, „darüber nicht streiten. Ihr seid in Eurem Glauben geboren und erzogen, und ich in dem meinigen. Ihr haltet das Christenthum für die Wahrheit; ich finde die Wahrheit einzig im Judenthum. O, großmächtiger Kaiser, dringet nicht ferner in mich. Ihr wißt, ich bin Euer gehorsamer Sclave in Allem, was Ihr mir gebietet, nur in Dem nicht, wofür ich dem Herrn der Heerschaaren, dem König der Könige, dem allmächtigen Gott verantwortlich bin."

Des Kaisers Antlitz verfinsterte sich. Er befahl dem Rabbi abzutreten, damit der Staatsrath weiter berathen könne. Im Vorzimmer solle er auf die Verkündigung des Beschlusses harren. —

Als Rabbi Gerschom den Saal verlassen hatte, sprach der Kaiser:

„So bleibt uns denn nichts übrig, als ihm eine große Summe Geldes zu geben. Der verstockte Jude selbst hat es nicht anders gewollt.“

Bis jetzt hatte Johann noch kein Wort gesprochen. Jetzt aber glaubte er, es sei an der Zeit, den Unwillen des Kaisers zu benützen.

„Herr,“ sprach er, „meint Ihr, der Jude habe sich nicht schon selbst bezahlt gemacht? Wie viel mag er von dem Silber an sich genommen haben, das der Schatzmeister ihm verabfolgt hat!“

„„Nein,““ sagte der Kaiser entschieden, „das hat er nicht gethan; er ist redlich und uneigennützig.““

„Und glaubt mein Herr und Kaiser,“ entgegnete der Patriarch, „daß es redliche und uneigennützige Juden gibt?“

„„Hat doch Gerschom,““ entgegnete der Kaiser, „„als er der Prinzessin Theodora das Leben rettete, jede Belohnung zurückgewiesen, und nur um die Zurücknahme des gegen die Juden erlassenen Verbannungsdecretes gebeten!““

„Ja,“ sagte der Patriarch, „wenn es sich um Juden handelt! aber den Christen gegenüber sind sie treulos. Ihr seht doch, großmächtigster Kaiser, selbst dieser geschickte und gelehrte Jude bleibt ebenso hartnäckig bei seinen Irrthümern wie der geringste Händler.“

„„Nein,““ sagte der Kaiser, „„Ihr thut ihm Unrecht; er hat nichts veruntreut!““

„Man könnte,“ nahm Johann das Wort, „sich überzeugen und den Thron wägen. Sicherlich hat der Schatzmeister genau aufgeschrieben, wieviel Silber er dem Juden aus der Schatzkammer hat verabfolgen lassen.“

„Ich habe Alles genau aufgeschrieben,“ sagte der Schatzmeister, als der Kaiser ihn fragend anblickte; „es sind zu

dem Kunstwerke etwas mehr als fünfzig Centner gediegenen Silbers, theils in Barren, theils in Geräthen, verwandt worden."

„Gut denn," sprach der Kaiser, „so lasse den Thron wägen, Schatzmeister! Ihr werdet Euch überzeugen, daß Nichts am Gewichte fehlt!"

„Aber," entgegnete der Schatzmeister, „wie kann ich den Thron wägen ohne ihn vorher zu zertrümmern? Man kann keine Wagschale herstellen, die groß genug wäre, um das Gewicht eines solchen Riesenwerkes zu bestimmen."

„So rufet den Rabbi herein," sagte der Kaiser, „er wird uns angeben können, wie man das Gewicht des Thrones erforscht."

Als Rabbi Gerschom wieder eingetreten war, sagte der Kaiser:

„Gerschom, man hat behauptet, Du habest Dich schon von dem Dir ausgelieferten Silber bezahlt gemacht. Ich habe Dich vertheidigt, denn ich habe mich von Deiner Redlichkeit überzeugt. Ich möchte aber gern alle Welt überzeugen. So sage uns denn, wie man den Thron wägen kann."

„Mein Herr und Kaiser," entgegnete Rabbi Gerschom bekümmert, „habe ich es verdient, daß ein solcher Verdacht gegen mich aufsteigt? Habe ich nicht gleich anfangs, ehe ich an die Ausführung des Werkes gegangen bin, gesagt, daß man mir vertrauen müsse? Ich habe kein Loth von dem mir übergebenen Silber veruntreut; ich habe aber die vielen, bei der Arbeit beschäftigt gewesenen Gehilfen nicht so beaufsichtigen können, daß diese nicht vielleicht manches Stückchen Silber auf die Seite gebracht haben. Auch mußte das Silber geläutert werden, und um gar Vieles ist durch

den Abfall der Schlacken das Gewicht verringert worden. Das Alles habe ich meinem Herrn und Kaiser im Voraus gesagt, und nun will man mir nachwägen?"

„Ihr werdet ihn, mein Kaiser," sagte der Patriarch, „nicht eher belohnen können, bis Ihr wißt, wieviel er sich bereits selbst genommen!"

„Du hast Recht, Patriarch," sprach der Kaiser zornig. „Du aber, Gerschom, sage uns gleich, wie man den Thron wägen kann, ohne ihn zu zertrümmern."

„Ich weiß es nicht," sagte der Rabbi.

„Du weißt es nicht," rief der Kaiser ergrimmt aus, „Du, der Alles weiß, solltest das nicht wissen? Ich befehle Dir, es uns gleich zu sagen!"

„Niemand kann mir befehlen zu sagen, was ich nicht weiß!"

„Du willst mir trotzen? So höre meinen Spruch: Du erhälst keine Dareike Belohnung, so lange es uns nicht gelingt, den Thron zu wägen. Gelingt es uns aber, und das Gewicht ist geringer als das des Dir verabfolgten Silbers, so stirbst Du den Tod des Verbrechers. Jetzt geh!"

Rabbi Gerschom ging niedergeschlagen von dannen. Der Kaiser ließ alle Künstler von Konstantinopel rufen und befahl ihnen, eine Wage zu konstruiren, durch die man das Gewicht von Rabbi Gerschom's Kunstwerke bestimmen könne.

Die Künstler bauten und konstruirten lange Zeit. Der Eunuch Johann bot dem, der die Wage vollende, eine große Belohnung; vergeblich, eine solche Wage konnte nicht gebaut werden, und der Thron des Kaisers blieb ungewogen.

IX.

Der Diebstahl.

Neugierig harrte Prinzessin Theodora der Rückkehr des Kaisers aus dem Staatsrathe, um zu erfahren, in welcher Weise ihr Lebensretter belohnt werden sollte.

Als der Kaiser in sein Gemach trat, umhüllten finstere Wolken seine Stirn, die noch trüber wurde, als er die Prinzessin Theodora erblickte. Diese war eine lebendige Mahnung an die hohen Verdienste Rabbi Gerschoms, die zum zweiten Male unbelohnt bleiben sollten. Den Kaiser reute doch sein rasches Wort; allein, da er es vor dem versammelten Staatsrathe ausgesprochen, so durfte er es nicht zurücknehmen; Basil fürchtete nichts mehr, als vor den Großen seines Reiches schwach und wankelmüthig zu erscheinen. Die Geschichte seiner Vorgänger hatte ihn belehrt, daß schwache und wankelmüthige Kaiser Thron und Leben nur zur zu bald verloren hatten. Nur eine starke kräftige Hand, ein unerschütterlicher Wille konnten in Konstantinopel das Scepter hoch halten.

„Du bist gewiß begierig," redete Basil seine Nichte an, „zu erfahren, wie ich den Meister Gerschom belohnen werde. Ich wollte ihn zum Mitregenten erheben; allein der verstockte Jude weigerte sich, seine Irrthümer abzuschwören."

„„Und welche sonstige Belohnung hat mein gnädiger Kaiser für ihn bestimmt?""

„Den Tod dem Schurken! Er hat genug des Silbers gestohlen; denn er weigert sich, uns zu sagen, wie man das Gewicht des Thrones ermitteln kann.“

Als die Prinzessin so den Kaiser reden hörte, fing sie an zu weinen.

„„Das also,““ rief sie schluchzend, „„soll der Lohn des Mannes sein, dem ich mein Leben verdanke, der dem Kaiser Basil das herrlichste, nicht mit allen Schätzen der Welt zu bezahlende Kunstwerk geschaffen! O, ich überlebe die Schmach nicht!““

„Sei ruhig, meine Tochter,“ entgegnete der Kaiser betreten, „so schlimm wirds nicht werden! Habe ich ihm doch meinen Ring gegeben, der ihn vor dem Aeußersten schützen wird.“

Basil erzählte dann der Prinzessin, wie Alles gekommen. Er bat sie, ruhig zu sein; er würde, wenn auch nicht gleich, doch später den Rabbi reich belohnen.

Als Rabbi Gerschom aus der Staatsrathssitzung in sein Haus zurückkehrte und seinen Frauen die Vorgänge in derselben erzählte, war Deborah tief bekümmert. Melitta aber verachtete ihren Gatten in ihrem Herzen; zum zweiten Male hatte er sich die Gelegenheit entgehen lassen, reich, mächtig und angesehen zu werden, und so seine ungetreue Gattin auf die Höhen des Lebens zu erheben; das konnte sie ihm nicht verzeihen.

„An seiner Seite,“ dachte sie, „würde ich immer das niedere Judenweib bleiben. Nein, ich will die Gattin Michael's werden und allen seinen Rathschlägen folgen.“

Nach vielen vergeblichen Versuchen hatte der Eunuch Johann von einem geschickten Künstler zu Athen vernommen; er hatte ihn nach Konstantinopel kommen lassen. Ba-

silikos, so hieß der Athenienser, machte sich anheischig, eine Wage für die Abwägung des silbernen Thrones herzustellen. Johann triumphirte. „Doch," sprach er, „was kann es am Ende nützen, so lange der Jude den Ring des Kaisers besitzt, der ihm des Kaisers Gnade — selbst im Falle einer Verurtheilung zum Tode — sichert?"

Johann ließ seinen Neffen zu sich bescheiden. Dieser erzählte, wie es ihm gelungen, das Weib des Rabbi zu bethören.

„Und weiß sie nichts," fragte der Eunuch, „von den Zauberkünsten des verruchten Juden?"

„Nein, Herr! Sie versichert im Gegentheil, daß er Zauberei verabscheue, wie es das Gesetz Mosis vorschreibt."

„Gleichviel, ich werde ihn dennoch ins Verderben stürzen. Der Künstler Basilikos, der Athenienser, wird mir eine Wage bauen, auf der man den Thron wird wägen können, und dann ist der Jude verloren. Wenn er nur den Ring nicht hätte, der ihm in allen Fällen des Kaisers Gnade sichert."

„„Ich werde Euch den Ring verschaffen.""

„Du könntest das?"

„„Ich kann es, Herr! Melitta thut Alles, was ich von ihr verlange — sie wird ihn stehlen.""

„O geh, mein Sohn, und thue, wie Du gesprochen! Du thust es ja namentlich für Dich; mein wird nur die Rache und Dein wird einst der goldene Preis, die Herrscherkrone, sein!'

Als am Abende desselben Tages Michael seine gewöhnliche Zusammenkunft mit Melitta hatte, sprach er:

„Herzensweib, wir werden bald am Ziele unserer Wünsche sein! Der Künstler Basilikos wird eine Wage

schaffen, den Thron zu wägen; dann wird derjenige verloren sein, der unserer Vermählung im Wege steht."

„„Gerschom besitzt aber," entgegnete Melitta, „einen Ring, den ihm der Kaiser gab. Dieser Ring schützt ihn vor jeder Gefahr und sichert ihm die Gnade Basil's.""

„Hast Du den Ring schon gesehen?"

„„Sicherlich, er trägt ihn an dem Finger seiner Hand.""

„Wir müssen uns in den Besitz dieses Ringes setzen!"

„„Nichts leichter als das. Wir Juden waschen uns die Hände, ehe wir zu Tische gehen; vorher ziehen wir die Ringe von unseren Fingern ab. Bei dieser Gelegenheit kann ich ihn an mich bringen.""

„O, thue das und gib ihn mir! Statt dieses Ringes werde ich Dir den Trauring an den Finger stecken, wenn uns der Jude nicht mehr hinderlich sein wird."

Als am folgenden Tage Rabbi Gerschom zu Mittag essen wollte, legte er seine Ringe ab, um sich die Hände zu waschen. Melitta war allein bei ihm, denn Deborah war mit der Bereitung des Mahles beschäftigt. Rabbi Gerschom, der seit der Staatsrathssitzung sich stets in sehr trüber Stimmung befand, war sehr zerstreut und vergaß, seine Ringe wieder anzustecken. Melitta nahm unbemerkt die Ringe an sich. Das Mittagsmahl ward stillschweigend eingenommen, denn auch die unterdeß hereingekommene Deborah war sehr betrübt. Ihre Gedanken waren von noch etwas Anderem in Anspruch genommen; die geheimen, sich täglich wiederholenden Ausgänge Melitta's waren ihr aufgefallen; doch schwieg sie, wie sie bisher geschwiegen hatte.

Nach Tische ging Rabbi Gerschom aus, um seine Krankenbesuche zu machen, denn er war wieder als Arzt thätig.

Noch immer erinnerte er sich seiner Ringe nicht. Erst als er am Abend nach Hause zurückkehrte, vermißte er sie. Er suchte sie im Speisezimmer; sie waren nicht da; weder Deborah noch Melitta wollten die Ringe gesehen haben.

Rabbi Gerschom's Schrecken war groß; er kannte die Umtriebe seiner Feinde, wußte, welche Mühe sie sich gaben, ihn zu verderben, hatte gehört, daß der Künstler Basilikos, der Athenienser, sich anheischig gemacht hatte, eine Wage zur Abwägung des Thrones zu erbauen. Der Ring des Kaisers schützte vor der äußersten Gefahr, und nun war dieser verschwunden! Der Rabbi durchsuchte jeden Winkel, und Deborah half ihm dabei; auch Melitta stellte sich, wie wenn sie eifrig suchte. Ach, die Falsche hatte die Ringe längst ihrem Liebhaber ausgeliefert, und dieser hatte sie schon dem Eunuchen Johann übergeben, der sie mit großer Freude entgegengenommen hatte; natürlich waren die Ringe in Rabbi Gerschom's Hause nicht zu finden.

Als man lange vergeblich gesucht hatte, sagte der Rabbi:

„Es ist nicht anders möglich: die Ringe müssen gestohlen sein."

Es war aber kein Fremder in das Haus gekommen. Die alte, treue Magd weinte, weil sie fürchtete, man würde sie in Verdacht haben. Rabbi Gerschom wollte sie trösten; allein Melitta bestand darauf, ihre Sachen zu durchsuchen; man fand natürlich nichts.

Jetzt faßte Deborah den Muth, das zur Sprache zu bringen, was schon lange ihr Herz beschwerte.

„Melitta," sprach sie, „verzeihe, wenn ich Dich in des Rabbi Gegenwart frage: wohin lenkest Du an jedem Tage Deine Schritte?"

„„Was soll diese Frage,““ entgegnete Melitta keck, „„bin ich Dir Rechenschaft schuldig?““

„Nicht mir,“ sagte Deborah, „aber Deinem Gatten.“

„„Mißtrauest Du mir, Gerschom?““ fragte Melitta.

„Da sei Gott vor!“ entgegnete der Rabbi.

„„Nun wohl,““ sprach Melitta dann, „„so will ich Dir sagen, wohin ich gehe. Ich besuche meine Jugendfreundin Zippora, das Weib des Seidenhändlers Ephraim.““

„Das kann doch wohl nicht wahr sein,“ entgegnete Deborah, „denn gestern traf ich Zippora auf dem Markte, als ich Gemüse einkaufte; sie fragte nach Dir und sagte, daß sie Dich seit langer Zeit nicht gesehen habe.“

„„Wie,““ rief Melitta erzürnt, „„Du spürst meinen Gängen nach? Es ist wahr, ich irrte mich; ich habe der Freundinnen noch mehr, die ich besuche. Du aber, was willst Du von mir? Was kümmerts Dich, wohin ich gehe? O, ich weiß es, Du gönnst mir die Liebe meines Gatten nicht!““ und Melitta fing an, heftig zu weinen.

„Deborah,“ sprach da der Rabbi verweisend, „hältst Du so Dein Versprechen, das Du mir gegeben, als Du in mich drangest, noch ein Weib zu nehmen? Habe ich nicht genug des Kummers, daß Du auch noch mein Haus verwandeln willst in eine Stätte des Zankes und des Streites?“

Deborah schwieg; in ihr war ein furchtbarer Verdacht aufgestiegen. Sie beschloß, von nun an doppelt wachsam zu sein und Melitta sorgfältig zu beobachten.

„O,“ sprach sie vor sich hin, als sie später allein war, „meines Mannes Vorwürfe sind nur zu gerecht. Ich habe

ihn veranlaßt, noch ein Weib zu nehmen; ich habe ihm dieses Weib ausgesucht. Ach, ich habe nicht gewählt, wie Eliezer, der Knecht Abrahams, als er die Riwkah für den Sohn seines Herrn erkor. Ich habe mich bestechen lassen durch äußeren Schein! Wenn meinen Gatten nun Schmach und Unglück trifft, so habe ich es verschuldet; doch ich will über ihn wachen, will seines Hauses Ehre schützen!“

Arme Deborah, Du bist viel zu schwach! Du vermagst das hereinbrechende Verhängniß nicht abzuwenden'

X.

Das Geheimniß.

Der Eunuch Johann hatte zu früh triumphirt. Nach vielen vergeblichen Versuchen erklärte der Athenienser Basilikos, daß auch er nicht im Stande sei, die gewünschte Wage herzustellen. Johann gab es nunmehr auf, in dieser Weise das Gewicht des Thrones herausbringen zu wollen; er sann auf andere Mittel; er ließ seinen Neffen Michael rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

Eines Abends spät saß Rabbi Gerschom in seinem Studierzimmer. Deborah hatte sich, ermüdet von des Tages Arbeit, schon niedergelegt; Melitta aber war noch aufgeblieben; sie trat jetzt herein und setzte sich neben den Rabbi. Dieser hatte ihren Eintritt nicht bemerkt, denn er war in sein Studium vertieft. Erst als Melitta laut seufzte, erhob er den Blick zu ihr.

„Du hier, Melitta," fragte er, „und warum hast Du Dein Lager noch nicht aufgesucht, und warum seufzest Du?"

„„Ach,"" rief Melitta in Thränen ausbrechend, „„ich bin sehr unglücklich!""

Rabbi Gerschom schloß das aufgeschlagene Buch und sah sein Weib an mit erstauntem, fragendem Blicke.

„Du erschreckst mich, Geliebte," sagte er, „o sprich, was fehlt Dir?"

„„Was mir fehlt? ich stehe ganz allein in der Welt. Mir leben nicht Vater, nicht Mutter, nicht Brüder, nicht Schwestern, mich zu schützen!""

„Und ich, Dein Gatte?"

„„Ach, bei Dir bin ich verleumdet, Deborah haßt mich, beneidet mich, lauert allen meinen Schritten auf!""

„Bekümmere Dich darum nicht, mein Kind! Du weißt, wie ich Dich liebe und achte, und wie ich Dir vertraue!"

„„Auch Du vertraust mir nicht!""

„Wie kannst Du so reden? Habe ich das jemals bewiesen?"

„„Wohl hast Du das bewiesen! Du hast mir noch nie einen Beweis Deines Vertrauens gegeben.""

„Fordere einen solchen Beweis, und ich will ihn gern geben!"

„„Ja, was soll ich gerade jetzt von Dir fordern? Nun, wohlan, gib Deborah, die mich beleidigt hat, die mir mein Leben vergällt, den Scheidebrief.""

Rabbi Gerschom erhob sich, im höchsten Grade bekümmert.

„Nicht doch, Geliebte," sagte er betrübt, „verlange das nicht, nur das nicht! Deborah ist das Weib meiner Jugend, die Tochter meines geliebten, hochverehrten Lehrers.

Sie ist ein braves, biederes Weib, und wenn sie auch gegen Dich gefehlt hat, so hat sie es nur aus übergroßer Liebe zu mir gethan! Lieber wollte ich sterben, als die gute Deborah so tief verwunden!"

„„Die gute Deborah! Und ich, ich bin Dir gar Nichts! Mein Leben darf in Deinem Hause in Kummer und Trübsal verfließen, mich mag das Weib Deiner Jugend verwunden und quälen, wenn nur die gute Deborah nicht verletzt wird!""

„Dringe nicht weiter in mich, Melitta! Die Erfüllung Deines Wunsches wäre Deborah's Tod. O, verlange von mir, was Du willst, nur das, nur das nicht!"

„„Ich will nicht weiter in Dich dringen! Aber was sollte ich sonst von Dir fordern? Ich will Dir glauben, daß Du mich liebst und mir vertraust!""

Melitta schwieg und blickte ihren Gatten zärtlich an. Sie war ein schönes Weib, und wenn sie so schmachtend aufsah, ganz unwiderstehlich. War sie doch einst die schönste Jungfrau Konstantinopels gewesen, und in den zwei Jahren seit ihrer Verheirathung war sie nur noch schöner geworden. Rabbi Gerschom liebte sie über Alles und konnte ihr nichts abschlagen, wenn ihr Auge freundlich blickte.

Nach einer Pause sprach Melitta:

„Hast Du schon vernommen, daß der Athenienser Basilikos erklärt hat, er könne die Wage nicht zu Stande bringen? So mögen alle Die zu Schanden werden, die Dir schaden wollen!"

„Athen," entgegnete der Rabbi, „war einst der Sitz der bedeutendsten Künstler und Gelehrten; aber den entarteten Nachkommen ist das Wissen und Können ihrer Vorfahren abhanden gekommen."

„„Wäre es denn möglich, eine solche Wage zu erbauen?““

„Das wäre gar nicht nöthig; man könnte auch ohnedies den Thron wägen.“

„„O, sage mir: wie?““ rief Melitta hastig und blickte dabei so lauernd, daß Rabbi Gerschom stutzig wurde.

„Ja,“ sagte er bedächtig, „das weiß ich nicht!“

„„Gerschom, Geliebter,““ bat Melitta, „„Du weißt es! ich bitte Dich, sage es mir! Du hast eben selbst angedeutet, daß Du es weißt; Du willst es mir nicht sagen. Sieh, selbst in solchen Kleinigkeiten mißtraust Du mir!““

Sie fing bitterlich an zu weinen.

„Weine nicht, Geliebte,“ sagte Rabbi Gerschom, „warum sollte ich es Dir nicht sagen, wenn ich es wüßte!“

„„Aber Du weißt es; Du weißt sonst Alles, und dies weißt Du ganz gewiß; Du hättest sonst nicht so geringschätzig von dem Athenienser gesprochen! Sage mir wenigstens, daß Du es weißt.“

„Nun ja, ich weiß es; aber ich werde es keinem Menschen anvertrauen, denn mein Leben hängt daran. Ich bitte Dich, Melitta, verlange es nicht zu wissen. Das Geheimniß könnte Dich nur beschweren. Wie leicht könnten meine Feinde darauf verfallen, meine Frauen ausforschen zu wollen!“

„„Und glaubest Du, daß ich Dich verrathen würde?““

„Nein, das glaube ich nicht; doch schwach ist des Menschen Herz!“

„„O,““ rief Melitta, „„ich wußte es längst, daß Du mich nicht liebst, daß Du kein Vertrauen zu mir hast! Du verweigerst mir Alles, um was ich Dich bitte!““

„Habe ich Dir je etwas verweigert, sei es kostbarer Schmuck, oder prächtige Kleidung, habe ich Dir nicht stets Alles gegeben, was Dein Herz begehrt hat?“

„„Was thue ich mit dem Flitter, wenn das Herz meines Mannes mir nicht voll und ganz gehört? Nimm sie wieder zurück die Edelsteine, den Sammet und die Seide — was soll das Alles mir, wenn mein Herz bekümmert ist? O, wäre ich doch gestorben, läge ich doch im Grabe bei meinen Eltern!““

„Melitta, wie kannst Du so reden? Was nützt es Dir, zu wissen, wie man den Thron des Kaisers wägt?“

„„Gar nichts würde es mir nützen, als daß ich die Gewißheit hätte, daß mein Gatte mich liebt und mir vertraut. Aber Du liebst mich nicht! So laß mich fortziehen aus Deinem Hause, erspare mir künftig den Kummer, mit der Feindin, die mich haßt, unter einem Dache leben zu müssen!““

„Melitta, Herzensweib, wie könnte ich leben ohne Dich! Beruhige Dich, ich will es Dir sagen. Doch nein, ich kann es nicht, ich darf es nicht!“

„„Du kannst, Du darfst es nicht? Wer hindert Dich daran?““

„Höre mir zu, Melitta, ich will Dir eine Geschichte erzählen, die ich einst in einem alten Buche gelesen habe. Salomo, der weise König, verstand die Sprache der Thiere und Vögel. Einst wollte er einen Diener, Elimelech hieß er, reich belohnen, da sprach dieser: „Großer König, willst Du mich belohnen, so gib mir nicht Geld und nicht Geldeswerth, denn ich bin reich genug; aber lehre mich, die Sprache der Thiere und Vögel verstehen.“ — „„Ich will Deine

Bitte gewähren,““ sprach der König, „„aber wisse, an dem Tage, da Du diese Kunst einen Anderen lehrst, sei es Mann oder Weib, mußt Du sterben.““ — Elimelech versprach, das Geheimniß zu bewahren, und Salomo lehrte ihn die Laute deuten, welche uns als unzusammenhängende Töne erscheinen, in der That aber eine Sprache bilden, in der Thiere und Vögel sich einander verständlich machen. Hochbeglückt kehrte Elimelech nach seinem Landgute zurück, das er bewirthschaftete. Er nahm ein Weib und lebte froh und glücklich. Eines Tages stand er neben seiner Frau am Fenster und schaute in den Garten. Dort war ein großer Teich, an dessen Ufer ein junger Storch und eine junge Störchin auf- und abspazierten. Der Storch warb um die Störchin, und diese benahm sich dabei so possierlich, daß Elimelech laut auflachen mußte. „Warum lachst Du, mein Freund?“ fragte ihn sein Weib. — „„Siehe,““ sagte er, noch immer lachend, „„den Storch und die Störchin — sie führen ein Liebesgespräch!““ — „Und wie so weißt Du das?“ fragte erstaunt die Frau. — „„Mich lehrte Salomo,““ entgegnete Elimelech, „„die Kunst, die Sprache der Thiere und Vögel zu verstehen!““ — „Wie?““ fragte das Weib, „Du verstehst diese göttliche Kunst und hast mir noch nicht davon erzählt? O, lehre sie mich!“ — „„Ich kann nicht,““ erwiderte Elimelech, „„denn am Tage, da ich diese Kunst weiter lehre, muß ich sterben.““ — „Du wirst nicht sterben!“ sprach die Frau, „ich werde Dich nicht verrathen.“ — „„Aber Salomo's dienstbare Geister,““ entgegnete Elimelech, „„werden sofort mich tödten!““ — Allein sein Bitten und Flehen half nichts; die Frau quälte ihn so lange, bis er nachgab; doch bedung er sich eine kurze Frist, um seine letztwilligen Verfügungen zu Papier zu bringen. —

Trauer herrschte nun im ganzen Hause, während Elimelech sich zum Tode vorbereitete; er saß am Fenster, das in den Hof ging, und schrieb seinen letzten Willen nieder. Da hörte er lärmende, zankende Stimmen und schaute hinaus. Was sah er da? Den Hofhund im eifrigen Gespräche mit dem Haushahn. Der Hofhund hatte betrübt, ob des zu erwartenden Todes seines guten Herrn, vor seiner Hütte gelegen. Da war der Haushahn mit seinem Gefolge in den Hof getreten und hatte ein lustiges Kikereki erschallen lassen. „Hahn, Hahn," sprach der Hofhund da, „hast Du denn gar kein Herz? Unser guter Herr wird bald sterben, und Du bist fröhlich und guter Dinge?" — „Und wie sollte ich," entgegnete der Hahn, „mich um den Thoren betrüben, der sterben will, um das Gelüste seines Weibes zu befriedigen? Siehe Dich um, ich habe zwanzig Frauen, gelbe und braune und weiße und schwarze Hennen — es sollte eine wagen, mir zu widerstreben! Und unser thörichter Herr kann das eine Weib nicht beherrschen, will sterben um ihrer Laune willen? Der Schwächling verdient kein Mitleid!" — Und mit lautem, lustigem Kikereki eilte der Hahn von dannen, während seine Frauen ihm gehorsam folgten. — Als Elimelech das vernommen hatte, zerriß er das Testament, das er aufgesetzt, und als seine Frau wieder anfing, ibn zu quälen, da trat er ihr entschieden, als ein Mann, entgegen. So lebte er glücklich noch viele Jahre und nahm sein Geheimniß mit sich ins Grab."

„„Dein Gleichniß paßt nicht,"" sprach Melitta, als Rabbi Gerschom schwieg. „„Ich verlange nicht Deinen Tod, ich verlange nur Dein Vertrauen; Du aber fürchtest, ich würde Dich verrathen. Wenn Du mich wirklich liebtest, so könntest Du solcher Furcht nicht Raum geben.""

Lange noch weigerte sich Rabbi Gerschom; aber am Ende erging es ihm wie dem starken Schimschon, den Delilah mit Bitten so bedrängte, daß er sich lieber den Tod wünschte als solche Qual; auch Rabbi Gerschom offenbarte seinem falschen, ungetreuen Weibe sein Geheimniß.

XI.

Das Todesurtheil.

Drei Tage nach den erzählten Ereignissen wurde Rabbi Gerschom verhaftet und in den Kerker geworfen. Noch an demselben Tage wurde er vor Gericht gestellt. Der Eunuch Johann führte den Vorsitz; die übrigen Richter waren willfährige Creaturen desselben.

„Du bist angeklagt, Gerschom," redete Johann den Rabbi an, „Deinen Kaiser bestohlen und drei und einen halben Centner des Dir zur Herstellung des Thrones anvertrauten Silbers entwendet zu haben. Schon dadurch, daß Du Dich weigertest, anzugeben, wie man den Thron wägen kann, daß Du frech Deinem Kaiser ins Angesicht gelogen und behauptet hast, Du wüßtest es nicht, schon dadurch hast Du Deine Schuld so gut wie eingestanden."

„„Und was berechtigt Euch,"" entgegnete Gerschom, „„zu sagen, daß ich ein Verfahren, das Gewicht des Thrones zu bestimmen, kenne?""

„Weil wir nach Deinen eigenen Angaben den Thron gewogen haben. Wir haben ein Schiff ins Meer gelassen

und genau bezeichnet, wie tief es ins Wasser gesunken; dann haben wir den Thron dahin gebracht und gesehen, um wie viel mehr durch dessen Gewicht das Schiff ins Wasser gedrückt ist worden; nachdem wir den Thron aus dem Schiffe entfernt, haben wir das letztere so lange mit Steinen beladen, bis diese das Schiff gerade so ins Wasser drückten, wie vorher den Thron. Dann haben wir die Steine gewogen und gefunden, daß ihr Gewicht, also auch das des Thrones, um drei und einen halben Centner weniger beträgt als das des Dir überlieferten Silbers. Sprich, haben wir nicht gerade so verfahren, wie Du es Deinem Weibe anvertraut hast?""

Rabbi Gerschom erblaßte; also Melitta, seine geliebte Melitta hatte ihn verrathen! Er fühlte seine Kraft schwinden, seine Kniee schlotterten, und ein unnennbares Wehe durchzog sein Herz; er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Nur ein tiefes Aechzen, ein markerschütternder Klagelaut löste sich aus seiner beklemmten Brust.

„Du schweigst," fuhr Johann zu reden fort, „Du bekennst also Deine Schuld?"

„„Nein,"" rief der Rabbi da, mühsam nach Fassung ringend, „„nein, ich bin unschuldig. Doch ehe ich mich vertheidige, sagt mir, was habt Ihr mit meinem Weibe gemacht, daß sie Euch mein Geheimniß verrathen?""

Da trat Michael, der Paphlagonier, auf den Rabbi zu und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich will Dir etwas anvertrauen, Jude, woran Du ersticken magst: Dein Weib ist mein Weib; ich kannte sie schon, eh' Du sie freitest; seit vierzehn Tagen ist sie meine Geliebte!"

„„Du lügst!"" rief Gerschom entsetzt.

„Ha, ha, ha,“ lachte Michael, „und wo ist des Kaisers Ring, der Dich vor dem Tode schützen sollte? Sie hat ihn genommen, als Du ihn ablegtest, um Dir die Hände zu waschen! Die süße Melitta hat ihn mir geschenkt als Pfand ihrer Liebe und Treue. Ha, ha, ha!“

Michael entfernte sich; der Rabbi sah ihm wie im Traume nach. Dann fiel er ohnmächtig zu Boden.

Man bespritzte ihn mit Wasser, und er erholte sich wieder. Ein teuflischer Triumph leuchtete aus dem Gesichte des Eunuchen, als dieser zu fragen fortfuhr:

„Du bist also Deines Verbrechens geständig?“

„„Ich habe,““ sprach der Rabbi tonlos, „kein Verbrechen begangen; schon vor dem Beginne der Arbeit habe ich dem Kaiser gesagt, daß ich bei einem so großen Werke die Gehilfen nicht genügend beaufsichtigen könne; auch mußte durch die Läuterung und durch die Aussonderung der Schlacken das Silber an Gewicht verlieren.““

„Wenn dem so ist,“ entgegnete Johann, „warum weigertest Du Dich, dem Kaiser zu sagen, wie man das Kunstwerk wägen könne?“

„„Weil ich den Haß meiner Feinde und Neider fürchtete.““

„Elende, thörichte Ausflüchte. Ich halte das Verbrechen für erwiesen. Der Angeklagte verdient den Tod durch Henkershand.“

„Ich theile die Ansicht Eurer Gnaden,“ sprach der zweite Richter.

„Auch ich, auch ich!“ riefen die Richter der Reihe nach.

„So fälle ich das Urtheil: Gerschom, der Sohn des Jehudah, der Franke, soll durch den Strick des Henkers

vom Leben zum Tode gebracht werden; sein Leichnam soll am Galgen verbleiben, bis die Vögel des Himmels sein Fleisch verzehrt haben. Dann soll er eingescharrt werden in unheilige Erde. Man führe den Gefangenen ab."

Rabbi Gerschom wurde gefesselt und in den Kerker zurückgeführt.

Als der Eunuch Johann das Todesurtheil dem Kaiser zur Bestätigung vorlegte, änderte dieser es dahin ab, daß der Rabbi nicht den Tod gemeiner Verbrecher durch Henkershand, sondern den der Staatsverbrecher sterben solle, denn so konnte er ihn bei Vorzeigung des Ringes leichter begnadigen. Auch schob er deßhalb die Unterzeichnung des Urtheils noch auf.

Vergebens harrte der Kaiser, daß man ihm den Ring vorzeigen sollte; er sprach darüber gegen den Minister seine Verwunderung aus.

„Der habsüchtige Jude," sagte Johann, „wird den kostbaren Ring verkauft haben. Möge mein kaiserlicher Herr sich dessen freuen! Wie leicht hätte dieser Jude etwa für den deutschen Kaiser oder für den Kalifen noch einen solchen Thron verfertigen können! Sein Tod befreit Euch von dieser Furcht."

„„Daran habe ich auch schon gedacht,"" entgegnete der Kaiser. „„So mag er denn sterben!""

Und er setzte seine Unterschrift unter das Urtheil, dessen Vollziehung nunmehr unwiderruflich beschlossen war.

XII.

Im Kerker.

Rabbi Gerschom saß im Kerker, Verzweiflung im Herzen.

„Du, o Gott, bist gerecht,“ sprach er, „und ich habe gesündigt, habe selbst mein Geheimniß verrathen! O, daß ich so schwach war und mein Herz hängte an dieses elende Weib, in dessen schönem Körper eine so falsche Seele wohnt! Deborah, Dich tadelte ich ob Deines Argwohns, und wie war dieser so begründet! Und doch, was ist mein Vergehen, daß man mich tödten will? Ach, dieses Kunstwerk, das ich aus eitler Ruhmsucht gebaut, um dessentwillen ich Monate lang unterlassen habe, in der Gotteslehre zu forschen — es hat mir Verderben gebracht! O, groß ist meine Sünde; vergessen hatte ich die Lehre Gottes, meines Schöpfers, einen Thron habe ich gebaut für diesen Kaiser, auf dem zu sitzen nur einem gottesfürchtigen Herrscher ziemte! Nun tritt man mich unter die Füße; gefesselt sind meine Hände, und bald soll ich eines schimpflichen Todes sterben! O Gott, mein Gott, Du hast schon so oft mein Gebet erhört, erhöre mich jetzt! In Deiner Hand sind die Herzen der Könige; lenke Du das Herz des Kaisers Basil, daß ihn die Schandthat reue, die an mir jetzt vollbracht werden soll!“

Kaum hatte der Rabbi sein Gebet beendet, so trat der

Kerkermeister ein, um die Fesseln von Gerschom's Händen zu nehmen. Staatsgefangene durften nicht gefesselt werden. Schon glaubte der Rabbi, man käme, nm ihn zu befreien; allein er täuschte sich. Der Kerkermeister verkündete nur die Abänderung der Todesart.

Zu damaliger Zeit wurden Staatsverbrecher zum Hungertode verurtheilt; man brachte sie in einen alleinstehenden Thurm, gab ihnen Speise und Trank und verschloß dann den Thurm, um ihn nicht wieder zu öffnen bis nach dem muthmaßlich eingetretenen Tode des Gefangenen. Dann wurde der Leiche ein anständiges Begräbniß zu Theil.

Rabbi Gerschom bat den Kerkermeister, zum Kaiser zu gehen und ihm zu sagen, daß der gnadeverheißende Ring dem Gefangenen entwendet worden sei. Allein der Kerkermeister blieb unerbittlich; er fürchtete zu sehr den Eunuchen Johann.

Um Mitternacht öffneten sich wiederum die Kerkerthüren. Der Patriarch trat ein und weckte den schlumden Rabbi.

„Meister,“ sprach er, „Ihr schlaft den Schlaf des Gerechten; ich weiß, daß Ihr kein Unrecht begangen; ich kenne die Ränke des Eunuchen.“

„„O,““ bat der Rabbi, „„so rettet mich, so geht zum Kaiser und enthüllt ihm Alles!““

„Und wer,“ sprach der Patriarch, „wird mich dann vor der Rache des Eunuchen schützen? Doch, ich will Euch nicht allein retten, ich will Euch befördern und erheben; jedoch unter einer Bedingung!“

„„Und die ist?““

„Seht, ich schätze und achte Euch; ich verehre Eure hohe Weisheit. Ihr könntet, wenn Ihr wolltet, zum Mit-

regenten des Kaisers emporsteigen. Ich biete Euch Leben, Freiheit, Macht, Ehre, Reichthum, wenn Ihr Euch taufen lassen, wenn Ihr Christ werden wollt."

„„So ziehe ich den Tod vor.""

„Seid nicht so halsstarrig! Der Eunuch Johann ist verhaßt im ganzen Kaiserreiche. Versprecht Ihr, mir darin zu Willen zu sein, so gehe ich gleich zum Kaiser, verkünde ihm Euren Entschluß, enthülle die unedlen Ränke des Eunuchen und Ihr schreitet, wie einst Joseph, aus dem Gefängnisse zum Throne, während der schlimme Eunuch statt Eurer sterben soll!"

„„O, laßt mich, Herr, laßt mich lieber sterben. Besser hier elendiglich zu Grunde gehen als Gottes Gnade zu verlieren für die Ewigkeit.""

„Und Euer Gott, läßt er nicht Euch, den Schuldlosen, gleich einem Verbrecher sterben?"

„„Sein heiliger Wille geschehe! Vielleicht will Er mich hier büßen lassen, was ich etwa Unrechtes gethan, damit Er mir vollkommen gebe die Seligkeit, die Er Seinen Frommen verheißen. Ach, ich möchte gern noch leben, noch nützen der Mitwelt und der Nachwelt durch die Kenntnisse, die ich mir erworben. Niemals aber werde ich mir Leben und Freiheit durch ein Verbrechen erkaufen!""

„Und nennt Ihr meinen Vorschlag ein Verbrechen?"

„„O, es gibt kein größeres als abtrünnig zu werden dem Gotte der Väter und Seiner heiligen Lehre.""

„So kann ich Euch nicht retten; so müsset Ihr denn sterben!"

„„So Gott mich retten will, so werde ich nicht sterben. Hat Er aber meinen Tod beschlossen, so könntet auch Ihr mir nicht helfen.""

„Ich hätte Euch gern geholfen — allein Ihr selbst wollt es nicht.“

„„Nein, ich will es nicht um den Preis, welchen Ihr fordert.““

„So bereitet Euch zum Tode vor!“

„„Ich bin bereit!““

XIII.

Enttäuschung.

Als Rabbi Gerschom verhaftet worden, war Deborah nicht zu Hause gewesen. Wer malt ihr Entsetzen, da sie bei ihrer Rückkehr die schreckliche Kunde vernahm! Lange jammerte und klagte sie, bis sie endlich Muth faßte und auf die Rettung ihres Gatten sann. Sie konnte trotz vielfacher Bemühung nicht erfahren, wohin man ihren Gatten gebracht hatte und wessen er angeklagt war; sie lief zu den Vorstehern der jüdischen Gemeinde; auch diese waren rathlos; sie wollten gern helfen, vermochten aber nichts zu thun. Deborah suchte den Gönner Rabbi Gerschoms, den Patricier Roman Argyropolus auf; dieser war ganz erstaunt, von der Verhaftung des Rabbi zu vernehmen; der Eunuch Johann hatte die ganze Angelegenheit so heimlich betrieben, daß Roman nichts davon erfahren hatte. Er rieth Deborah, die Prinzessin Theodora aufzusuchen und deren Fürsprache anzusprechen; vorher jedoch solle sie erkunden, weßhalb man den Rabbi verhaftet habe.

Sorgenvoll kehrte Deborah nach Hause zurück. Wo, bei wem sollte sie Näheres über die Einkerkerung des geliebten Gatten erfahren?

Zu Hause fand sie Melitta, fröhlich und heiter, wie wenn ihr ein großes Glück zugestoßen sei. Das falsche Weib hatte seine schönsten Gewänder angethan und hatte sich schier hochzeitlich geschmückt. Das war für Deborah ein Stich durch's Herz; doch sagte sie nichts; sie hat seit jenem Tage, da sie sie im Beisein des Rabbi zur Rede gestellt, kein Wort mit ihr gesprochen. Plötzlich kam dem treuen Weibe der Gedanke, sollte etwa die Nebenbuhlerin schuldig sein am Unglück des Rabbi? Da Melitta im Begriff stand, auszugehen, so beschloß sie, ihr heimlich zu folgen.

Melitta lenkte ihre Schritte einem entlegenen Stadttheile zu; dort trat sie in eine Taverne ein. Deborah folgte ihr; sie trat in das Gastzimmer, woselbst der Wirth ganz allein saß. Deborah trat auf ihn zu und sagte ihm, indem sie ihm ein Goldstück reichte: „Herr, meine Freundin ist eben in dieses Haus getreten — o sagt mir, was sie hier thut?"

„„Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt,"" sagte der Wirth, dessen Auge beim Anblicke des Goldes funkelte, „„so wisset, es handelt sich um ein verliebtes Abenteuer!""

„Mit wem?"

„„Mit einem vornehmen Ritter, dessen Namen ich nicht kenne, der mich aber stets reich belohnt.""

„Ha, so ist sie die Begünstigtere! Wisset, Herr, auch ich liebe den Rittter. Seht, diese zwei goldenen Dareiken sind ebenfalls Euer, wenn Ihr mir ein Zimmer neben dem

der Verliebten anweist, von welchem aus ich ihr Gespräch belauschen kann."

„„Das soll geschehen,"" sprach der Wirth, gierig die Hand nach dem Golde ausstreckend, „„doch müßt Ihr mir versprechen, mich nicht verrathen zu wollen, damit ich nicht die gute Kundschaft verliere.""

„Ich verspreche es!"

„„So folget mir. Der Ritter ist noch nicht da, er wird aber bald kommen.""

Er führte Deborah in ein Zimmer im oberen Stockwerke des Hauses und deutete auf eine Thür, die in ein anstoßendes Gemach führte, dann entfernte er sich.

Deborah sah durch's Schlüsselloch und erblickte Melitta, die auf einem Stuhle saß. Bald kam Michael, der Paphlagonier.

„Ach, da bist Du ja schon, mein Püppchen!" rief er Melitta zu. „Es ist Alles ganz vortrefflich gegangen. Heute Nacht noch wird der garstige Jude zum Tode geführt!"

Die horchende Deborah erschrak furchtbar. Mit Gewalt mußte sie den Angstruf zurückhalten, der sich ihrer Brust entwinden wollte und der sie unfehlbar verrathen hätte.

„Gott, gib mir Kraft!" betete sie in ihrem Herzen.

„„So sind wir denn am Ziele, Geliebter!" sprach Melitta zärtlich.

„Ja, wir sind am Ziele," entgegnete der Ritter sie umarmend, „o, Du bist ein Prachtweib! Du hättest sehen sollen, was der Jude für Augen machte, als er hörte, daß uns sein Geheimniß bekannt geworden und daß wir den Thron gewogen haben. Er war wie vernichtet und konnte kaum noch sprechen."

„„Wann wird er sterben?““

„Ja, das dauert noch eine Zeitlang. Der Kaiser hat dem Schufte die unverdiente Gnade erwiesen, daß er wie ein Staatsverbrecher in den Hungerthurm gesperrt werden soll.“

„„So wird es wohl noch einige Wochen währen müssen bis zu unserer Vermählung?““

„Bis zu unserer Vermählung? Ja, liebes Kind, ich fürchte, das wird so schnell nicht gehen. Ich muß morgen schon in den Krieg ziehen.“

„„So werde ich Dich begleiten!““

„Du wolltest Dich den Gefahren des Kriegslebens aussetzen?“

„„Ich werde mich nicht mehr von Dir trennen!““

„Höre, Melitta, es muß endlich klar werden zwischen uns. Mein Oheim, der Minister Johann, schickt Dir zum Lohne für die guten Dienste, die Du ihm geleistet, diese Börse; sie enthält 1000 goldene Dareiken. Aber in eine Vermählung mit Dir will er nicht willigen. Er hat große Pläne für meine Zukunft, die eine Heirath mit einer Jüdin vernichten würden.“

„„Und Du, was gedenkst Du zu thun?““

„Ich bin ganz von meinem Oheim abhängig und muß mich seinem Willen fügen.“

„„Michael, das könntest Du mir thun, Du könntest mich jetzt verlassen, nachdem ich Dir so große Opfer gebracht, nachdem ich Deinethalben den besten Gatten dem Tode überliefert habe?““

„Es wird mir schwer, allein mein Oheim . . . .“

„„O, schweige, Du falscher Mann, von Deinem

Oheim? Hast Du mir nicht gesagt, daß er in unsere Heirath willige?""

„Ja, aber jetzt hat er seine Ansicht geändert!"

„„Ja, nachdem Ihr mich verleitet habt, Euren Zwecken zu dienen, meine Seele mit Verbrechen zu belasten! Michael, mein Geliebter, gedenke doch der vielen heiligen Schwüre, die Du mir geschworen!""

„Und wäre ich verpflichtet, einen Schwur Dir zu halten, die Du den eigenen Gatten verrathen hast?"

„„Und daraus machst Du mir einen Vorwurf, um dessentwillen ich es einzig gethan?""

„Wohl, ich brauchte Dich, um diesen elenden Juden zu vernichten, und deßhalb log ich Dir Liebe und schwur Dir Treue. Ja, vor zwei Jahren, als Du noch Jungfrau warst, da liebte ich Dich wirklich und verließ Dich nur auf den Befehl meines Oheims Jetzt jedoch, nachdem ich Dein falsches Herz erkannt habe, da ich sah, wie bereit Du warst, Deinen Gatten zu opfern, ihn mit Lug und Trug zu bestricken, ihm Liebe zu heucheln, die Du nicht empfandest, bloß um ihm sein Geheimniß zu entlocken, jetzt liebe auch ich Dich nicht mehr. Du würdest Michael verrathen, wie Du Gerschom verrathen hast!""

„Elender!" rief Melitta wüthend, „und das Alles sagst Du mir, um dessentwillen ich gesündigt habe! Wisse, Gottes Fluch wird Dich treffen, Deine falschen, tückischen Augen werden Dir ausgestochen werden, und Du wirst dereinst als mit Schmach beladener Bettler Deine Schandthaten bereuen!"

„„Mich ängstigt Dein Fluch nicht,"" entgegnete hohnlachend der Ritter, „„Deine Thaten sind schlimmer denn die meinen; und sollte ich des Augenlichtes beraubt werden,

so müßtest Du den Tod des Verbrechers sterben. Hier nimm Dein Geld, Du bist reichlich damit bezahlt. Aber wisse, von heute an kenne ich Dich nicht mehr, wo Du mir auch begegnen magst.“ “

Bei diesen Worten warf er ihr die Börse in den Schooß; Melitta nahm sie und warf sie nach ihm, ohne ihn zu treffen; die Börse zerplatzte und die Goldstücke rollten in das Zimmer.

„Lies das Gold nur auf, mein Püppchen,“ rief Michael hohnlachend; „es ist Alles, was Dir bleibt. Sonst kannst Du auch noch betteln gehen.“

Nachdem er so gesprochen, entfernte er sich eilig.

„Er hat Recht,“ sprach trübe Melitta, „o, was habe ich gethan! Den edelsten Mann, der mich zärtlich liebte, habe ich ins Verderben gestürzt und mein Herz an einen Schurken gehängt, der mich nunmehr verläßt. Und doch reut es mich nicht, daß ich den Rabbi los bin; es war so langweilig in seinem Hause. Ich werde das Gold nehmen, das mir die Mittel zu einem fröhlichen Leben verschaffen wird.“

Sie bückte sich dann, um die Goldstücke sorgfältig aufzulesen.

Deborah, die Alles gehört hatte, schauderte; sie konnte nicht begreifen, wie Jemand so schlecht, so herzlos wie Melitta sein konnte. Zu dem Hasse, den Deborah gegen das verrätherische Weib empfunden, gesellte sich die tiefste Verachtung.

XIV.

Stark wie der Tod ist die Liebe.

Deborah vermied es nach wie vor, mit Melitta zu sprechen; ihr ganzes Sinnen war darauf gerichtet, ihren unglücklichen Gatten zu befreien. Sie ging in den kaiserlichen Palast, um sich Audienz bei der Prinzessin Theodora zu verschaffen; allein die Wachen wiesen sie zurück. Sie eilte zu Roman Argyropolus; doch der wagte nicht, sich in diese Angelegenheit zu mischen und so dem mächtigen Eunuchen Johann entgegenzutreten. Deborah suchte wiederum die Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf.

„Bedenket," sprach sie zu ihnen, „was mein Gatte für Euch gethan, wie er des Kaisers große Belohnung zurückgewiesen, um Euch vor der Verbannung zu schützen! Jetzt ist er selbst in Gefahr, o rettet ihn!"

„„Wir Alle," entgegnete der Vorsteher, ein ehrwürdiger Greis, „„würden gern unser Leben opfern, um das des edlen Rabbi Gerschom zu retten; doch was sollen wir thun?" "

„Verschafft mir wenigstens Audienz bei der Prinzessin Theodora!"

Die Vorsteher gaben sich alle Mühe, sie boten alle Mittel auf — es war Alles vergeblich. Selbst die Diener und Dienerinnen der Prinzessin konnten nicht erkauft werden. Sie Alle fürchteten den Zorn des Eunuchen Johann.

Deborah stellte sich an den Eingang des Palastes, um abzuwarten, ob die Prinzessin das Haus verlassen würde und sich ihr dann zu Füßen zu werfen. Die Prinzessin aber verließ an diesem Tage den Palast nicht.

Am folgenden Tage stand Deborah wieder auf ihrem Posten; sie war diesmal glücklicher; die Prinzessin fuhr mit ihrer Mutter spazieren. Wohl rief Deborah in den Wagen hinein; doch dieser sauste an ihr vorüber; ihre Stimme verhallte ungehört.

Ruhig wartete Deborah die Rückkehr der Prinzessin ab; sie hatte einen verzweifelten Entschluß gefaßt.

Als der Wagen nach einer Stunde zurückkehrte, warf sie sich vor die dahergaloppirenden Pferde.

Schon berührten sie fast die Hufen der feurigen Rosse, als es dem Kutscher gelang, dieselben zum Stehen zu bringen.

Die Prinzessin beugte sich zum Wagen heraus. „Prinzessin," rief Deborah laut, „ich bin das Weib des Rabbi Gerschom, Eures Lebensretters. Um Gotteswillen gebt mir Gehör! Das Leben meines Mannes ist in Gefahr!"

„„Erhebt Euch, gute Frau,"" sprach huldvoll die Prinzessin, „„und kommet zu mir in den Palast.""

„Man läßt mich nicht vor Euch kommen, gnädigste Prinzessin!"

„„So steigt zu mir in den Wagen!""

Im Palaste angekommen, erzählte Deborah der Prinzessin Alles, was sich ereignet hatte; sie berichtete ihr von dem Verrathe Melitta's und von den Ränken des Eunuchen Johann, was sie wußte. Ueber den Ring des Kaisers jedoch konnte sie keine Auskunft geben.

Die Prinzessin war tief erschüttert von der Kunde, daß ihr Lebensretter den Tod des Verbrechers sterben sollte. Sie eilte zum Kaiser, der sie jedoch nicht vor sich ließ. Betrübt kehrte sie zu Deborah zurück.

„Mein Oheim will mich nicht vor sich lassen," sagte sie; „er muß mächtige Beweggründe haben, den Tod des Rabbi zu wünschen. Was kann ich jetzt noch thun?"

„Prinzessin," entgegnete Deborah, „erinnert Ihr Euch, wie mein unglücklicher Gatte an Eurem Bette gesessen Tag und Nacht und jeden Eurer Athemzüge belauscht hat, wie er Euch selbst die Arzeneien bereitet, ja, daß er sein Leben wagte, um das Eure zu retten? War er doch dem Tode geweiht, wenn Ihr nicht genesen wäret! Eine Belohnung hat er nicht erhalten, jetzt soll er sterben, wiewohl seine Hand kein Unrecht gethan, sein Herz nichts Böses gedacht hat."

„„Nun denn,"" sprach die Prinzessin, „„so will auch ich für ihn mein Leben wagen und will gegen den Willen Basils zu ihm bringen.""

Wiederum wurde die Prinzessin von den Dienern des Kaisers zurückgewiesen. Sie aber hörte nicht auf das abweisende Wort, drängte die Diener bei Seite und trat in das Gemach des Kaisers.

„Was wagst Du, Theodora?" herrschte sie dieser an, „Hast Du nicht vernommen, daß ich ungestört bleiben will?"

„„Doch, mein gnädigster Oheim! Allein ich wollte mit Euch reden — Ihr wart immer so gnädig gegen Eure Theodora, Ihr werdet mir auch heute nicht zürnen.""

„Und was hast Du so Wichtiges mir mitzutheilen?"

„„Der Meister Gerschom, mein Lebensretter, ist zum Tode verurtheilt?““

„Und das mit Fug und Recht!“

„„Nein, Herr, in Sünde und Ungerechtigkeit. Hat er das um mich, um Euch verdient?““

„Das kümmert mich nicht! Er ist vor Gericht gestellt und verurtheilt worden.“

„„Und warum habt Ihr ihn nicht begnadigt?““

„Er hat mir den Ring nicht gesandt, der ihm meine Gnade sicherte.“

„„Und wenn nun dieser Ring ist unterschlagen worden?““

„Höre Theodora! Dieser Jude hat mir einen Thron gebaut, dessen größter Werth darin besteht, daß er das einzige Kunstwerk dieser Art ist. So lange die Furcht mich plagt, daß der Künstler ein ähnliches Werk für einen anderen Fürsten herstellen kann, so lange kann ich mich meines Besitzes nicht freuen. Hat man doch schon früher solche geschickte Künstler geblendet, um sie zu verhindern, noch einmal dasselbe zu schaffen! Ich freue mich deßhalb, daß ich ohne mein Zuthun dieser Furcht überhoben bin. Wir wollen daher dem Geschicke des Meisters seinen Lauf lassen.“

„„O, mein gnädigster Oheim, und deßhalb soll der Unglückliche sterben? Ihr könntet ihn ja binden mit heiligen Eiden!““

„Und wenn er diese Eide bricht?“

„„Er wird sie nicht brechen! Er ist ein frommer, edler Mann. Bedenket doch, wie er an mir gehandelt, mir Leben und Gesundheit gerettet hat!““

„Hat er das etwa Deinetwegen gethan? Lediglich deßhalb, um seine Glaubensgenossen vor Verbannung zu schützen!“

„„Und wenn er es deßhalb gethan, hat er nicht gerade dadurch seinen Edelmuth bewiesen? hat er nicht das viele Gold zurückgewiesen, das Ihr ihm angeboten hattet? Und dieser edle Mann soll Euch Silber entwendet haben? O, geht, theurer Oheim, das glaubt Ihr selber nicht!““

„Mein Glaube thut hierbei nichts zur Sache; er ist von seinen Richtern verurtheilt worden.“

„„Ja, von den Creaturen seines Feindes, des Eunuchen Johann! Mein gnädiger Kaiser, habt Erbarmen mit dem Aermsten, habt Erbarmen mit mir, die nie mehr froh werden könnte, wenn der Gedanke an meinen gemordeten Lebensretter meine Seele belasten würde!““

Der Kaiser ging in großer Aufregung im Zimmer auf und ab; endlich blieb er stehen und sprach:

„Ich will Gnade üben, Dir zu Liebe. Wenn er noch im Gefängnisse ist, so mag er frei ausgehen. Befindet er sich aber schon im Hungerthurm, so ist er meiner Macht entrückt. Aus diesem kann ich ihn nicht befreien; so verlangen es die Gesetze meines Reiches.“

Sofort wurden Boten nach dem Kerker entsandt. Ach, es war schon zu spät; bereits in der Nacht zuvor war der Rabbi in den Thurm abgeführt worden.

Die Prinzessin weinte still vor sich hin. Deborah aber zerraufte ihr Haar, zerfleischte mit den Nägeln ihr Antlitz und weinte laut und bitterlich.

Wie wahnsinnig verließ sie den Palast. Was nun beginnen, was nun beginnen?

Deborah beschloß, mit ihrem Gatten zu sterben. Dieselbe Todesart wollte auch sie erwählen. Sie wollte am Fuße des Hungerthurms zu Tode hungern.

Sie ging hinaus vor das Thor der Stadt. In einer schrecklichen Einöde lag der furchtbare Thurm. Am Fuße desselben warf sie sich nieder und rief den Namen des geliebten Gatten.

XV.

Im Hungerthurme.

Nachdem der Patriarch den Kerker Rabbi Gerschom's verlassen hatte, war dieser in den Hungerthurm abgeführt worden. Es war ein großes mächtiges Gebäude mit dicken Mauern; eine gewaltige eiserne Thür verschloß es. Der Rabbi wurde hineingeführt; ein Stück Brod und ein Krug mit Wasser wurden ihm hingestellt. Dann verließen ihn die Begleiter und er war allein in der schrecklichen Oede dieser Kerkermauern, in finsterer Nacht. Hinter ihm schloß sich die Eisenthüre und wurde mit starken Schlössern und mächtigen Riegeln verrammelt. So trennte sich die lebendige Welt von dem zum Tode Verurtheilten ab.

Als Rabbi Gerschom allein geblieben war, fing er an bitterlich zu weinen; dann suchte er Trost und Fassung im Gebete.

„In meiner Noth," sprach er, „bete ich zu Dir, Allerhöchster, und befehle in der Todesangst Dir meine Seele!

Gefangen bin ich und dem Tode geweiht; hier jammere ich mit verwundetem Herzen, schau Du, o Gott, mein Elend! Am Verlöschen ist das Licht meines Lebens, mein Herz ist krank ob der Schwere des Elends — ach ich verdiene Deine Gnade nicht. So laß denn, Allgütiger, meinen Tod sühnen, was ich auf Erden gesündigt habe! Dein Erbarmen nimmt kein Ende, aber es macht ein Ende unseren Vergehungen. Dein ist die Größe, die Stärke, die Herrlichkeit, der Sieg und die Majestät. Ueber Alles, was im Himmel und auf Erden ist, ist Dein die Herrschaft und Du bist der Oberherr des Alls. Habe Erbarmen mit Deinem elenden Knecht, nimm auf meine Seele, wenn Sie emporsteigt zu Dir, und birg sie unter dem Throne Deiner Herrlichkeit, bis daß die Zeit herankömmt, da Du die Todten wieder belebest."

Als er so gebetet hatte, leuchtete der erste Strahl des Morgens durch die kleinen stark vergitterten Fenster. Rabbi Gerschom nahm Wasser aus dem Wasserkruge und wusch sich die Hände, legte die Tephillin an, die er bei seiner Verhaftung zu sich gesteckt hatte, zog das Gewand, das die Schaufäden trug, unter seinen Kleidern hervor und betete in hoher Begeisterung das Morgengebet. Dann untersuchte er die Beschaffenheit des Thurmes. Die Thüre war fest und unerschütterlich; die Fenster so klein, daß sich kein menschlicher Körper hindurchwinden konnte, selbst wenn es gelungen wäre, die Eisenstäbe an denselben zu sprengen. Eine Wendeltreppe lief bis ans Dach empor; aber das Dach war mit einem Sparrenwerke versehen und über diesem befand sich eine feste eiserne Decke. Der grausame Kaiser Phocas hatte den Thurm erbauen lassen; der Baumeister selbst fiel nachher in Ungnade und wurde in den Hungerthurm gesperrt; als man aber seine Leiche bestatten

wollte, war diese spurlos verschwunden. Man sagte, die Geister, die ihm untergeben waren, hätten ihn entführt. Rabbi Gerschom hatte diese Geschichte von einem seiner Gehilfen vernommen, als er den unseligen Thron für Kaiser Basil baute. Jetzt erinnerte sich der Rabbi dieser Erzählung.

„Wie," dachte er, „sollte vielleicht der Baumeister eine Geheimthür eingefügt und diese zur Flucht benutzt haben, als ihn das Geschick traf, in seinem eigenen Bau dem Tode geweiht zu werden?"

Rabbi Gerschom untersuchte nochmals die Wände; sie waren stark und fest. Dann stieg er die Treppe hinauf; er klopfte an jeden Stein, den er erreichen konnte, ohne seine Hoffnung verwirklicht zu sehen.

Betrübt ging er wieder hinunter und aß und trank ein wenig.

„Ach," sprach er, „was wird aus mir werden, wenn dieses Brod und dieses Wasser zu Ende sein werden? Welchen furchtbaren Qualen sehe ich entgegen? Doch dem frommen Juden ist ja das Fasten nichts Ungewohntes. Gott wird mir Kraft geben, diese Qualen zu ertragen. Sein heiliger Name sei gepriesen."

Als er so gesprochen hatte, begann er einige Blätter aus dem Talmud — er wußte den ganzen Talmud auswendig herzusagen — zu citiren. Diese heilige Beschäftigung stärkte ihn wunderbar.

Als es Mittag geworden war und einige spärliche Sonnenstrahlan hell durch die engen Fenster drangen, fing er aufs Neue an, das Gemäuer zu untersuchen. Wiederum stieg er die Treppe hinauf; als er an das Sparrenwerk kam, entdeckte er zu seiner großen Freude, daß sich dasselbe

bei Seite schieben ließ. Dann untersuchte er die Eisenplatte und fand eine Feder; er drückte darauf, allein die Feder war eingerostet. Er reinigte sie sorgfältig mit einem Holzspahn, den er gefunden hatte, und mit seinem Taschentuche. Jetzt drückte er wieder und siehe, die gewaltige Eisenplatte that sich in der Mitte auseinander; er konnte sie nach beiden Seiten herunterschieben und stand nunmehr unter Gottes freiem Himmel. Neue Hoffnung drang in sein Herz, als er die frische Luft einathmete, die voll hereinströmte. Die dumpfe Moderluft im Thurme hatte seine Brust beengt. Oberhalb des Eisendaches befand sich eine Stufe, denn die Mauer stieg höher hinauf als das Dach. Rabbi Gerschom betrat die Stufe und bemerkte eine Feder; er drückte auf dieselbe und das Eisendach that sich zusammen; auch vernahm er, wie sich das Sparrenwerk unter demselben zusammenschob.

Rabbi Gerschom trat auf das Dach; er stand jetzt oben auf dem Thurme. Von hier aus war wahrscheinlich der Baumeister entflohen. Gewiß hatten ihm seine Freunde eine hohe Leiter gebracht, an welcher er hinuntergestiegen war. Doch, was nützte Rabbi Gerschom die Entdeckung? Seine Freunde wußten nichts davon, und wer sollte ihm eine Leiter bringen? Der Ort, wo der Thurm stand, war eine schauerliche Einöde, von allen Menschen gemieden. Und wenn auch Jemand hierherkam — war er geneigt, dem Rabbi zu helfen? Der Thurm war sehr hoch, und das Gemäuer stieg gerade in die Höhe; ohne Leiter war es nicht möglich, sich an ihm hinabzulassen.

Während der Rabbi so überlegte, war es ihm, wie wenn er seinen Namen rufen hörte. In deutscher Sprache

tönte es herauf: „Rabbi Gerschom, Rabbi Gerschom, lebst Du noch?"

War das nicht die Stimme der guten, treuen Deborah?

Rabbi Gerschom lehnte sich weit über die Mauer. Ja, sie war es wirklich, sein treues, edles Weib!

„Deborah," rief er, „theure Deborah, Dich sendet Gott! Du wirst mir Rettung bringen!"

„„O, lebst Du noch, geliebter Mann? ich bin gekommen, um mit Dir zu sterben!""

„Nein, wir sollen noch nicht sterben; wir sollen Beide noch länger leben; so hat es der allgütige Gott beschlossen. Hilf mir, gute Deborah, dem Tode entrinnen!"

„„Gebe Gott, daß Du die Wahrheit sprechen mögest Doch, wie soll ich Dir helfen?""

„Höre mir genau zu, Deborah! Gehe sofort in die Stadt und kaufe Dir ein Knäuel feines, aber doch starkes seidenes Garn und einen langen Bindfaden und dann kehre hierher zurück; bringe auch ein wenig Butter und ein dünnes Hölzchen mit."

Deborah that, wie ihr war geheißen worden.

„Jetzt," rief ihr der Rabbi zu, „jetzt suche einen Käfer zu erhaschen, weißt Du, einen rothen, wie ich ihn neulich Dir zeigte. Du findest ihn am Leichtesten in der Nähe von Pferdekoth. Hast Du einen solchen gefangen, so binde ihm das Hölzchen mit dem seidenen Faden um den Leib; dann schmiere ein wenig Butter an die Spitze des Hölzchens und setze den Käfer an die Mauer; der Käfer liebt die Butter und wird, um sie zu erreichen, an der Mauer emporklimmen und so den Seidenfaden zu mir heraufbringen."

Eilig machte sich Deborah auf den Weg und fand bald einen Käfer, wie ihn der Rabbi beschrieben hatte. Dann verfuhr sie nach der Anweisung ihres Gatten. Der Käfer kroch, die Butter erstrebend, an der Mauer empor und schleppte so den Seidenfaden hinauf. Glücklich erhaschte ihn der Rabbi und befestigte den Faden oben am Thurm. Nunmehr band Deborah den Bindfaden an das seidene Garn, und Rabbi Gerschom zog diesen in die Höhe.

„Gelobt sei Gott," rief er hinab, und gesegnet seist Du, Deborah! Jetzt bin ich doch vor dem Hungertode geschützt. An diesem Bindfaden kann ich alle Speisen heraufziehen, die Du mir bringen wirst."

Und Deborah eilte nach Hause, um Brod und Fleisch und Wein und Wasser zu holen. Rabbi Gerschom zog unterdeß den Bindfaden in die Höhe. Dann drückte er an die Feder, und das Dach öffnete sich. Der Rabbi ließ es offen, damit die frische Luft in den Thurm ströme.

Nach einiger Zeit kehrte Deborah zurück und brachte so viele Lebensmittel als sie in ihren Kleidern verbergen konnte. Der Rabbi ließ den Bindfaden nieder und zog die Speisen und Getränke, die in Fläschchen und Körbchen Deborah daran befestigte, empor.

Die Tageszeit war unterdessen weit vorgerückt.

„Jetzt gehe nach Hause, Du gutes Weib," rief der Rabbi herunter, „schlafe ruhig und in freudiger Hoffnung. Morgen bringe mir so viele Stricke, wie Du nur immer in Deinen Kleidern verbergen kannst."

Deborah ging nach Hause, Gott im Herzen dankend. Noch immer redete sie mit Melitta kein Wort.

Rabbi Gerschom begab sich wieder in das Innere des Thurmes und schloß das Dach.

„Allgütiger," sprach er, „Du hast Dein Ohr geneigt der Stimme meines Flehens; o, stehe mir ferner bei, damit ich noch fürder leben und wirken kann zur Verherrlichung Deines großen Namens!"

Am andern Tage brachte Deborah wieder Lebensmittel; auch brachte sie nach und nach viele Stricke herbei. Aus diesen flocht der kunstreiche Rabbi eine Strickleiter, durch die er seine Flucht zu bewerkstelligen hoffte.

XVI.

Die Vergeltung.

Als die Strickleiter vollendet war, ließ sie der Rabbi hinab und hieß sein treues Weib, an derselben emporsteigen. Bald saß Deborah neben ihrem Gatten im Inneren des Thurmes.

Als die beiden Gatten sich genugsam ihrer Wiedervereinigung gefreut hatten, erzählte Deborah Alles, was sie erlauscht hatte. Rabbi Gerschom wurde sehr trübe gestimmt. Diese Melitta, die er so sehr geliebt, war ein herzloses, schändliches Weib, das ihn zwiefach verrathen, und das selbst durch die schmähliche Behandlung, die ihr von Seiten des Ritters geworden, nicht zur Reue hatte gebracht werden können.

„Sie muß sterben!" sprach Rabbi Gerschom dumpf.

„„Was sagst Du?"" fragte Deborah erschreckt.

„Sie muß sterben, und zwar nicht allein zur Strafe für ihre todeswürdigen Vergehungen, sondern auch namentlich deß=

wegen, damit sie unsere Flucht nicht hindere. Ich würde ihr den Scheidebrief schreiben, wenn ich frei wäre. Das kann ich nicht unter den gegenwärtigen Umständen; auch kann ich das schlechte Weib nicht zurücklassen als eine verheirathete Frau; sie würde nur noch fortfahren, todeswürdige Verbrechen zu begehen. Sie muß sterben, sie hat den Tod zwiefach verdient."

Deborah weinte.

„Weine nicht," sprach der Rabbi, „sie verdient Dein Mitleid nicht. Jetzt aber höre, wie wir unsere Flucht bewerkstelligen wollen. Ich werde, bis der günstige Zeitpunkt zum Entfliehen da sein wird, hier im Thurme bleiben; ich bin hier am sichersten. Du aber erkundige Dich, wann ein Schiff von Konstantinopel abgeht, einerlei ob nach Frankreich, Italien oder Taurien Dann miethe zwei Plätze, angeblich für Dich und Deine Dienerin. Nimm dann Alles, was wir an Werthsachen noch besitzen und bringe es auf das Schiff; mir aber bringst Du einen weiten Frauenmantel, damit ich in ihn gehüllt Dir als Dienerin folge; ich werde erst in der Nacht vor der Abfahrt das Schiff besteigen."

„„Und Melitta?""

„Sage ihr in derselben Nacht, daß ich noch lebe; sage ihr, daß die Engel vom Himmel mich speisen und daß ich hier herrlich und in Freuden lebe; ihre Neugier wird rege werden und sie wird Dir hierher folgen."

Deborah vollzog Alles, wie es Rabbi Gerschom angeordnet hatte. Bald erfuhr sie, daß ein Schiff schon nach drei Tagen nach Venedig absegeln würde. Sie nahm zwei Plätze und brachte ihre Habseligkeiten auf das Schiff. Alle Welt fand es natürlich, daß sie zu ihrem Vater nach Mainz zurückkehren wollte.

Unterdeß hatte Melitta tausend Pläne für ihr künftiges Leben gemacht. Nichts war ihr erwünschter als die endliche Abreise ihrer Nebenbuhlerin; dann wollte sie frei und ungehindert ihr Leben genießen; tausend goldene Dareiken waren in jener Zeit ein großes Vermögen.

„Melitta," sprach Deborah am Abend vor ihrer Abreise, „ich reise morgen. Laß uns nicht im Zorne von einander scheiden."

„„Lebe wohl, Deborah,"" entgegnete Melitta, „„Du wirst Dich wohl in Mainz wieder verheirathen?""

„Da sei Gott vor! Rabbi Gerschom lebt noch!"

„„Du scherzest! Wie wäre das möglich?""

„Die Engel vom Himmel ernähren ihn wie die Raben einst dem Propheten Elijahu Speise und Wein brachten."

„„Und dennoch willst Du abreisen?""

„Auf meines Gatten Geheiß. Er wird mir bald nach Deutschland folgen."

„„Und wo hast Du den Rabbi gesprochen?""

„Im Thurme."

„„Kann man denn zu ihm gelangen?""

„Gewiß, ich war einigemal bei ihm."

„„Noch einmal, Deborah, Du scherzest!""

„Wolltest Du Dich vielleicht überzeugen?"

„„Bei Gott, das möchte ich!""

„So folge mir!"

Als die beiden Frauen am Thurme anlangten, fanden sie die Strickleiter schon niedergelassen. Rabbi Gerschom erwartete sie bereits.

Deborah klomm an der Leiter empor und hieß Melitta ihr folgen.

Melitta zögerte Anfangs; allein die Neugier überwog.

Sie klomm die Leiter hinan und folgte dann Deborah in das Innere des Thurmes.

Hier stand Rabbi Gerschom. Melitta wollte auf ihn zueilen; allein sie erschrak ob des finstern Ausdruckes seiner Züge, die eine auf dem Tische stehende, brennende Lampe — auch diese hatte ihm Deborah gebracht — schwach beleuchtete.

„Melitta," sprach der Rabbi, „wer hat meinen Feinden verrathen, wie man den Thron des Kaisers wägen kann?"

Melitta erschrak. „Ich weiß es nicht," stammelte sie.

„Kennst Du auch Michael, den Paphlagonier nicht?" entgegnete bitter der Rabbi.

Melitta wurde blaß; ihre Knie schlotterten; doch faßte sie sich. „Ich kenne den Mann nicht!" sagte sie.

„Wer," fuhr sie weinend zu reden fort, „wer hat mich bei Dir verleumdet, Gerschom?"

„„O, laß Deine falschen Thränen,"" sprach kalt der Rabbi, „„sie täuschen mich nicht mehr; habe ich mich durch sie doch nur zu oft bewegen lassen! Melitta, bekenne Deine Sünden und bereue Deine Schuld, damit Du Gnade findest vor dem ewigen Richter!""

„Vor dem ewigen Richter? Gerschom, was willst Du mir thun?"

„„Du mußt sterben!""

„Du willst mich tödten?"

„„Ich werde nicht Hand an Dich legen; aber Deborah und ich, wir werden den Thurm verlassen; Du wirst zurückbleiben und des Todes sterben, den Deine Tücke mir zugedacht hatte.""

Da warf sich das unglückliche Weib auf die Erde und umschlang die Knie ihres Gatten.

„Habe Erbarmen,“ rief sie, „habe Erbarmen; ich bin unschuldig!“

„Wie, das wagst Du noch immer zu behaupten? Hat doch der Eunuch Johann mir selbst im Gerichte gesagt daß sein Neffe das Geheimniß von meinem Weibe erfahren.“

Melitta erhob sich.

„Und hast Du nicht der Frauen zwei?“ sprach sie rasch, „muß ich es gewesen sein, die Dich verrathen hat?“

„„Schlange,“ rief empört der Rabbi, „„willst Du die edle Deborah, meine Lebensretterin, verdächtigen? O, diese Schlechtigkeit übertrifft noch Deine früheren Schandthaten. Deborah konnte nicht verrathen, was sie selber nicht wußte, was ich nur Dir allein, durch Deine heuchlerischen Schmeichelworte bewogen, anvertraut hatte. Auch hat mich Michael, Dein Buhle, verhöhnt und gesprochen; „Dein Weib ist mein Weib!“

„„Und kann er nicht Deborah gemeint haben?““

„Nein, das kann er nicht, denn er fügte hinzu: „Ich kannte sie schon, ehe Du sie freitest.“ Doch, was verliere ich viele Worte; Deine Schuld ist erwiesen. Du hast noch einige Tage zu leben; hier sind noch Speisen und Wasser und Wein. Benütze die Zeit, die Dir bleibt, Deine Sünden zu bereuen, damit Dein Tod Deine Verbrechen sühne und Du Theil habest am ewigen Leben! — Deborah, rasch, verlasse den Thurm — ich folge Dir!“

Melitta stieß einen furchtbaren Schrei aus. Noch einmal warf sie sich dem Rabbi zu Füßen; noch einmal umschlang sie seine Knie und weinte laut.

„„Rabbi!““ rief Deborah, von Mitleid überwältigt, „„verzeihe ihr!““

„Ich kann nicht!" entgegnete Rabbi Gerschom, „was soll ich mit ihr beginnen? Ihre Untreue steht zwischen mir und ihr; sie kann mein Weib nicht mehr sein!"

„„So sende ihr von der Heimath einen Scheidebrief!""

„Und wer bürgt mir dafür, daß sie nicht noch in dieser Nacht uns verräth und unsere Flucht verhindert?"

„„Sie wird es nicht thun; um meinetwillen verzeihe ihr!""

Rabbi Gerschom schwankte; vielleicht hätten ihn die Bitten Deborah's zur Milde bewogen; aber während der Rabbi noch mit Deborah sprach, hatte sich Melitta erhoben. Rasch flog sie die Wendeltreppe hinauf und rief von oben herab: „Ich bin frei' Ihr aber werdet nicht entrinnen!"

„Ha," rief Rabbi Gerschom, „sie wird hinabsteigen, die Strickleiter entfernen und die Scharwache des Kaisers herbeirufen wollen!"

Melitta war glücklich oben angelangt. Sie tastete mit den Händen nach der Strickleiter und fand sie. Schon wollte sie hinabsteigen, da hörte sie die Tritte des nacheilenden Rabbi; in Angst und Eile that sie einen Fehltritt und stürzte in die furchtbare Tiefe hinab. Rabbi Gerschom und Deborah vernahmen einen furchtbaren Schrei, ein dumpfes Stöhnen — dann war Alles still. Rabbi Gerschom kehrte wieder in das Innere des Thurmes zurück, faßte Deborah an der Hand und führte sie die Treppe hinauf. Als sie oben angelangt waren, drückte der Rabbi an die Feder und die Eisenplatte bedeckte den Thurm. Dann eilten sie an der Leiter hinab und zogen diese herunter, um sie mit sich zu nehmen.

Unten angelangt, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar! Da lag Melitta mit zerschmettertem Haupte. Schon war das Leben entflohen; sie war mit dem Kopfe derart auf

einen Stein gefallen, daß das Gehirn weit umhergespritzt war.

Deborah schrie laut auf, als sie den vom Mondlicht düster beleuchteten, entstellten Leichnahm erblickte. Auch Rabbi Gerschom konnte die Thränen nicht zurückhalten. Da lag das Weib, das er einst so geliebt und das ihn so schmählich verrathen hatte!

„Der Fluch ihres Buhlen hat sie erreicht," sprach Deborah voll Grauen.

„„Auch ihr Fluch wird auf sein Haupt fallen," sagte der Rabbi, „möge ihr Tod ihre Vergehen sühnen, möge Gott ihrer unsterblichen Seele gnädig sein!"

Dann wühlte er mit seinem Taschenmesser den lockeren Sandboden auf und bedeckte die Leiche nothdürftig mit Erde.

„Lechi Beschalom! gehe in Frieden!" sprach er darauf, und hüllte sich in den von Deborah am Fuße des Thurmes niedergelegten Frauenmantel; dann eilten sie Beide dem Hafen zu und erreichten glücklich das sich zur Abfahrt rüstende Schiff.

In Konstantinopel wurde Melitta nicht vermißt; man glaubte allgemein, sie habe Deborah nach dem Occident begleitet.

XVII.

Saget dem Gerechten, wenn er gut ist, daß er die Frucht seiner Thaten verzehren wird,
Wehe dem bösen Bösewicht, nach dem Thun seiner Hände wird ihm gethan.

Das Schiff, welches Rabbi Gerschom und Deborah trug, kam glücklich im Hafen von Venedig an. Hier stiegen sie

ans Land, und der Rabbi sprach öffentlich in der Synagoge das Dankgebet, zu dem er diesmal doppelt verpflichtet war. War er doch dem Kerker entronnen und hatte glücklich die Seefahrt überstanden.

Große Freude herrschte in Mainz, als Rabbi Gerschom mit seiner Gattin dort ankam.

„Jetzt will ich gerne sterben," sprach der greise Rabbi Lion, „da Gott mich meine Kinder noch einmal hat schauen lassen."

Als er dann auch bald darauf starb, wurde Rabbi Gerschom von der Gemeinde zu seinem Nachfolger bestimmt.

Unterdeß hatte man in Konstantinopel, nachdem die festgesetzte Frist verstrichen, den Hungerthurm geöffnet, um die Leiche des Rabbi in ehrenvoller Weise zu bestatten. Allein der Rabbi war verschwunden; statt seiner fand man die Ueberreste seines ungetreuen Weibes am Fuße des Thurmes.

Dieses Ereigniß erregte ungeheures Aufsehen. Selbst der Kaiser kam, um sich von der Wirklichkeit des unglaublich Scheinenden zu überzeugen.

„Sagte ich es nicht immer," sprach der Eunuch Johann, „der Jude ist ein Zauberer!"

„„Nein,"" erwiderte der Kaiser, „„er ist kein Zauberer; er ist ein weiser Mann wie kein zweiter auf Erden. Ich werde nicht Ruhe finden, bis ich erfahren, wie er seine Rettung bewerkstelligt hat.""

Der Kaiser ließ sich darauf erkundigen, wohin Deborah gekommen und erfuhr, daß sie in ihre Heimath zurückgekehrt sei. Mit Recht vermuthete Basil, daß sich auch Rabbi Gerschom dahin gewandt habe.

Um diese Zeit kam ein Gesandter des deutschen Kaisers Heinrich II. nach Konstantinopel, um den Tod des jungen

Kaisers Otto III. und die Thronbesteigung Heinrichs anzuzeigen. Otto III. hätte die Prinzessin Theodora heirathen sollen, allein der Tod hatte ihn in früher Jugend ereilt.

Auf des Kaisers Wunsch schrieb der Gesandte, ein Graf von Wittelsbach, an den Erzbischof von Mainz und sandte den Brief durch einen eigenen Boten. Der Erzbischof ließ Rabbi Gerschom zu sich kommen und zeigte ihm den Brief des Grafen. Dieser berichtete, daß der Kaiser die Verurtheilung des Rabbi bereue, ihm seine volle Gnade zusichere und ihn bitten lasse, ihm das Geheimniß seiner Flucht zu enthüllen.

Rabbi Gerschom schrieb darauf an den Kaiser einen ausführlichen Brief, in welchem er Alles erzählte. Der Bote brachte den Brief nach Konstantinopel. Der Kaiser verwunderte sich gar sehr ob der mitgetheilten Ereignisse. Sofort ließ er den Thurm untersuchen, und siehe, es fand sich Alles, wie Rabbi Gerschom es angegeben hatte; da ließ der Kaiser das künstliche Dach entfernen und durch ein anderes ersetzen. Als er dann eine Gesandtschaft nach Bamberg an Kaiser Heinrich II. schickte, um diesem zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, sandte er auch reiche Geschenke nach Mainz an Rabbi Gerschom; zugleich ließ er den Rabbi bitten, daß dieser nach Konstantinopel zurückkehre, um der vollen Gnade des Kaisers theilhaftig zu werden.

Rabbi Gerschom schrieb dem Kaiser einen Dankbrief, in welchem er jedoch die entschiedene Weigerung, nach Konstantinopel zurückzukehren, aussprach.

Als Basil den Brief empfing, rief er: „Ich werde nicht ruhen und rasten, bis ich diesen Mann wiedergewonnen habe. Der deutsche Kaiser herrscht über Barbaren, ich herrsche über civilisirte Nationen — allein in der Beziehung übertrifft jetzt

sein Reich das meinige, daß er den weisesten Menschen zu seinen Unterthanen zählt, den ich in unverständiger Weise aus meinen Landen vertrieben habe. Doch ich will und darf es nicht dabei lassen; ich werde ihn wiedergewinnen und er wird das schönste Juwel meiner Krone sein!"

Der Mensch denkt und Gott lenkt! Selbst der mächtigste Kaiser kann nicht mit Bestimmtheit etwas durchsetzen wollen, was vielleicht schon morgen für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Basil II. starb bald darauf, seinen Bruder Konstantin VIII. im Alleinbesitz des Thrones zurücklassend.

Konstantin überlebte seinen Bruder nur um drei Jahre. Auf dem Sterbebette vermählte er seine älteste Tochter Zoë mit dem Patricier Roman Argyropolus. Roman hatte ein edles Weib, Namens Helena, von der er sich nicht trennen wollte. Als aber Konstantin ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er sich weigere, so begab sich Helena freiwillig in ein Kloster. Die Vermählnng wurde vollzogen, Konstantin starb, und Roman bestieg, als der Dritte dieses Namens, den kaiserlichen Thron.

Kaiser Roman III. war ein schwacher Mann. Ohne hervorragende Eigenschaften, war er auch unglücklich im Kriege gegen die Saracenen. Jetzt war die Zeit des Eunuchen Johann gekommen. Er stellte seinen Neffen Michael der Kaiserin vor, die zu dem schönen Manne von Liebe entbrannte. Kaiser Roman III. wurde vergiftet, und als das Gift nicht schnell genug wirkte, wurde er in einem heißen Bade erstickt. Noch an demselben Tage wurde Michael zum Kaiser ausgerufen, mit dem Purpur bekleidet, auf den Thron gesetzt und so dem Volke gezeigt Am Sarge des ermordeten Kaisers

mußte der Patriarch Alexius die Trauung Zoë's mit dem Emporkömmling Michael vollziehen.

Als Michael IV., der Paphlagonier, den Thron bestieg, den Rabbi Gerschom auf Geheiß des Kaisers Basil II. so kunstvoll erbaut hatte, schwiegen die Thiere und Vögel und erhoben sich auch nicht. Das Volk sah darin eine Folge des furchtbaren Verbrechens, des Mordes Roman's III. Unstreitig war am Räderwerk etwas zerbrochen. Die geschicktesten Künstler wurden herbeigerufen, um das Kunstwerk wieder herzustellen. Allein es gelang ihnen nicht; der Einzige, der es vermocht hätte, lebte fern in Deutschland an den Ufern des Rheins, und hütete sich wohl, nach Konstantinopel, wo jetzt sein Feind, der Eunuch Johann, Alles galt, zurückzukehren. Als späterhin der Kaiser Geld brauchte, schickte er das Kunstwerk Rabbi Gerschom's in die Münze.

Der Eunuch Johann stand jetzt auf dem Gipfel der Macht; er hatte seinen Neffen zum Kaiser gemacht, und Michael IV. war ihm — so schien es — ganz ergeben. Die Juden des oströmischen Reiches zitterten. Wer sollte sie nun vor der Macht ihres Feindes schützen?

Doch die Frevler vernichten sich selbst. Johann regierte das Reich, während er Zoë wie eine Gefangene behandelte. Michael ergab sich einem ausschweifenden Leben. Johann wollte auch Patriarch werden und ließ den Patriarchen Alexius ermorden. Schon sah er sich am Ziele seiner Wünsche, da bemächtigte sich ein anderer Oheim Michael's, Namens Konstantin, des Vertrauens des ohnmächtigen Kaisers, wußte ihn gegen seinen Wohlthäter einzunehmen und den Eunuchen Johann des Hochverraths zu verdächtigen. Johann wurde verhaftet, angeklagt, von den Richtern, feilen Creaturen Konstantin's, zum Tode verurtheilt und in den Hungerthurm ge-

sperrt, aus dem zu entrinnen ihm nicht gelang. Er starb eines qualvollen Todes.

Die Kaiserin Zoë hatte mit Freude das Ende des Eunuchen Johann vernommen; sie glaubte nunmehr wieder Theil an der Regierung nehmen zu können; das aber lag nicht im Plane des ehrsüchtigen Konstantin; er ließ vielmehr die Prinzessin Theodora in ein Kloster sperren und auch Zoë ließ er auf eine Insel bringen, ihr das Haar abschneiden, um sie hinter Klostermauern zu vergraben. Da empörte sich das Volk; es befreite die beiden Kaisertöchter und rief sie zu Kaiserinnen aus. Michael und sein Oheim Konstantin wurden gefangen genommen, geblendet und ins Gefängniß geworfen, wo sie nach Jahren voll unsäglicher Leiden, von Gewissensbissen gefoltert, ihr elendes Leben beendeten. So erfüllte sich an Michael der Fluch Melitta's, wie an ihr der Fluch Michael's bereits lange vorher in Erfüllung gegangen war.

Rabbi Gerschom lebte unterdeß, fern von allen diesen Gräueln, seinen Studien und seiner Gemeinde. Er vollendete seinen großen Talmudcommentar. Auch segnete Gott seine Ehe mit der edlen Deborah, die ihm, als er es kaum noch erhoffte, Söhne und Töchter gebar. Rabbi Gerschom's Ruhm erfüllte die ganze Welt; man nannte ihn Mëor Hagolah d. h. das Licht des über die Welt zerstreuten Israels (Diaspora). Zehn Jahre vor seinem Tode berief er eine Versammlung von hundert durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hervorragenden Rabbinen nach Worms. Alle folgten bereitwillig dem Rufe des großen Rabbinen von Mainz. Von dieser Versammlung wurden viele Beschlüsse zur Erhaltung und Kräftigung der Frömmigkeit und Gottesfurcht genommen, die auch bei allen Juden des Occidents Gesetzeskraft erlangten. Der wichtigste unter diesen

Beschlüssen war die Einführung der Monogamie. Seit jener Zeit nimmt der abendländische Jude nur e i n e Frau. Das ist der berühmte Cherem de Rabbenu Gerschom Möor ha Golah. d. h. der Bann, mit welchem die Vielweiberei belegt hat Rabbi Gerschom, das Licht der Diaspora.

J. Gottsleben'sche Buchdruckerei in Mainz.